inv. & del. Roma — Darmstadt

Wilh. Waiblinger's

gesammelte Werke,

mit des Dichters Leben

von

H. v. Canitz.

Rechtmäßige Ausgabe letzter Hand.

Dritter Band.

Hamburg
Georg Heubel
1839.

Stuttgart, Druck von Fr. Müller.

Inhalt.

Das Märchen von der blauen Grotte 1
Das Blumenfest 79
Friedrich Hölderlin's Leben, Dichtung und Wahnsinn . . . 219

Das Märchen

von

der blauen Grotte.

Der ehrbare Don Guiseppe, Notar auf der Insel Capri, sagte zu seinem Vetter und Gaste, einem Rechtsgelehrten aus Neapel, mit Namen Don Giovanni: Ei, wo steckt er denn diesen Morgen? Die Tafel ist gedeckt, und man könnte auftragen. Aber es sind doch wunderliche Leute, diese Fremden. Ich, der ich so viele Gelegenheit habe, sie zu beobachten, und die verschiedensten Nationen kennen zu lernen, vermag mich oft nicht mehr zu halten und lache. Die Sonderbarsten und Widerwärtigsten aber sind ohne Umstände die Engländer, die sich in nichts schicken wollen, Bequemlichkeiten und Dinge des Luxus hier auf der Insel verlangen, wie in der Stadt, einem keinen guten Tag wünschen, das italienische schlechter sprechen, als selbst die Deutschen, alles bekritteln und tadeln, und wenn sie abzieh'n, meist noch einen übeln Ruf als Geizhälse zurücklassen. Allein, Herr Gevatter, setzte

er hinzu, indem er auf den Balkon trat, und über die weiß-getünchten Säulen der Hausflur und die Orangen-, Wein- und Feigengärten gegen das Meer hinschaute, allein unser Deutscher ist doch auch ein höchst abenteuerliches Subjekt.

Nun ja, erwiderte der Advokat, das sind alle Poeten, mehr oder minder, und er dünkt mir oft noch recht vernünftig zu seyn! In der That, ich will ihm von Herzen wohl, wie einem Sohn, der wohl dem Vater selbst über den Kopf hinaussieht, und habe mich diese Herbstwochen recht gerne in seiner Gesellschaft befunden. Was kann so ein Mensch nur erzählen! Wir andere leben in unserer Stadt, und kommen kaum in die Favorita oder durch die Grotte, Jahr aus, Jahr ein derselbe Schlendrian, und am Ende, wenn wir's genauer betrachten, geht unser ganzes Sinnen und Trachten nur darauf hinaus, das gewöhnliche Bedürfniß bequem befriedigen zu können. So ein wunderbarer Mensch verläßt aber Vaterland, Eltern und Geschwister, mischt sich unter fremde Sprache, Volk und Sitte, lernt die Welt im Großen kennen, und das müssen wir unserm Deutschen zum Lobe nachsagen, daß er mit uns zu leben versteht, als ob er in Neapel geboren wäre. Nur seit einigen Tagen ist er anders geworden. Statt daß er sonst mit uns auf die Jagd oder auf den Fischfang zog, Nachmittags mit mir zur Tiber hinauf spazierte, und Abends uns bis in die späte Nacht mit Erzählunger

aus fernen kalten Ländern, mit gelehrten Gesprächen oder mit Scherzen und gutem Humor unterhielt, läuft er nun Morgens allein zu den Felsen der kleinen Marine hinunter, wo ihm keine Seele begegnet, spricht bei Tisch wenig oder ist so zerstreut, daß er in Gedanken auch nach meiner Bouteille greift, und sie ohne das mindeste Bedenken leert, sitzt des Abends am Schreibtisch, oder auf dem Dache, wenn er nicht gar noch um Mitternacht auf den Felswegen der Tracara schwärmt. Gewiß, daß er irgend ein Gedicht ausarbeitet, und er sagte ja, daß er eben deßwegen nach Capri gekommen.

Ich befürchte, versetzte Don Guiseppe, daß er zu viel an Rom denkt. Ich glaube fast, daß er nicht lange mehr bleiben wird, und es mag wohl seyn, daß ihn irgend ein zartes Verhältniß dahin zurückzieht!

Wer wollte auch die Herzensangelegenheiten eines Dichters durchblicken können, rief Don Giovanni aus, und wollte eben fortfahren, als man den Erwarteten durch die Mauerwege von den hundert Kammern des Tiberius herschlendern sah.

Sofort verschwor man sich gegen ihn, und nahm sich vor, ihm bei Tische so hart als möglich zuzusetzen, und ihn zu einem Geständniß zu bringen. So wurde denn der Deutsche — von den guten Capritanern Don Guglielmo

genannt — auf's freundlichste empfangen, und in einem heitern Zimmerchen, wo man die Aussicht über Gärten, Felsen und das südliche Meer genoß, setzte man sich ohne weitern Verzug zu Tisch.

Jetzt wurde der Deutsche nicht wenig mit seinen melankolischen Spaziergängen, seinem zerstreuten Benehmen, seinem veränderten Wesen geneckt, bis er anfing zu lächeln, und sagte: Ich sehe schon, ihr habt's gegen mich abgeredet, und da ich durch mein Stillschweigen eure Neugierde nur reizen würde, durch ein offenherziges Bekenntniß aber sicher bin, das Interesse von mir abzulenken, so wißt denn —

Nun? riefen die neugierigen Italiener zumal. —

So wißt denn, daß ich erschrecklich in Gedanken bin!

Und nun, weiter, weiter!

Nun wißt ihr Alles!

Der Notar lachte, und der Advokat versetzte: Wohlan denn, Don Guglielmo, wenn Sie uns necken, wenn Sie uns zum Besten haben wollen, so soll es nicht ohne Rache von unserer Seite ablaufen, und ich schwöre Ihnen, daß ich Sie auf jedem Spaziergange bei Tag und bei Nacht begleiten, daß ich Ihnen auf dem Dach Gesellschaft leisten, an ihrem Schreibtisch meine Klienten anhören werde.

Das wäre allerdings eine empfindliche Rache, antwortete

der Deutsche, und ich will denn in Gottes Namen Beichte thun. Wißt denn —

Ich wette, fiel Don Giovanni ein, daß der Schalk abermals etwas drolliges vorbringt —

Unterbrechen Sie mich nicht! Wißt denn, daß ich satt, mit Erdenbewohnern zu verkehren, meinen Sinn zum Reiche der Geister gewandt, daß mir langes und tiefes Nachdenken den Schlüssel zu dem Zauberthore gegeben, aus dem die luftigen Schatten emporsteigen, und wodurch ich in die geheimnißvolle Welt gelangt bin, wo selbst die Unmöglichkeit zur Möglichkeit wird, wo die Elemente ihre wechselseitigen Verhältnisse verändern und vertauschen, wo alle Kräfte der Natur sich von ihrer ursprünglichen Bestimmung lossagen, und in ungebundener Freiheit, wie bei nächtlichem Carnevalsspiel durcheinander wirken, wo neue unkörperliche und doch sichtbare Wesen entstehen, und selbst die körperlichen Luft und Wasser, Feuer und Erde durchdringen!

Hab' ich's doch gesagt! rief Don Giovanni, indem er sich scherzhaft drohend erhob. So etwas mußte kommen, und so sey Ihnen denn die grimmigste Rache zugeschworen, erstlich sollen Sie keinen Tropfen mehr von meinem Syrakuser kosten —

O lieber Don Giovanni, fiel der Dichter ein, Sie fangen mit dem äußersten an! Haben Sie Geduld! Glauben

Sie, daß ich nicht scherze, daß Alles buchstäblich wahr ist, was ich Ihnen gesagt, und daß ich im Stande bin, es Ihnen unwidersprechlich zu beweisen. Ob sie mich gleich in diesem Augenblick leibhaftig und lebendig vor sich sehen, so leb' ich doch nicht unter Ihnen, vielmehr in der Welt eines höchst fantastischen Märchens, das mich der Wirklichkeit beinahe entrückt, und ich halte für möglich, daß ich in diesem Moment, während Sie mich anstarren, und vielleicht für verrückt halten, urplötzlich unsichtbar werde, und Sie sich vor Erstaunen in leblose Statuen verwandeln.

Die beiden Italiener brachen in lautes Gelächter aus. Indem erschien auch der alte Kanonikus, der Bruder des Notars, welcher dem Deutschen besonders zugethan war, ein junger Geistlicher und mehrere andere Insulaner, welche sich gewöhnlich um den geachteten Rechtsgelehrten und den abenteuerlichen Fremden versammelten. Sofort wurde diesen gleich das Delirium des letztern eröffnet, und die Gesellschaft gerieth in eine allgemeine lustige Bewegung, als der Deutsche aufstand und sagte:

Meine Herren! Weil sie sich dennoch nicht so schnell überzeugen lassen wollen, und ich fürchte, daß die schrecklichen Drohungen Don Giovanni's in Erfüllung gehen möchten, sodann auch um meinen guten Ruf als Mann von gesundem Verstande zu retten, welchen sie mir zu bezweifeln boshaft

genug sind, so lad' ich Sie insgesammt auf Morgen zu einer Partie nach St. Maria ein, wo ich mich rechtfertigen, wo ich mit einem Wort, mein Märchen erzählen werde.

Die Einladung wurde mit einstimmigem Beifall aufgenommen! Nun denn, rief der Neapolitaner, weil unser Dichter endlich zu uns herabsteigen, und uns eine Probe von seinem Talent geben will, so laßt auch uns nicht zurückbleiben, und versprechen wir ihm ein so vollkommenes Mahl, als es Capri und unser Vetter nur aufbringen kann, und zwar eben in St. Maria, im Freien, unter den Ruinen des tiberischen Palastes!

Gut gesprochen, Don Giovanni, rief die heit're Gesellschaft, und der Notar machte sich alsbald verbindlich, Alles aufzutreiben, was Land und Meer, Jagd und Fischfang, Neptun und Bachus reichen könne.

So wurde also die Partie auf Morgen verabredet. Der geschäftige Wirth hatte nun vollauf zu thun, er sandte nach seinem Fischer, das heitere Wetter hatte den Fang begünstigt, und man hatte die Auswahl zwischen Triglien, Dinten- und Schwertfischen, Seespinnen und großen Seekrebsen, Cefalo und Merluzzo und trefflichen Muränen. Dazu kam noch die Beute der Jagd, die berühmten capritanischen Wachteln, einige Hühner wurden geschlachtet, und Don Giovanni wollte den Syrakuser nicht sparen.

Der Tag erschien und man versammelte sich, als die Sonne nicht mehr zu heiß brannte, im Hause des Notar. Das Mahl wurde einigen Männern aufgeladen, denn Esel gibt es auf dieser Insel kaum ein Halbdutzend, weil man sie nur an wenigen Stellen gebrauchen kann, indem die engen Wege fast allenthalben nur Felstreppen sind. Langsam bewegte sich die Karavane vorwärts, denn es will gute Beine und frischen Athem, um Capri zu durchstreifen; unter der Gesellschaft aber waren einige wohlbeleibte alte Herren, welche nach jeder steilen Passage anhielten, sich den Schweiß von der Stirne trockneten und ihr Gespräch stehend fortsetzten. So zog man durch die Mauerwege zwischen den Felsen fort, denen Aloe und indianische Feige in Menge entwächst, und wo man zuweilen in den Weinbergen ein einsames Haus von jener seltsamen morgenländischen Bauart bemerkt, welche diese Insel auszeichnet, wir meinen die gewölbten steinernen Dächer. Der Rückblick zeigte die Stadt auf's anmuthigste und pittoreskeste hingelagert, und man bemerkte deutlich die schöne Palme beim Hause unsers Don Guiseppe. Drüber hin starrten die jähen Felsen des Monte Solaro, als eine gigantische Masse, und man unterschied selbst die Felstreppe, welche mit mehr als sechshundert Stufen in das luftige Anacapri hinaufführt. Am liebsten aber ruhte das Auge auf dem reizenden Golf, dessen azurner Spiegel vom Vesuv und der

duftigen Stadt an bis zum Cap Misen und den Inseln Procida und Ischia vor den Wanderern entfaltet lag.

Endlich erreichte man den Eremiten, und die großen Gewölbe, Ueberbleibsel des Tyrannen, der hier in seinen Greueln vor achtzehn Jahrhunderten die ganze Menschheit entehrte. Nun stritt man sich um den Platz, wo man sich niederlassen sollte: einige stimmten für die artigen Mosaikböden, auf denen einst der Herr der Erde wandelte, aber die meisten doch für den freien Platz vor der Kapelle, wo man am höchsten steht, und die Insel nebst dem hohen Meer, und die beiden Golfe von Neapel und Salerno bis nach Calabrien hier vor dem Auge liegen.

Hier lagerte man sich denn auch, und zwar auf die Erde. Zuerst freilich gedachte man der köstlichen Leckerbissen, und die geistlichen Herren vermeinten, daß man nach einem solchen anstrengenden Marsche ein gutes Mahl eigentlich verdiene.

Wohl eine Stunde mochte so verflossen seyn, als man sich gesättigt fühlte, und nun, weil das Bedürfniß des Körpers nicht mehr drängte, auch dem geistigen, Gehör verleihen konnte.

So hub denn der Dichter an: Liebe Freunde! Ich glaube, daß wohl keiner unter uns mehr Appetit fühlt. Der Zweck, der uns hier zusammenführt, ist, wenn ich nicht irre, zwar ein weit erhabenerer, edlerer und göttlicherer; aber Ihr

habt doch recht gethan, zuvor für den Leib zu sorgen. Diese Pflichterfüllung muß billig die erste seyn, denn das Körperliche und Geistige verhält sich zusammen, wie der Stamm zu Blüthe und Frucht, wie das Holz zum Feuer, wie der Marmor zum Ideal des Künstlers, wie das Erdenleben zur Ewigkeit und der Weinstock zu diesem Siracusanerweine! Das erste muß vorhanden seyn, damit sich das andere aus ihm entwickle und vollende, auch wenn das letztere eben der Zweck und das Ziel ist, dessenthalben das erste vorhanden. Nach dieser Digression denn will ich zu meiner Erzählung schreiten, und hoffe, daß Ihr mir willig in Gedanken folgen werdet, wohin ich Euch auch führen möge, indem ich Euch verspreche, nicht über den Gesichtskreis hinauszuschreiten, den wir von der Burg Tibers aus genießen, und von Eurer Seite erwarte, daß Ihr mich nicht unterbrecht, sondern höchstens den Becher stillschweigend zum Munde führt, was ich gleichfalls, im Verlauf meiner Erzählung, etwa bei einem Abschnitt, oder einer begeisternden Stelle thun werde. Zuerst will ich Euch den Titel sagen, den mein Märchen führt: Er ist kein anderer, als: „Die blaue Grotte!“

Lauter Beifall erfolgte in der Gesellschaft. Brav, sagte Don Guiseppe, brav, daß Sie unsere Insel durch die Dichtung verherrlichen wollen!

Aber was hat es denn eigentlich mit dieser blauen Grotte

für eine Bewandtniß, fragte Don Giovanni? Wohl hab' ich davon gehört, aber ich bin nie selbst hineingekommen.

Auf der westlichen Seite von Capri, versetzte Guglielmo, befindet sich ein unscheinbarer, bei völliger Windstille nicht einmal mannhoher Eingang, welcher unmittelbar vom Meer aus in eine gewaltige Grotte führt. Der Reflex des ausnehmend tiefen Wassers, von dem sie angefüllt ist, bringt aber ein so wunderbar zauberisches Phosphorlicht in den Wänden der Höhle hervor, daß einer dichterischen Phantasie unwillkürlich Bilder eines Feenmärchens aufsteigen müssen. Es ist wahrscheinlich, daß diese Grotte mit einem über dem Felsen befindlichen Lusthause zusammenhängt, wo Tiber Mädchen hielt, und die heut zu Tage noch Damicuta genannt wird. Leider aber ist wegen des äußerst niedrigen Eingangs sehr schwer, nur bei völliger Windstille, und nur schwimmend hinein zu kommen, weil kein Kahn in Capri befindlich ist, der sich durchwinden könnte, und weil die geringste Bewegung des Meeres das Herauskommen unmöglich machen würde. Diese Grotte, welche erst neuerdings wieder besucht wird, würde den Ruf einer unvergleichlichen Seltenheit in der Welt bekommen, wenn sie zugänglicher wäre, und ich liege daher unserm Don Guiseppe täglich an, einen ganz kleinen Nachen eigens dafür bauen zu lassen!

Wir wollen dran denken, antwortete der Notar! Es

soll noch geschehen! Aber es hat eine eigne Bewandtniß mit dieser Grotte. Sie steht bei den Seeleuten in großem Verruf, und nur zwei Marinari kenne ich, die beherzt genug sind, hinein zu schwimmen.

Auch ich, versetzte der Dichter, bin einmal mit neapolitanischen Seeleuten hier gewesen, die sich über die Maaßen verwunderten, als einige unserer Gesellschaft hineinschwammen, und versicherten, daß sie's nicht um alles Geld der Welt thun würden, übrigens blos aus Furcht vor Meerungeheuern, wie sie sagten, vor Muränen, Schlangen und Hayfischen. Nun genug! Schenkt mir eine Stunde Gehör, und gefällt Euch meine Erzählung, so lasset die Ehre meinem Vaterlande angedeihen, gefällt sie Euch aber wenig oder nicht, so schiebet die Schuld auf mich, und seyd überzeugt, daß es bessere Dichter in meiner Heimath gibt!

Das Märchen.

Manfred ließ das Schwert sinken, und schien erstarrt vor Schrecken. Denn die schöne Manuele, für die er allein mit dem räuberischen Gefolge des Mohrenfürsten und dem Ritter selbst gekämpft hatte, sah er urplötzlich in einem leichten Wagen an der Seite des schwarzen Feindes emporschweben. Statt der Räder schwangen sich an diesem Luftwagen große Drachenflügel, der Rücken des Thieres trug das Gespann und das Schlangenhaupt zischte vorn in die Lüfte. Wohl sah Manfred, wie die Geliebte die Hände rang, wie sie sich anstrengte, zurückzublicken, sich aus den Armen des Entführers loszuwinden, wie sie schon hoch über Land und Meer sich in die Tiefe hinabzustürzen suchte, wie es der Mohr verhinderte und sie fest um den schlanken Leib gefaßt hielt. Schon schwebte der Wagen so hoch und so fern in den Lüften, daß der Ritter nur noch die goldenen Haäre und den weißen flatternden Schleier der Schönen unterscheiden konnte; einem Versteinerten ähnlich blieb er stehen, und verfolgte das immer kleinere Bild, das mitten über dem Meerbusen weg dem Vesuv zuschwebte, so lange, bis es zu einem Punkt wurde, bis es endlich sein Auge vergeblich im Azur des Himmels suchte!

Jetzt, da ihm die Angebetete völlig entrückt war, da er sich allein, getäuscht, gehöhnt, auf dem Felsen von Capri sah, und umsonst sich Flügel wünschte, um die Erde zu verlassen und dem Räuber nachzueilen, jetzt kehrte sein Auge aus der blendenden Bläue des Himmels, wohin sein Theuerstes und Verhaßtestes verschwunden, auf sich selbst zurück, und streifte in der Nähe umher, ob er nicht einen Gegenstand finde, an dem sich der Grimm kühlen könnte. Aber wie erstaunte er, als er die Söldlinge, die sein Schwert getroffen hatte, nicht mehr auf der Erde fand, als sie alle wieder auf den Beinen waren, und nach einer jähen Felsklippe hineilten, welche sich senkrecht über das Meer erhebt. Der Zorn des Prinzen stieg, je mehr er sich einer unbesiegbaren Zauberkraft als unmächtiges Spielwerk anheim gegeben sah, und ohne zu wissen, was es thue, rannte er den Fliehenden nach. Sey es nun, daß die Wuth ihn für jede Gefahr blind machte, und daß ihm wie es in solchen Fällen zu geschehen pflegt, glückte, was ihm im Zustande klarer Besonnenheit Tod gewesen wäre, oder daß eine unsichtbare Macht ihm in diesem Augenblicke beistand, er kletterte so behend die schroffe Felswand hinan, als ob er gebahnten Weg ginge, und bemerkte in der Leidenschaft nicht einmal das grüne Meer, das in der Tiefe brandete, und in das ihn der geringste Fehltritt hätte stürzen können. Schon hatte er, das Schwert in der Rechten, die äußerste Felsspitze fast erreicht, und glaubte, daß ihm die Söldlinge, seyen sie Menschen oder Schatten, nicht entrinnen könnten, als sie sich allzumal in den Abgrund stürzten, und ehe sie die Meeresfläche erreichten, unter Hohngelächter in nichts vergingen.

Der Prinz besann sich einen Augenblick, ob er sich nicht gleichfalls in die See stürzen wolle, so beschämt fühlte er sich, so sehr hatte ihn die ungekühlte Wuth und das peinigende

Bewußtseyn seiner Ohnmacht gegenüber von den feindlichen Geistern den Verstand umnebelt. Jetzt fühlte er nicht sowohl mehr den Verlust Manuelens, als die Art, wie sie ihm entrissen worden, als den Schimpf seiner Waffen, die nur zu siegen gewohnt, die Ehre des deutschen Vaterlandes und die Stütze seines tapfern Freundes, des Königs Manfred waren.

Traurig ließ er sich auf die Felsspitze nieder, wo ein minder aufgeregtes, minder mannbares Gemüth der Schwindel gefaßt hätte, und sagte zu sich selbst:

Ich bin entehrt, ich bin verhöhnt, im Angesicht des ganzen Himmels verhöhnt! Meine Feinde zerstäuben in die Luft, und sind unverwundbar für die Schneide dieses Schwerts! Einst war es mein Ruhm, focht manche Schlacht mit meinem König, und ich glaubte seines Namens würdig zu seyn. Nun bin ich wie ein wilder unmächtiger Knabe behandelt. Von meiner Seite, vor meinen Augen, wird das holdeste Wesen gerissen, dem ich Liebe und Treue für die Ewigkeit geschworen, dessen begeisterndes Lächeln mich tapfer im Kampfe gemacht, und in dessen goldene Locken ich jeden Lorbeerkranz drückte, den ich im Süden errungen. Wo find' ich dich wieder, o süße Manuele! Und wie erscheint dein Ritter vor dir, der wie ein Wahnwitziger mit leeren Schatten kämpft, und nicht zu verhindern vermochte, daß dich der Feind in alle Himmel entführte! Hätte dich der Sultan des Ostens geraubt, ich wollte dich gewinnen, aber wohin hat dich das Gezücht der Hölle getragen? Wo such' ich dich, wo such' ich den Feind auf?

Solcherlei Gedanken verfolgte der Held, und ergriff endlich voll Unwillen das Schwert, das ihm zur Seite hing, nahm es ab und rief: Ich kann dich hinfort nicht mehr mit Ehren tragen: indem du entweiht wardst, hast du auch die

Kraft meines Armes entehrt! Hinweg denn von mir, und vergehe, wo deine Schattenfeinde vergingen.

Damit erhob er sich und warf es mit aller Kraft hinaus, aber statt daß es weit hinweg vom Felsen zum Meere niedergeflogen wäre, entfernte es sich nur langsam, und nur wenige Schritte, und kehrte eben so langsam wieder zurück. Der Prinz, der darin nur einen Hohn der unsichtbaren Feinde erkannte, ergrimmte heftiger, und warf es abermals hinaus, aber es kehrte zum zweitenmal zurück. Noch einmal, und mit größerer Kraft schleuderte es Manfred weg, aber es schwebte zum drittenmal zurück, und zum Erstaunen des Wüthenden hing ein Myrthenkranz an seiner Handhabe, und eine Stimme rief dem Ritter zu: Nimm den Kranz, o Sterblicher: deine Manuele sendet ihn dir. Bleibe treu.

Manfred ergriff das Schwert, und erkannte an dem Myrthenkranze dasselbe rosenfarbene Band, das Manuelens Haare geschmückt hatte. Umsonst blickte er umher, er wußte nicht, woher die Stimme gekommen. Mit wunderbaren Gefühlen betrachtete er das geheimnißvolle Geschenk, hängte sich das Schwert wieder an die Seite, und sagte zu sich selbst:

Noch scheint nicht alles verloren zu seyn. Vielleicht, daß irgend eine wohlwollende Macht sich meiner annimmt, vielleicht, daß das Gute einen Beschützer, die Liebe einen freundlichen Genius findet, der ihr Hülfe gewährt, der sie vor Entheiligung bewahrt! Seyst du, wer du wollest, unsichtbares Wesen, das mir den Kranz gesandt und die Worte der Ermunterung zugerufen, ich nehme deinen Beistand an, ich danke dir für dein Geschenk, ich weihe mich dir, wenn du von so guter Art bist!

Als er dies gesagt, wollte er den Rückweg wieder suchen, aber er schwindelte, indem er in den Abgrund blickte, er suchte

vergebens die Einstufungen des Felsens, durch deren Hülfe er heraufgekommen seyn mußte, und fand das Hinabsteigen unmöglich. Manfred, der sich hier nicht mit übermenschlichen Kräften, sondern blos mit natürlichen Hindernissen im Streite sah, verlor den Muth nicht, er spähte allenthalben umher, ob er nicht irgend ein Gestrüpp finde, das ihm Halt gewährte, besann sich hin und wieder, wo er heraufgekommen, aber er konnte auch nicht die geringste Spur finden. Er blickte zum Meere hinab, ob nicht etwa ein Fischerkahn vorübergleite, aber er sah nur die stillen sanften Wallungen des Wassers, die dunkelblauen Schatten, die der hervorragende Fels über eine kleine Bucht warf, und die lichten hellgrünen Strecken, welche das Kies bezeichnen, das bei Windstille aus der durchsichtigen Fluth hervorschimmert.

So war denn also kein Ausweg, als geduldig zu erwarten, ob nicht der Zufall, ob nicht übernatürliche Hülfe erscheine, denn von Menschen konnte man wenig oder nichts hoffen. Der heldenmüthige Ritter, durch die ermunternden Zeichen des unbekannten Wesens gestärkt, und auf seine beharrliche Kraft vertrauend, setzte sich abermals nieder und sagte, indem er den Kranz betrachtete:

Ja, schöne Manuele! Ich will dir treu bleiben, und wenn es mir bestimmt wäre, auf diesem unwirthlichen Felsen den Hungertod zu sterben, so sollst doch du mein letzter Gedanke, das letzte ach meines Athems seyn! Sie wiederzufinden, sie auf immer zu gewinnen, schien nun fast unmöglich zu seyn, allein je schwieriger, je zweifelhafter die Wiedererlangung eines verlorenen Gegenstandes ist, desto mehr strengt sich unsere Einbildungskraft an, seinen Werth zu erkennen, ja zu erhöhen, desto mehr fühlt sich unser Wille, unser Herz geneigt, alle Kräfte aufzubieten, um auch zum entferntesten Ziele zu gelangen.

Nicht der Gegenstand allein, sondern unsere Kraft und Fähigkeit, die sich messen, ihre Dauer und Beständigkeit erproben soll, die Ehre oder die Schande, die uns vor uns selbst daraus erwachsen kann, wird uns nach und nach gleichsam zum Ziel, und so wollte er denn versuchen, ob er allen bösen Geistern, allen irdischen und überirdischen Hindernissen zum Trotz bei dem verharren könnte, was ihm Richtung für Gefühl und Wünsche, für Leben und Thaten, für Kampf und Tod geworden.

In solchen Gedanken bemerkte der Prinz, daß die Sonne schon dem Untergang nahe war. Sie verbreitete die sanfteste Röthe über die Insel Ischia, und der Duft der Ferne spielte so wundersam mit den Strahlen der Sonne, daß eine Rosengluth das Meerbild des Eilands überschwemmte, und der Epomeo wie ein leuchtender Edelstein voll der durchsichtigsten Klarheit aus den Fluthen hervorschimmerte. Unscheinbarer, und gleichsam tiefer in's Meer versenkt, dämmerte Procida und das Vorgebirge von Misenum nebst den flachern Bergumgebungen des Golfs von Bajä nur wie ungewisses röthliches Gewölk am Horizont, dagegen zur Rechten der fast in die See versunkenen Stadt das schöne Gebirg des Vesuv's in glänzendem Violett die Landschaft schloß.

Als die Abendröthe zu erbleichen anfing, trat eine eben so schöne Nacht ein. So war der unschuldigen Freude der Liebe, die er diesen Morgen noch an Manuelens Seite genossen, bald die Trauer ihres Verlustes gefolgt, und der Prinz verglich ihre Rosenwange mit der sanften Röthe des Himmels, ihr klares Auge mit der untersinkenden Sonne, und die Stimmung, in der jetzt sein Gemüth war, und mit der er die Welt betrachtete, mit der ungewissen Dämmerung, in welcher alle Gegenstände um ihn, in welchen das ferne Land über dem Meerbusen und die benachbarten Inseln zerflossen. Ueber dem

schwarzen Haupt des Vesuvs leuchtete hie und da eine flüchtige Purpurhelle auf, die weithin einen glänzenden Schein verbreitete. Aber was die Einbildungskraft des Helden wundersam aufregte, war ein großes schönes Angesicht, das er zuweilen in jenem Glanze zu erkennen glaubte. Deutlich unterschied er die hohen Züge, die nur Manuele im Angesicht trug, und je öfter die Flamme aus dem Krater aufstieg, desto sprechender fand er die Aehnlichkeit. Dieses Angesicht schwebte jedesmal mit dem Feuer empor, das der Berg auswarf, es war nur der entzückend schöne Kopf, ohne Hals, gleich der Gorgone, aber die goldenen Haare strudelten wie ein Feuerregen zu beiden Seiten hinab, und er sah wohl selbst eine Flammenlocke über dem Krater wallen. Lange sah der Prinz mit unsäglichem Schmerz dem eben so schrecklichen, als reizenden Schauspiel zu, und vermuthete zu seinem höchsten Leid, daß der schwarze Räuber die Geliebte wohl auf den Gipfel des Vesuvs entführt habe, und nun den unmächtigen Sterblichen mit seinen Blendwerken necke. Diese Vermuthung, dieser Schmerz verwandelte sich in Wuth, als plötzlich die Flammenauswürfe aufhörten, und dafür zuweilen das weiße Angesicht so bleich, wie der Halbmond in der Dämmerung, in den Lüften erschien und schnell wieder verschwand. Sein Schmerz vergrößerte sich, als er zu bemerken glaubte, daß das Gesicht Bewegung, Leben und Ausdruck zeige, ja, daß es ihn leidend und flehend anblicke.

Wie hängt meine ganze Seele an dir, rief Manfred, o du holdes Antlitz, das mir der schreckliche Berg zeigt! Sey es die unnahbarste Macht, die dich mir entrissen, die den schwarzen Entführer beschützt, habe sie dich tief bis in's empörte Eingeweide des Vulkans getragen, verhöhne sie meine flügellosen Schultern mit welchen Bildern sie wolle, ich bleibe

dir treu, Manuele, ich weihe dir Schwert und Ehre, so anders du in so neuen Regionen, in der schnellen Folge so unbegreiflicher Zauber des Unglücklichen nicht vergissest, den der Hohn seiner Feinde auf die Felsklippen dieser Insel verbannt!

Unterdessen war der Mond emporgestiegen, und nun glaubte Manfred, einen riesenhaften Schatten gleich einem Manne zu erblicken, der das Gebirge noch überragte, und von der Südseite des Meerbusens Campani über das Meer hinüberschritt, und immer kleiner ward, bis er im Golf von Bajä so undeutlich verdämmerte, daß man ihn nicht mehr erkennen konnte. Dann kam er wieder zurück, vergrößerte sich mehr und mehr, warf einen langen Schatten bis zum Fuß des Vesuvs herüber, und verschwand in der Meerenge zwischen der Insel und den Campanellen.

Der Prinz betrachtete den ungeheuern Schatten mit steigender Aergerniß, denn er hielt auch ihn für eine Scheingeburt des Feindes, aber wie erstaunte er, als das himmelhohe ungewisse Bild plötzlich mitten im Meere anhielt, sich näherte und zusehends verkleinerte. Je niederer aber der Schatten wurde, desto deutlicher und schwärzer erkannte man ihn im Licht des Mondes, bis er allmählich in die felsige Bucht hereinschwebte und feste Umrisse gewann. Noch sah ihn Manfred über dem Wasser dunkeln und Schatten werfen, ob er gleich selbst Schatten war, als er sich plötzlich in einen Mann von gewöhnlicher Größe verwandelte, der in einer Barke am Fuß des Felsens herumtrieb, auf dem der Ritter stand.

Nur das schärfste Auge konnte ihn erblicken, denn die Höhe jener abschüssigen Felsen auf Capri ist zu beträchtlich, als daß ein Kahn in der Tiefe bei Mondbeleuchtung erkennbar wäre, dennoch aber erscholl seine Stimme so klar und hell herauf, als ob er neben Manfred stünde!

Sey ohne Furcht, tapferer Sterblicher, rief er, ich bin der Wächter, der des Nachts vom Cap der Minerva über den Meerbusen wandelt, um das Reich meiner Königin vor den bösen Geistern zu bewahren, die dort im Feuerberge wohnen. Ich habe Befehl, dich zu befreien, denn die Fee will dir wohl! aber hüte dich, denn ich ahne den Feind auf dem Felsen! Diese Nacht wäre deine letzte, wenn du oben verhartest, aber vertraue mir fest, ich bin der Diener einer wohlwollenden Macht!

Wer versichert mir's, rief Manfred hinab? Deine Worte Alter, lauten freundlich, aber ich vertraue dir nicht!

Bei dem Kranze beschwör' ich dich, den du in Händen hast, eile, ich muß mich vergrößern und dein Feind ist nah. Wirf den Myrthenkranz herab! Er wird dir den Weg bauen!

Du forderst unmögliches, den Kranz lass' ich nicht, antwortete Manfred.

Da ergrimmte der Alte und rief: O wie seyd ihr blind, armselige Menschen, unterscheidet weder Freund noch Feind! Hier ist etwas, was diesen Abend der Berg ausgeworfen, denn reines Gold verträgt er nicht, besonders wenn's in unserm Reiche geweiht ist. Nimm und vertraue!

Damit schleuderte er etwas in die Höhe, und Manfred sah eine Taube herauf flattern, die ihm zutraulich vor's Gesicht flog. Sie hielt etwas im Mund, der Ritter erkannte den Ring Manuelens!

Hastig nahm er ihn und die Taube verschwand. Schnell, schnell, rief der Alte unten, der Feind ist hinter dir, wirf den Kranz in die Luft!

So vertrau' ich dir denn, unbekannte Macht, rief Manfred und warf denselben hinab! Und siehe von der Spitze

des Felsens rauschte zumal ein Weg von Myrtenlaub gleich einer Treppe in die Tiefe hinab.

Aber in demselben Moment erschien eine Schlange auf der Klippe, welche ein so blendendes Licht von sich warf, daß der Ritter wohl hundert Myrtentreppen sah. Er hörte den Angstruf des Alten, er schrie, aber er fühlte sich betäubt, die Schlange schwang sich blitzschnell in leuchtenden Kreisen, so daß vor seinen Augen Himmel und Meer und Fels zusammenschwamm, und indem er bewußtlos auf eine der Treppen zustürzte, bekam er einen so mächtigen Stoß von hinten, daß er in den Abgrund hinunter stürzte.

Der Unglückliche sah nicht mehr, was um ihn vorging, hörte nicht mehr das Hohngelächter, das aus der Luft erschallte, nicht mehr die Flüche des Fährmanns, der im Zorn über die vergebliche Warnung und aus Furcht vor der Strafe, daß sich die feindlichen Geister herübergeschlichen, in demselben Augenblick mit der Schnelligkeit einer Wolke, die aus dem Vesuv emporfliegt, zu einer Riesengestalt aufschoß, deren Schatten bis zu dem andern Ende des Meerbusens reichte. Der Ritter trieb in den Wellen, sammelte alle Kräfte, sich über dem Element zu erhalten, aber wo landen?

Indem hörte er etwas neben sich plätschern, er erschrack, und sah einen Delphin, der lustig in den Wassern spielte, und sich zutraulich dem Schwimmenden näherte. Manfred fühlte nicht dieselbe Neigung zu dem Meergeschöpfe, und suchte ihm zu entfliehen, aber er sah sich verfolgt, und wie er sich gebärden wollte, so umschwamm ihn das Thier, indem es zuweilen untertauchte, und zwischen seinen Beinen wieder hervorkam, als ob es ihn einladen wollte, sich auf seinen Rücken zu begeben. Diese Künste wiederholte es oft, daß sich

endlich der Held entschloß, das Wagstück zu begehen, und als er den gewaltigen Fisch wieder unter sich fühlte, sich schnell aufrichtete, und zumal auf seinem Rücken saß.

Jetzt schien das Thier von Freude durchdrungen zu seyn, es schlug mit den Floßfedern lustig in die Fluth, und trug unsern Helden so schnell und so sanft in die Bucht hinüber, daß ihm der Muth zurückkehrte, und er mit heiterer Ergebung sich der Laune seines wunderbaren Freundes überließ.

Bald erreichten sie eine Felswand, und Manfred bemerkte eine kleine Höhle, welche aus dem Meere hervorstieg. Nur schmal und niedrig war der Eingang, doch so, daß der Ritter, ohne sich zu bücken, mit dem schwimmenden Fische hinein gelangen konnte.

Wer beschriebe aber das Licht, das ihm aus dieser Grotte entgegen leuchtete! Schön ist eine Mondnacht im Süden, und die Bläue der Lüfte, so wie des Wassers ist bezaubernd, aber was sind solche Farben gegen das brennende Blau, das diese hohe Felsenhöhle wie mit der Kraft einer optischen Magie durchschimmerte, gegen die Klarheit des Meeres, das sie mit dem Kristall einer bis auf den tiefsten Grund durchsichtigen Fluth anfüllte, gegen die unbeschreibliche Helle, die sich wie ein süßes blaues Feuer von ihrem Spiegel aus über die seltsam gebildeten Felswände verbreitete, daß auch sie in phosphorischen Flammen zu glühen schienen, gegen die sanften Uebergänge und Abstufungen dieses Feuerblau's, gegen die Wirkung von Nähe und Ferne, von Licht und Schatten, gegen die Lieblichkeit des Bildes, das die lautern Wasser von den mannichfaltigen Felsgestalten zurückspiegelten, ja gegen die Schwimmenden selbst, die mit entzückender Lichthelle aus dem blauen Zauberbad hervorleuchteten.

Schon hatte der Held vergessen, daß er auf dem Rücken

eines Delphins saß, so stark und berauschend wirkte der holdselige Tag auf ihn, in den er sich aus der Dämmerung der Mondnacht versetzt sah, als er eine schöne sanfte Musik hörte, die ihn mit Entzücken überströmte. Sie schien aus dem Innern des Felsens oder aus der Tiefe des Meeres zu kommen, und verhallte unendlich anmuthig in den glänzenden Gängen der Grotte. Bald unterschied er Stimmen von übermenschlicher Reinheit, und vernahm einen Gesang, der erst nur schwach und ferne klang, nach und nach aber stärker anschwoll, und das Herz des Ritters in die süßeste Trunkenheit versetzte.

Gesang der Feen.

Kommt aus den Lüften,
liebliche Kinder,
alle geschwinder,
leichter und flüchtiger,
frommer und züchtiger,
als die Winde, durchathmet von rosigen Düften.

Auch aus der Erd' und aus Wasser und Feuer,
wo ihr nur lebet,
wirket und webet,
kommt zu der Feier
behaglicher Lust.
Jeglichem theuer
ist ja der Sterbliche.
Genien, euer
ist ja der erbliche
Kummer der leidenden Menschenbrust.

Seht, wie sie glänzen
Felsen und Fluthen,
schwebt mit den Kränzen
herein in die Gluthen,
seht, wie es leuchtet,
und leuchtend sich bricht,
wie es mit blauem Licht
schimmernde Wände zauberisch feuchtet!

Reicht euch die Arme,
zieht ihm entgegen,
auf strahlenden Wegen,
schon ist der bangende,
sehnlich verlangende,
sehnlich Verlangte mit zärtlichem Harme,
schon ist er da,
schon der gefährlichen Prüfung nah!

Mit den letzten Strophen dieses Gesanges wuchs die Musik gewaltiger an, die Farben der Grotte wurden heller und durchsichtiger, der Delphin gaukelte sich so munter, als ob er die Worte des Gesangs verstünde, und zumal wimmelte es aus dem dunklen Grunde von so schönen, luftigen, geistigen Wesen hervor, daß Manfred den Himmel vor seinen Augen eröffnet glaubte. Ueber dem lichtblauen Wasser, an den Felswänden hin, in den Lüften schwebten die holden Gestalten, und verbreiteten einen morgenröthlichen Glanz, einen sanften goldenen Schimmer, der immer klarer und vollkommener wurde, je mehr der anmuthigen Wesen erschienen, bis auf den Grund hinab zitterte diese blendende Helle, tausend Edelsteine schienen heraufzufunkeln, Korallen und Muscheln in der Tiefe zu glänzen, der Delphin, auf dem der Prinz saß, ward mit den reinsten goldenen Schuppen bedeckt. Manfred war bezaubert, denn was er noch herrliches und schönes auf Erden gesehen, Sonnen- und Mondaufgang, blieb hinter der überschwänglichen Anmuth dieser Erscheinungen zurück.

Da verklärte die Grotte, Wasser und Fels und die ganze Schaar der flatternden Wesen, welche aus der Ferne hervor wimmelten, ein glühender Rosenschein, und in einer prachtvollen Muschel, aus der die Blumenkränze bis zu der Fluth herabhingen, die einen himmlischen Wohlgeruch ergossen, erschien

die Feenkönigin selbst. Ihre Gestalt war so unkörperlich, so durchsichtig, so ungewiß, daß Manfred gleich ein übernatürliches Wesen in ihr erkannte, und dennoch hatte er noch nie eine so erhabene Schönheit, einen so vollendeten Wuchs, ein so unwiderstehliches Angesicht gesehen!

Das Gefolge der Königin sang:

Wir leben im Reinen,
wir wirken im Guten,
wir trösten und einen
die zärtlichen Herzen, die leiden und bluten.

Wir schaffen im Stillen,
wo zartes erglühet,
verbergen, verhüllen
die Rose der Liebe, die heimlich erglühet.

Wir hüten das Feuer,
und segnen die Flur,
wir erheitern den Himmel,
des Meeres Azur.

Wir füllen das Haupt der luftigen Berge,
den grünenden Hang mit göttlicher Frucht,
wir nähren dem Fischer die Kinder des Meeres,
und leiten das Boot in die sichere Bucht.

Wir ehren das Alter,
und lieben die Jugend,
wir lieben die Schönheit,
wir ehren die Tugend.

Wir erhalten dem Menschen Vertrauen und Glauben,
wir stillen den Seufzer im dunkeln Gemach,
wir hören des Sterbenden, hören des Armen,
wir hören der Jungfrau süßeres Ach.

Wir schützen und ehren den siegenden Helden,
der Wunder mit tödtlichem Schwerte schafft,
doch erkennen wir einzig und loben und krönen
im Helden der Treue die höchste Kraft.

Als der Gesang geendet hatte, trat eine tiefe Stille ein. Der Prinz fühlte sich geblendet, und wagte nicht zu sprechen. Indem winkte die Königin, und zwei jener luftigen Wesen, junge blühende Mädchengestalten, eilten auf ihn zu, bedeuteten ihm, daß er sich erhebe, der Delphin verwandelte sich in einen von Blumen überdeckten Fels, und die Muschel, worin die Fee stand, schwebte langsam auf ihn zu.

Jetzt öffnete diese den Mund und sprach: Sey willkommen Prinz Manfred! Du und dein tapferer König, ihr seyd mir gleich bekannt! Du bist in die Hände deines und meines Feindes gerathen, doch ist mir's gelungen, dich zu retten!

Der Prinz warf sich in diesem Augenblick auf's Knie und sagte: Wer du auch seyst — und von sterblicher Herkunft bist du nicht, das zeigt mir die Macht, mit der du alle Elemente beherrschest, die Güte, mit der du deine Hülfe mir angedeihen lassest, und die unaussprechliche Schönheit, die dein Angesicht verklärt! — bist du es, die mich gerettet, und ich glaub' es dir, o Herrliche, so nimm meinen Dank! Aber wisse, daß mir dies Leben, das du beschützest, keinen Werth hat, wenn seine Seele verloren ist! daß ich dein Geschenk, mein Daseyn nur halb fühle, wenn es nicht in deiner Macht, oder in deinem Willen liegt, es zu vollenden, indem du mir die Wege anzeigest, wie ich meine Seele wieder erlangen kann. Und diese Seele ist Manuele! Wehe mir, wenn sie der böse Feind geraubt, wenn sie die Hölle befleckt! Ich bin bereit, dies wenige, was mir noch übrig geblieben, der Hölle zu weihen, um meine Verlorne wieder zu finden, wenn es dem Himmel nicht gefällt, seinen Engel mir wieder rein zurückzugeben.

Schweige, antwortete die Fee, und lästere den Himmel nicht. Aber höre mich an! Manuele kann die deinige werden.

Doch so gern ich sie in diesem Augenblick an deine Seite stellte, so erstreckt sich meine Macht doch nicht so weit, ja ohne deine Hülfe ist mir's unmöglich, sie wieder zu erlangen, und ein Held von deiner Kraft und Stärke wird sich nur geehrt fühlen, wenn es ihm vergönnt ist, durch eigene Bemühung zu erreichen, was ihm das heiterste Ziel dünkt, und sich allein zu verdanken, was ihm keine Macht der Erde verschaffen kann! Willst du Manuelen treu bleiben?

Der Prinz stutzte und erwiderte: Treu? Willst du mich beleidigen, Unsterbliche? Ich schwöre . . . .

Laß, Verblendeter! fiel die Königin schnell ein: Schwöre nicht! Nur zu leicht ist's, daß meineidig wird, wer durch Worte die Freiheit seines Herzens binden will! Die Leidenschaft ist eine schreckliche Gebieterin des Menschen, und es ist oft besser, wenn er sie wechselt, als daß er dem unfreiwillig getreu bleibt, was den Werth für ihn verloren. Wehe dir, wenn du schwörst! Manuele ist ewig für dich verloren! Die Mächte, die sie dir zurückgeben wollen, können der Schwäche des Herzens verzeihen, aber das feierliche Wort ist bindend auf ewig!

So sprich, o Fürstin der Geister, rief Manfred, sprich, auf welche Weise ich mein Leben wieder erlangen kann?

Bleibe treu, antwortete die Königin, und Manuele wird dein! Und nun bereite dich zum Werk! Ich führe dich in's Innere meiner Wohnung, und zeige dir das Reich des Friedens! Sey dein Herz stark wie dein Arm, und deine Freude wird ewig seyn, wie deine Liebe! Wirst du Sieger, so feiert mein Reich das Freudenfest eines Jahrtausends, und deine Hochzeit wird seyn, wie in der goldenen Urwelt!

Damit hieß sie den Prinzen in die Muschel steigen. So nah er ihr nun war, so hörte doch ihre hohe Gestalt nicht

auf, jenen Schein eines unkörperlichen Gebildes zu behalten, und ein übernatürlicher Glanz erhellte und vergeistigte ihr Angesicht voll Milde, Frieden und Ruhe.

Wie Manfred aus der Wassergrotte getragen ward, blieb ihm selbst unbewußt. Sey es, daß die Menge reizender Gegenstände, die Nähe der Königin, die Mannigfaltigkeit ihres Gefolges ihm die Veränderung des Orts unfühlbar machte, oder daß ein absichtlicher Zauber ihn einschläferte, er befand sich plötzlich in einem unübersehbaren Garten, wo freundliche Blumenauen, heimliche Gesträuche, junge Haine, schlängelnde Bäche, luftige Springquellen, weite Alleen mit hin und wieder verstreuten Bänken, Paläste und Lusthäuser von wundersamer Bauart abwechselten. Statt daß aber der klare wirkliche Himmel die holdseligen Dinge beschienen hätte, war es dasselbe blaue Licht, das die Wundergrotte beleuchtet, und das sich auch hier den Rosenbüschen, den Cypressengängen, den Lorbeerhainen, den lachenden Seen, den hellen Palästen mittheilte, und Manfred glaubte einen Augenblick, durch eines jener blauen Gläser zu sehen, welche uns alle Gegenstände in dieser Farbe zeigen. Je länger er aber die seltsame magische Beleuchtung betrachtete, desto mehr überzeugte er sich, daß er in einer unterirdischen Welt, daß er mitten in den undurchdringlichen Felsen der Insel, oder wohl gar im Abgrund des Meeres sey.

Schweigend ging er der Königin zur Seite, und so sehr war er mit dem Anblick dieser reizenden Zauberwelt beschäftigt, so sehr fesselten ihn die Eindrücke der Gegenwart, erfüllten ihn die Erwartungen der Zukunft, daß er erst jetzt bemerkte, was längst schon statt gefunden, daß er nämlich mit der Fee allein war.

Wohl meinem Reiche, sagte sie, wenn die Weissagung

von dir erfüllt wird. Dann wird das arme Kind, die Treue, aus der nächtlichen Felsenkammer befreit, und der Bräutigam kehrt nach einer Reihe von dreitausend Jahren in ihre Arme zurück. Dann werden die Feuerquellen und Schwefelbäche in meinem Reiche versiegen und erkalten, der Grimm des Berges wird die Grundfesten meiner Inseln nicht mehr erschüttern, und ihre Bewohner werden sich freuen, wie damals als Enaria noch die äußerste Landzunge war, und der Fels von Capri mit dem Vorgebirge der Minerva zusammenhing.

Als die Königin so sprach, achtete der Held wenig auf ihre Worte, denn seine Sinne wurden von einem ganz andern Gegenstand in Anspruch genommen. Sie befanden sich in einem schattigen Hain, zwischen dessen Palmen die üppigsten Rosenbüsche wuchsen, und in dessen Mitte eine Menge Springquellen aufstiegen. Indem Manfred die blauen Wasserwallungen betrachtete, welche in lustigen Säulen emporsprudelten, und zum Theil zu Nebel und Dunst verwehten, gewahrte er in derselben Muschelschale, aus welcher der größte Strahl aufschoß, ein unbeschreiblich reizendes Wesen, welches mit langen glänzenden Haaren gleich einer Anadyomene herauftauchte. Mit einer Schnelligkeit, die dem sterblichen Auge nicht erlaubte, die einzelnen Theile des nackten Schwanenleibes festzuhalten, flog die Gestalt mit dem Springquell in die Lüfte und in dem Regen des aufgelösten Wassers, das zumal wie ein rosenfarbener Nebel anzusehen war, schwebte sie auf die Wiese nieder! Jetzt richteten sich alle Fontänen nach ihr, und überströmten sie mit röthlichen Tropfen, von den Palmen regneten Blumen herab, sie schwang sich in bacchantischem Tanze, und spielte das Tamburin, sie breitete die Arme nach Manfred aus, und die lüsternste Trunkenheit brannte in dem flammenden Gesicht! Unser Held fühlte sich unwiderstehlich

angezogen, die Königin aber lächelte, reichte ihm einen Stab, und sagte: Wink' ihr nur damit.

Manfred that's, aber wie erstaunte er, als sie urplötzlich mit einem lauten Schellenklange zusammenstürzte, und verschwand. An dem Platze aber, wo sie zerstäubte, fand der Ritter ein Halsband von Narrenglocken, und das schäckige Carnevalskleid des Arlecchino.

Laß dir's zur Lehre dienen! versetzte die Fee, so verrauschen und vergehen die Freuden der Sinne und des Taumels! Ewig und unvergänglich sind nur die Freuden der Mäßigung und der Weisheit! Zu einer Tochter der Urwelt aber muß ich dich nun führen! Ihr Schicksal hängt von dir ab, sie erwartet die Erfüllung der Weissagung von dir! Das arme Kind! Ihr Bräutigam ist ein König, und es sind Jahrtausende, daß ihn das Verhängniß von ihr trennt. Einst beherrschten beide ein glückliches Menschengeschlecht, nun ist sie in die ewige Nacht einer schwermüthigen Felswand verbannt, und sie ist es, die der Insel die Kraft verleiht, dem unablässigen Andrang des andern Elementes zu widerstehen! Sie hat einen Magnet, den ihr einst, ehe nur die Geschichte war, der geoffenbarte schöpferische Gott zum Geschenk gebracht, einen Magnet, der die doppelte Kraft zu beseligen und zu zerstören besitzt! Dieser Magnet ist ihr Herz! Jene doppelte Eigenschaft aber äußert sich beseligend in Liebe, und zerstörend in Haß. Einst als noch die Natur in heiterm Frieden, in reiner Ordnung ihre gesetzlichen Wege ging, und die körperliche, wie die geistige Welt zufrieden in ihren Gränzen lebte, beglückte die Tochter der Urwelt nur mit der Eigenschaft der Liebe, während nun längst in beiden Reichen, der organischen Natur und der Seele, ein verheerender Zwiespalt entstanden, der den Bräutigam so lange von der Geliebten

trennt, bis ein Sterblicher die Weissagung erfüllt, bis der Magnet aufhört, blos die todte Masse des Felsens in allen Adern zu durchdringen, und ihn zum Widerstand gegen das Wasser zu stärken, bis er wieder auf die Seele wirken kann, und der Friede zurückkehrt in das Reich der Geister. Doch du verstehst noch nicht, wozu du berufen bist, und das Gesetz verlangt, daß du es nicht erfahrest, ehe denn du die Weissagung erfüllt. Nimm alle Kraft zusammen, Manfred, schweige, bebe nicht, vertraue, und überlasse dich der Gewalt des Magnets, der dich erfaßt.

In diesem Augenblick erscholl ein Donner, und es verfinsterte sich dergestalt um den Prinzen, daß er nichts mehr unterscheiden konnte. Er fühlte sich von einer Kraft ergriffen, welche ihm mit elektrischen Schlägen durch die Nerven drang, und wie eine linde Betäubung auf seine Sinne wirkte, so daß er sich unfähig zum Widerstand fühlte und mit offenen Augen zu schlafen meinte.

Kein Laut unterbrach diese Scene. Es mochte eine zeitlang gewährt haben, als die Betäubung nachließ, die Kraft, die ihn forttrug, mit derselben in allen Nerven fühlbaren Bewegung seinen Körper verließ, und er sich mitten in ungeheuern Felslagern befand, in welche ein schwacher Schein von oben hereindrang. Bald erkannte er die Königin wieder neben sich, und wollte eben den Mund öffnen, um eine Frage zu thun, als sie ihm winkte zu schweigen, und sofort dreimal eine platte Felswand mit der Lippe berührte.

Abermals bedeutete ihm die Königin zu schweigen, und der Fels senkte sich hinab, und eröffnete den Blick in eine Art von natürlicher Grotte, in deren Wänden eine Menge fantastischer Bildungen sichtbar waren.

Indem vernahm Manfred einen Gesang:

Es rauscht in der Tiefe
das alte Meer,
die kalte Welle
ruht nimmermehr,
und auch das Herz, von Lieb' und Kummer
so heiß und schwer,
es labt's der Schlummer
wohl nimmermehr.

Der Fels verharret,
vom Wind umsaust,
vom Mond beschienen,
vom Meer umbraust.
Und dennoch klopfet
im Fels kein Herz,
und diesen Busen
verzehrt der Schmerz.

Ach nein, mein Holder,
ich bleibe dein,
ach nein, mein König,
ich warte dein!
Und kommst du einst, und find'st du mein Leben
zerflossen in einer Thräne Schmerz,
o mein König, so hast du
in einer Thräne mein ganzes Herz!

Während dieses Gesangs war Manfred etwas vorwärts getreten, und nun bemerkte er erst, woher das Licht kam, das diese sonderbaren Naturbildungen so magisch beleuchtete. Eine zarte Jungfrau saß abgewandt von ihm auf einer Felsbank, ihr blondes Haar lag über die Schultern, und schien auch das Angesicht zu bedecken, von ihrem Herzen aus floß aber jener geisterhafte Schein in die Höhle. Unendlich rührend war dieses sanfte Bild, es hatte den Ausdruck eines unaussprechlichen Schmerzes, und so oft es aufathmete, so oft

es seufzte, zitterte auch das magnetische Licht, das von ihm über die Grotte ausging.

Abermals winkte die Königin dem ergriffenen Helden zu schweigen. Da öffnete sich die Felswand über der Jungfrau, und das Gestein schob sich langsam aus einander, der Sternenhimmel glänzte herein, die Jungfrau erhob sich, aber immer abgewandt von dem Prinzen, richtete das Haupt gegen die Oeffnung, und breitete die Arme mit unbeschreiblicher Inbrunst aus, das Licht erhellte sich und glänzte in schnellen Schwingungen an den Felsen, ihr Herz schien heftig zu klopfen, und eine weiße verschleierte Gestalt schwebte, eine Lilie in der Hand, von oben herab. Sie sank der Jungfrau in die Arme, und beide ruhten lange in ein stilles heiliges Entzücken verloren.

Allmählich wand sich die weiße Luftgestalt wieder aus der Umarmung los, und schwebte durch die Oeffnung des Felsens weg. Von diesem Augenblick an aber dämmerte das Licht nur schwach, und erlosch endlich ganz. Der Magnet, das Herz schien nur zu leuchten, wenn es von Sehnsucht und Schmerz bewegt war, und zu verlöschen, wenn ihn die Umarmung der himmlischen Schwester stillte.

Tochter der Urwelt, rief nun die Fee nach einer langen Pause.

Königin, du bist's war die Antwort.
Der Verheißene ist da!
Dein Wort ist Wahrheit!
Deine Erlösung ist nah!
Gepriesen sey der Friede der Urwelt!
Der Held der Treue ist erschienen!
O Königin, wie pocht der Magnet!
Bald verläßt er den Fels und leuchtet in der Seele!

Königin, fliehe, es leuchtet mein Herz! — Schon bemerkte Manfred wieder den zitternden Schein, als ein Donnerschlag aus der Tiefe erscholl, jene unwiderstehliche Kraft ihn erfaßte, und betäubt durch die Nacht hinwegschwang.

Er erwachte nicht eher wieder, bis er einen heftigen Wind um sich brausen hörte. Die zurückkehrenden Sinne suchten sich zurecht zu finden, ihre Kräfte wieder zu gewinnen, und der Prinz sah sich endlich in der äußern Welt, wie ihn der frische Zug des Windes, wie ihn der Sternenhimmel überzeugte.

Du weißt nicht, wo du bist, sprach neben ihm eine Stimme, und er erkannte die Königin, sieh dich um, du bist auf dem höchsten Gipfel der Insel!

Manfred sah sich allerdings auf der äußersten Spitze des Solaro, wo das Auge nach allen Seiten hin das Meer beherrscht, gegen Nord und West sich der Berg mehr verflacht, gegen Süd aber jählings in eine Tiefe hinabstarrt, die Schwindel erweckt. Nun zu dieser Stunde aber war das Meer nicht wohl vom Himmel zu trennen, wenigstens schwammen beide am Horizont in einander, so daß der ungeheure Fels gleichsam in den Wolken zu schweben, daß er nicht mit der Erde zusammengewurzelt schien.

Jetzt erhob sich die Fee und Manfred staunte die feierliche Würde an, mit der die duftige schöne Gestalt den Winden gebot, zu schweigen. Alsbald ließen sie nach zu blasen und zu wehen, und eine liebliche Stille trat ein. Noch eine Zeitlang blickte sie in die Ferne über das Meer hinaus, und sagte zuletzt, den Stab erhebend; ich sehe ein Schiff tief in der See mit den Wellen kämpfen! Es will nach Malta! Drehet euch, Winde, füllt ihm die Segel, ehe die Sonne zweimal wieder untergeht, sey es im Hafen! Aber nun, Tochter

der Urwelt, athme deinen Lebenshauch in den Felsen, schlage dein Herz durch ihn, leuchte der Stein, und sprosse die Blume!

Mit diesen Worten schlug sie auf den Felsen, und zwei hohe weiße Lilien sprangen aus ihm hervor, und gaben ein heiteres reines Licht von sich, der Stengel verbreitete eine grüne Helle, die Blume selbst aber schien einen Edelstein im Kelche zu führen, der einen weißen Glanz von sich warf.

Hierher hab' ich dich geleitet, versetzte nun die Königin, um dich für das Werk zu weihen, was du für dich und mein Reich thun sollst. Du überblickst es, die Winde schweigen, die Lilie brennt, die Morgenröthe dämmert heran, so höre denn, Sterblicher, die Lehre der Urwelt.

Sie bedeutete ihm sich in einiger Entfernung von ihr niederzusetzen. Sodann hub sie folgendermaßen an:

„Vor Jahrtausenden herrschte noch der Friede in der Welt. Ich spreche dir nicht vom Anfang, da die Erde sich erhob aus den zurücktretenden Wassern, sondern führe dich aus der Zeit der gewaltsamen Entstehung in die Tage hin, da sich die Elemente in Ordnung geschieden, da die jugendliche frischgeborene Natur sich bereitete, ihre Beherrscher zu empfangen. Damals hing dieser rauhe Fels, auf dem wir uns befinden, noch mit dem Vorgebirge der Minerva zusammen, das Cap Misen verband sich mit Procida, und der eriträische Berg schloß das glückliche Land. Und wie die Kräfte der Natur sich noch nicht anfeindeten, sondern ein ununterbrochen frohes Spiel von Wirkung und Gegenwirkung die friedlichen Fluthen mit den Strahlen des Lichtes, die heitern Lüfte mit der fruchtbaren Erde verband, so war das Haupt des Vesuvs und des Epomeo noch nicht mit Asche und Steinen, mit Strömen von Lava bedeckt, die Ruhe ihres

Innern störte noch kein verderblicher Brand, kein Schwefellager, kein Zwiespalt der Elemente, ein schöneres Leben, eine fröhlichere Thätigkeit durchdrang jene Berge, das holdeste Grün bedeckte sie, Kräuter und Blumen wuchsen auf der Spitze, die Rebe entwickelte ungepflanzt, in selbstständiger Kraft, ihre üppigen Gewinde und die Frucht reifte ungepflegt im Segen des Lichts heran: jene kahlen leukogäischen Höhen, die der innere Brand nun verzehrt, jene Strecken von Kumä, vom Avern und vom Acheron, welche nun allmählich ersterben und jedem Lebendigen Gefahr drohen, umwehten damals balsamische Lüfte, getränkt vom Wohlgeruch heilbringender Pflanzen, und ewig frisch durch die Einflüsse des kühlenden Meeres."

„So die organische Natur, und eben darum, weil die geistige noch in ungetrübter Ruhe, in unverdorbener Schönheit blühte. Denn diese ist die erste, und jene ist ihr gehorsam, so wie der Mensch, wenn seine Seele in gleichmäßiger Bewegung verharrt, einer vollkommenen Gesundheit genießt, sobald aber jener die Gesetze überschreitet, und in Unordnung geräth, auch die Materie, in die er verhüllt ist, aus dem Zustand eines glücklichen Daseyns hinaustritt."

„Ich herrschte mit meinen gleichgeschaffenen Wesen in diesem seligen Reiche des Friedens. Unsere Wirksamkeit war die Beglückung des minder vollkommenen Geschlechts, dem du angehörst. Weder in uns, noch in ihm trübte sich die Harmonie. Wir weihten das neugeborne Kind zum Dienste des Guten und Schönen, wir erzogen es in der Furcht vor dem Schöpfer der Natur, in der Liebe zu seinen Gespielen, denn das Böse war noch nicht in der Welt, und weder der Mensch, noch seine Schutzgenien ahnten seine Geburt. Wir beschützten die züchtige Liebe, wir prüften die Neigung der

Jugend, und fanden wir sie fest, so beschenkten wir sie mit einem Rosenkranze, der sie ewig zusammenknüpfte. Wir ertheilten ihnen Rath, wo ihre beschränktere Einsicht nicht reichte, wir halfen ihnen säen und ernten, denn Thätigkeit ist die goldene Quelle, aus der die unvollkommene Menschennatur ihr Glück, ihre Zufriedenheit schöpft, die Ruhe der Himmlischen eignet sich nicht für sie, und Arbeit war das erste Gebot, das ihr der Schöpfer gegeben. Nur von Früchten lebten die Sterblichen, weder die Thiere der Erde, noch des Wassers, noch der Lüfte tödteten sie. So verfloß denn ihr Leben sorgenlos in den Beschäftigungen des Feldbau's, in den unschuldigen Freuden der Liebe, in den harmlosen Spielen eines noch unverdorbenen Sinns. Keinem fehlte die Nahrung, denn jeder arbeitete, und die freigebige Natur lohnte ihm die leichte Beschäftigung mit unerschöpflicher Fruchtbarkeit: kein Schweiß rann über die Stirn eines Ermüdeten, man pflanzt im Spiel! Keiner bedurfte des Trostes, denn keiner verlor, keiner des Arztes, denn keiner erkrankte; je älter sie wurden, desto mehr erheiterte sich ihre Seele, desto ähnlicher wurden sie uns: unsre Feste waren gemeinsam, wir flehten den Frühling an, und dankten dem Herbst, wir lobten das segnende Licht, und priesen die sanften Gewitter, wir opferten den Tag für die muntere Lebenskraft, und die Nacht für die stärkende Ruhe; kein Element beschädigte die Glücklichen, und alle Wirkung des Lebens, so in der Natur, wie im Geiste der Menschen, hatte nur die göttliche Richtung zum Guten und Schönen. Damals trieb sich die Freude noch nicht im Rausch eines vergänglichen Taumels, wie du sie gesehen, und zerstäubte noch nicht beim Winken des Stabs in nichtigen Schellenklang, denn ihre beständige Begleiterin war die Weisheit. Damals klagte die Tochter der Urwelt

noch nicht in den hallenden Felsen, ihr Herz leuchtete nicht, denn nur die Sehnsucht, nur der Schmerz erfüllt es mit Licht, damals ging ihr der Bräutigam zur Seite, alle Sterblichen huldigten ihr, denn alle übten die Treue, damals stemmte sich der Magnet, der die Felsadern bis zu den untersten Wurzeln durchzittert, noch nicht gegen die rauschenden Wasser an, und die duftige Reinheit, die nun in den Himmel entflohen, wandelte noch auf Erden mit der Tochter der Urwelt, verband ihre Hand mit der Hand des Königs, und hatte noch nicht die traurige Pflicht, die Verlassene, Harrende mit ihrer Umarmung zu trösten."

„Viele Weissagungen hielten wir heilig, doch eine mehr als alle. Im Meere, sagt sie, versenkt ist das Ei. In einer Schale liegt die Welt. Wird sich vermählen die Königin, so zieht's aus dem Meer. Hundert Gewänder bedecken es! Aber wenn es zerbricht, wird kommen das Schicksal."

„Die Zeit, da unser Sinn auf diese Weissagung der ersten Schöpfungstage gekehrt wurde, kam heran. Es beherrschte den fruchtbaren Vesuv und die schönen Ufer des benachbarten Meeres ein Jüngling von meiner Abkunft, gleich ausgezeichnet durch Schönheit, als durch Kraft und Lebhaftigkeit. Von ihm und seinem Stamme sprach die Weissagung: Feuer erzeugt Asche, Leidenschaft den Tod. Glücklicher aber, wer ihn leidet, als wer ihn schafft. Umarmst du die Königin, so kannst du Erd und Meer erschüttern. Lüftest du die hundert Gewänder vom Ei, so wirst du neues sehen."

„Eines Tages, als wir ein hundertjähriges Fest feierten und die Bewohner der fernsten Berge und Ufer herbeikamen, um an seinen Freuden Theil zu nehmen, als das Meer wimmelte von muntern Feen, die es übergleiteten und überschwebten, und wohl auch Sterbliche, denen sie wohl wollten, und

welche besonders fromm und heiter lebten, in großen Muschelwägen oder auf Zaubergewändern herbeibrachten, denn damals kam noch keinem der Gedanke der Schifffahrt, als Alles nun, unsterbliches und sterbliches, am schönen Gestade des Meeres versammelt war, da wo nun von den Felsen des Posilipp bis zum Fuße des Berges die Stadt sich ausdehnt, kam der Beherrscher des Vesuvs in aller seiner Schönheit mit glänzendem Gefolge herbei, und die strömende Menge theilte sich ehrerbietig, pries seine Stärke, und bewunderte die Reize seiner Jugend. Herrlich eignete sich für den stolzen Ausdruck seines Angesichts die goldene Krone, die sein Haupt schmückte, ein meergrünes Gewand floß von seiner Schulter, seinen Wagen zierten die prachtvollsten Edelsteine, die er aus den Tiefen und Schachten seines majestätischen Berges ausgesucht, und die seltensten Kostbarkeiten und Gewächse des Meeres, die er aus dem geheimnißvollen Abgrund hervorgeholt."

„Als er nahte, erhob ich mich von dem Throne, den mir Geister und Menschen aus Rosen und andern duftigen Blumen erbaut, und begrüßte den königlichen Jüngling. Er aber hieß die Volksmenge und selbst die Wellen des Meeres schweigen, und sprach: Du kennst, o Königin, meinen Stamm und mein Reich! Aber du weißt nicht, daß ich die zärtlichste Liebe zu dir trage, und daß deine unvergleichliche Schönheit, deine Weisheit und Güte mein Herz mit dem feurigsten Verlangen angefüllt hat, deinem Auge zu gefallen. Bekannt ist dir die Weissagung, die von unserer Vermählung spricht! Die Zeit ist herangekommen, ich theile mein Reich mit dir, wenn du dich entschließest, deinem jungfräulichen Stande zu entsagen, und mir die Hand zu reichen."

„Als er so gesprochen, entstand ein allgemeiner Jubel in

der Volksmenge. Tausende frohlockten, das Meer jauchzte, die Blumen meines Thrones durchbebte eine freudige Bewegung."

„Ich bemerkte wohl die Neigung, welche der König zu mir fühlte, und nahm seine Huldigung mit freundlicher Miene auf. Aber ich antwortete nicht entscheidend, und sagte: Du ehrest mich, o Fürst des Berges! Soll die Weissagung erfüllt werden, und wünscht es so unser gesammtes Reich, so mag es wohl geschehen. Aber gönne mir sechzig Tage Zeit, und fordere dann die Antwort."

„Der König hatte wenig Freude an diesem Aufschub, denn seine Liebe war ungeduldig, heftig und nicht von jener Mäßigung besänftigt, mit der ich meine Gefühle beherrschte. Er verabschiedete sich, und flehte zum Himmel um Gewährung seiner Wünsche."

„Seine Ungeduld stieg von Tag zu Tag. Er saß in der Tiefe seines Berges, da wo das Meer an seine Wurzeln anspült, mitten in seinen Kammern voll herrlicher Metalle, und während er sonst im Verein mit fröhlichen Geistern die Erde mit wohlthätiger Kraft erfüllte, damit sie dem hülfsbedürftigen Geschlechte der Menschen Nahrung und Früchte bringe, fing er nun an, dies segensvolle Geschäft zu lassen, die Ruhe, von welcher jede Glückseligkeit unzertrennlich ist, floh aus seinen weiten nächtlichen Gemächern, und wie sein Herz den Berg und das Meer beherrschte, so verrieth sich nun sein ungestümes Pochen in den wilden Bewegungen, welche das Wasser bis auf den Grund durchwühlten, ja selbst in den Erschütterungen des grünen Hauses, worin er seine Liebesflamme nährte. Oft fuhr er auf den Flügeln der Winde, mit den Blitzen des Ungewitters über die See, und seine Schritte klangen wie Donner, oft eilte er über die

schäumenden Wogen, und verweilte bei meinen friedlichen Blumenfelsen, welche in das unendliche Meer hinaussahen, flehte, daß ich ihm erscheine, daß ich die Zeit der Erwartung verkürze, ergoß sich in Klagen, die mein Herz rührten, und gebot den Winden und den Wellen, in melodischem Einklang mir den Schmerz seiner Liebe zu singen."

„Mich betrübte diese störende Bewegung seiner Seele, und ich mahnte ihn durch meine Boten, sich zu besänftigen, die Elemente ruhen zu lassen, sein Land zu segnen, seine Thätigkeit nicht zu unterbrechen, und ließ ihn hoffen."

„So brach der Tag heran. Und schon mit der Morgenröthe fühlt' ich an dem gewaltsamen Schwellen und Wogen des Meeres, mit welcher Ungeduld der Bräutigam die Sonne erwarte! Mit hallenden Donnern, mit leuchtenden Wettern kam er über die rauschende See geflogen, purpurn glänzte die aufsteigende Sonne durch die Wolken, in denen es stürmte, und flammte über die Berge, die das Ja der Vermählung erwarteten. Ich erschien auf der Spitze des Felsens, aber ich erschrak über die wilde Unordnung, in welcher Himmel und Erde zitterte, und sprach: Fürst des Berges, kläre die Lüfte auf, heiße die Wellen schweigen! Wehe, wenn dem Ei im Meere Gefahr droht! Nimm das Ja der Vermählung, und fordere morgen die Gäste zur Hochzeit."

„Da durchbebte Entzücken den Bräutigam, seine Seufzer durchstürmten die untersten Tiefen des Meers, sein Freudenlaut überklang die rauschenden Elemente, und Blitze schlugen aus seinem klopfenden Herzen."

„Aber ich sprach zu dem König: Zähme die Lust, und beruhige dich und die Welt! Denk' an die Weissagung, morgen erscheine, und ich ziehe das Ei aus dem Meere!"

„Damit gab' ich ihm einen zärtlichen Gruß und verschwand.

Und der Morgen der Vermählung erschien. Die Treue, die Tochter der Urwelt, weckte mich mit ihrem Kusse; ich bin deine stete Begleiterin, sagte sie; die Weisheit kam und sprach: ich weiche nie von deiner Seite, und die Freude der Unschuld rief: wo jene beiden sind, da bin auch ich. Die Elemente sandten ihre fröhlichsten Glückwünsche, und überreichten ihre Kostbarkeiten zum Brautschmuck, das Meer die wundersamsten Korallen, die Erde ihre Edelsteine und duftende Blumen, das Feuer sandte die Flamme für den Altar, und die Luft versprach die süßeste Musik. Es fiel ein Thau von ächten Juwelen und Goldstaub auf die Erde, die unfruchtbarsten Felsen hatten sich mit Rosen geschmückt, der Himmel glänzte im blendendsten Lichtblau, alle Kräuter und Blumen entfalteten ihre Blüthen, die Bäume füllten sich mit reifen Früchten, und ein Heer von Nachtigallen durchschmetterte die Lüfte mit Gesang."

„Stündlich füllte sich Ufer und Meer mit den Gästen der Vermählung. Zuletzt kam er selbst, der königliche Bräutigam, mit allen Wundern seines Reiches geschmückt, schön und jugendlich auf einem strahlenden Wagen, dessen Rosse Flammen hauchten; hundert Jünglinge schwebten ihm voraus mit goldenen Fittichen, die sie bis über die äußersten Höhen zu tragen vermochten, wohin sich je der Adler geschwungen, die immer seines Winkes harrten, ob er sie in den Abgrund des Meeres, oder in die metallischen Kammern der Berge, oder in die stürmenden Wetterwolken sende. Hundert Jungfrauen brachten Kronen und Blumengewinde, Edelsteine in ganzen Körben, Feengewänder von kunstreichen Händen gewebt. Aber wie reich auch das Gefolge seyn mochte, das ihn in tausend Gestalten umflatterte, wie erstaunlich die Geschenke waren, welche von ganzen Zügen dienender Genien herbeigebracht

wurden, so überglänzten doch Alles das leuchtende Gespann, auf dem der König einherzog, die blendende Schönheit seiner Gestalt und die Strahlen, die von seinem Haupte ausgingen."

„Hebe das Ei nun, sprach zu mir die Tochter der Urwelt, ich begleite dich! Werde erfüllt die Weissagung, und wirke der Magnet!"

„Und mit Eile schwebten beide über die See hin, an den Ort, wo das Ei versenkt lag. Die Tochter der Urwelt fand ihn mit dem Magnet auf, und zog das Ei des Verhängnisses aus den Wassern. Diese kochten und sprudelten und quirlten, denn trotz der hundert Tücher, von denen es umwickelt war, drang doch die glühende Hitze durch, und nur durch die Kraft des Magnets brachten wir es über das Meer weg zum Brautpalast, wo schon der König in ungeduldiger Sehnsucht seiner harrte."

„Die Braut erschien, und ward mit dem Bräutigam allein gelassen, damit sie das Ei enthüllen sollten. Ihm stand die Weissagung vor Augen: Umarmst du die Königin, so wirst du Land und Meer erschüttern. Wir huben an, die Tücher abzunehmen. Aber je weiter wir vorrückten, desto mehr sah ich den König beunruhigt, desto leidenschaftlicher funkelte sein Auge, denn die allmälig freier wirkende Kraft des Ei's verbreitete einen Reiz um mich, dem der Bräutigam immer weniger zu widerstehen im Stande war. Es kam das letzte Gewand, und der Zauber äußerte seinen Einfluß so heftig auf den König, daß er zitterte, daß ein glühender Feuerschein ihn umgab; da hüllt' ich es ab, und golden lag das Ei des Schicksals in seiner Flamme. Siehe, da hielt sich der wilde König nicht mehr, er streckte die Arme nach mir aus, und wollte mich mit Inbrunst umfangen. Ich aber sprang entsetzt zurück, und das Ei stürzte zur Erde."

„Ein Donnerschlag, wie bis jetzt noch keiner Himmel und Erde erschütterte, erfolgte in demselben Augenblick, eine schwarze erschreckliche Gestalt flog aus der goldenen Eierschale, der König verwandelte sich in eine blutrothe Flamme, und suchte mich mit den lodernden Armen zu umfangen. Da erschien die Tochter der Urwelt, ein unsäglicher Schmerz weinte aus ihrem blauen Auge! Rette dich, Königin des Friedens, rief sie, das Schicksal ist in die Welt gekommen, der Tod ist erschienen! Schrecklich ist die Weissagung erfüllt. Dich aber trifft der Fluch des Verhängnisses, Flammenkönig von unreiner Begier! Jetzt stürzte die Reinheit mit der Lilie herbei: Feuer erzeugt Asche, rief sie, Leidenschaft den Tod! Von hinnen auf ewig, Geist der Empörung! Das Ei ist zerbrochen, die Ruhe ist aus der Welt verschwunden. Sofort kam die Weisheit und rief: Wehe, wehe! das Volk hat der Schwindel ergriffen, es kreist in rasendem Tanz, und stürzt ohne Seele zur Erde! Fliehe, Geist des Wahnsinns, blutrother Bräutigam, deine Stunde ist gekommen."

„Und mit verstärkten Flammen, mit wüthender Gewalt wollte der Feuergeist die Braut umfassen, aber der Magnet im Busen der Tochter der Urwelt, aber die Lilie der himmlischen Schwester löste seine Arme in zerstäubende Funken auf. Feuriger Schweiß rann von seinem Angesicht, von seinen brennenden Haaren, Donner war seine Stimme, Blitze seine Blicke! Da rief ich aus mit gefalteten Händen: vergehe Fels, verschwinde Palast, löse dich ab, Reich des Friedens von unreinen Boden! Der Aufruhr ist kommen in die Elemente, die Leidenschaft in die Seelen, der Tod in die Menschen: eine neue Welt beginnt, denn das Schicksal ist da!"

„Und ich schlug mit dem Stab zur Erde, da verschwanden die Paläste, da floh der wüthende König, sich vergrößernd

mit jedem Schritt! Noch scholl der Tumult des Wahnsinns unter dem tanzenden Volk, Sterbliche vermischten sich mit Unsterblichen, die Freude verlassen von der Schwester Weisheit schwang den Becher und betäubte die Rasenden, da verfinsterte sich der Himmel, furchtbare Wolken stiegen aus dem empörten Meere, Nacht erschien, und man gewahrte nichts mehr als die ungeheuere Flammengestalt des Königs, der im Schmerz des Verlusts, in der Wuth der Täuschung, im Sturme der Leidenschaft, im Zorn des ungestillten Verlangens mit den Elementen haderte, Berge erschütterte und Felsen zerschlug, das Meer aus dem Grund aufrüttelte, und endlich mit entsetzlichem Geräusche in seinem Berg verschwand. Aber kaum war er ins Innere gestiegen, als die Flammen seines Athems, seines Herzens die Wohnung anzündeten, als in unbeschreiblichen Strömen von Feuer und Rauch und Asche seine metallischen Abgründe sich entleerten, als eine Feuersäule unter krachenden Donnern in die Lüfte stieg, und das tobende Meer weithin erhellte, als ein Regen von flammender Asche, von zermalmenden Felsen aus dem Rachen des Berges flog, welcher den eben gebornen Tod in Tausenden von Unglückseligen verbreitete, die dem Menschengeschlecht angehörten. In unübersehbaren purpurnen Fluthen strömte der blutige Schweiß des unglücklichen Königs aus dem berstenden Felsen und rann verheerend und zernichtend über die Gärten und Hütten der fliehenden Menschen, bis zum Strande des Meeres, das dem brennenden Element entgegenschäumte, und selbst seine unschuldigen Bewohner versengt an's Land warf.

Bis in mein Reich herüber erstreckte sich die grauenvolle Nacht, die das Ungeheuer in seinem Schmerze, die das ankommende Schicksal, der schreckliche Tod verursacht. Und gleich einer Kette von geheimen Ursachen und Wirkungen wüthete

die Empörung des Elements über die Landzunge hin, allenthalben brach es in Feuerstrahlen aus den zerschellenden Felsen, aus der einsinkenden Erde, und schon bannten die Quellen meines äußersten Berges, schon kochte das Wasser in seinen lautern Schachten, schon stiegen auch dort die schlängelnden Blitze aus dampfender Oeffnung."

„Da erhub ich den Stab der Macht, bange, daß der Zorn des Königs mein Reich verzehre, und gebot dem Felsen, daß sie sich lösten vom Lande der Empörung. Und mit unterirdischem Krachen schieden sich die Berge, und schwammen ins Meer zurück, und die tosende See brauste zwischen sie hinein. Da ließ die Tochter der Urwelt den Magnet wirken, er theilte den Felsen die Kraft mit, im Abgrund festzuwurzeln, und hielt die abgeschnittenen Wände, hielt die nachfolgenden Ströme des Feuers zurück, das sie entzünden wollte."

„So entstanden die Inseln, die hier vor dir aus dem Meere erstehen, und der Aufenthalt meiner Feen, und einer friedlichen Menschengattung sind. Seit jener Erfüllung der Weissagung ist freilich nie wieder die Ruhe auf Erden einheimisch geworden, denn wie sich das Reich des Gemüths entzweit, wie die Rohheit der Leidenschaft, das unreine Verlangen seine einst unsterbliche Seele getrübt und verwüstet, wie die beunruhigten Neigungen der Haß erzeugt, und die Liebe nur noch ein schwaches Ueberbleibsel der Urwelt dem Bedürfniß entspringt, die Schwächen der verdorbenen Natur entdeckt und eine Folge ihrer Mangelhaftigkeit ist, indem sie sich nur in einem andern vervollkommnen möchte, wie der Tod auch die reinen Neigungen und Bestrebungen trennt und endet, so hat auch die äussere Natur angefangen, auf sich selbst und die geistige zerstörend zu wirken, die Elemente, wenn sie gleich die Lebensquelle der Menschen sind, und sein Daseyn bedingen,

bereiten ihm doch allenthalben den Tod; der König des Berges aber hat die Weissagung zu seinem Leid nur zu sehr erfüllt, denn sein Zustand ist der unglückseligste, seine Qual ist endlos, sein Herz veräschert sich nie ganz, ewig brennt es, und füllt das Innere der Behausung mit unreinem Stoffe, ewig bekämpft und bestreitet es sich selbst, seine Kräfte haben ihre Gegner nur unter sich, und wenn sich der Hader zu wild verwickelt, das Haus zu voll ist, das Herz zu sehr gepeinigt ist von Brand und Qual, so schleudert der rasende König die blutigen Ströme aus dem offenen Rachen, sein Schweiß bedeckt die Rinde des Hauses, und verzehrt mit seiner Feuerfluth alles Lebendige, bis sich der Schmerz mit dem Toben abkühlt, nur noch Seufzer des Unglücklichen in stillern Flammen über dem grauen Aschenhaupte glühen, und die Ströme von blutigem Schweiß zu Lava erkalten."

„Das Schicksal, das er in der Welt einführte, hat ihn ewig in den Berg gebannt. Aber freilich hindert ihn die Gefangenschaft nicht, seine verderblichen Einflüsse weit ausserhalb desselben fühlen zu lassen, er begräbt Städte, tödtet Menschen und ihre Anpflanzungen, und hat es oft schon versucht, durch unterirdische Wege und Verbindungen meine Inseln zu entzünden und zu erschüttern. Nur die Tochter der Urwelt, nur die Macht meines Stabs beschirmt das Reich vor dem feindlichen Nachbar."

„Er ist unterdessen alt geworden, denn Schmerz und Leidenschaft zerstört auch geistige Kräfte. Von seinem dampfenden Hause ist die Fruchtbarkeit gewichen, graue Lava und Asche bedeckt es, und wo der Mensch seine edeln Reben dem heißen Boden vertraut, ist er nicht sicher, daß der bösartige Geist in einem Ausbruch seines Grimms die reifende Frucht verderbe."

„Aber Manfred, es dämmert der Morgen, und meine Erzählung ist zu Ende, denn was dich betrifft, so muß ich schweigen. Daß die Tochter der Urwelt ihre Erlösung von dir erwartet, hast du vernommen, daß Manuele dir geraubt worden, fühlst du schmerzlich, ob du sie aber wieder erreichst, das hängt einzig von dir ab. Und nun verschwindet, Lilien, und tragt eure reinen Strahlen in die Felskammer des Magnets zurück."

Damit verschwanden die glänzenden Blumen, und schon erhellte der Morgen auch den östlichen Himmel, und die flammenden Seufzerhauche des Königs im Berge erblaßten. Endlich stieg die Sonne strahlend über den Horizont, und beleuchtete die unermeßliche Meereswelt, welche der Blick von der Felsspitze des Eilands aus beherrschte, die schönen Inseln, welche am Ende des Meerbusens in sanften Linien aus dem Azur der Fluth empordufteten, als wären sie nur Wellen, als hätten sie kein bestimmtes Daseyn, als schimmerten die morgenröthlichen Lüfte durch sie, während die Sireneninseln am Vorgebirge der Minerva schroff aus dem Meer stiegen, und nur die Ufer des griechischen Pästum und die Berge Calabriens in Glanz und Sonnenstrahl zu ungewissen Lichtgebilden verschwammen.

Indem erschien ein Blumenwagen, den weite mächtige Flügel statt Rädern trugen, die Königin hieß den Helden einsteigen, und beide wurden sanft von der Spitze des Solaro über die rauhen Felshänge gen Norden getragen, bis sich der Wagen endlich dem Meere zusenkte, und der Prinz sich am Eingang der blauen Grotte befand.

Wieder umfing ihn der phosphorische Zauberglanz, holde Gestalten schwebten ihm entgegen, die Königin ward unsichtbar und der Prinz sah sich von jenen luftigen Dienerinnen

der Fee wieder in den Park gebracht, den das blaue Licht beschien. An einem murmelnden Bach, unterm Gesang der Nachtigallen, umgeben von Blüthenbüschen, Orangen und Palmen, lagerte er sich und genoß die Freuden einer Tafel, um die ihn selbst König Manfred beneidet haben würde. Als er gesättigt war, bereiteten ihm die heitern Geister ein weiches Lager im Freien, im Duft der Rosen, und eine sanfte Musik wiegte seine ermüdeten Sinne bald in einen glücklichen Schlummer hinüber.

Als er erwachte ging er einsam in den Lorbeergängen des Parks auf und ab. Es kam die Nacht, und die Königin erschien. Eile, sagte sie, damit die seufzende Treue den Bräutigam wieder umarme, eile, ich führe dich über die nächtliche See! Manfred folgte ihr, und der Zauberkahn stand schon in der blauen Grotte bereit. Es wichen die Felsen hallend auseinander, lustige Genien spannten ein Segel auf, dessen rosenfarbiges Licht sich über die Fahrenden ergoß, ein frischer Wind schwellte ihn, so daß der Kahn zu fliegen schien, und die Wellen glänzten und funkelten in blitzenden Strahlen um ihn.

Siehst du dort den Fürsten des Bergs, sagte die Fee, wie er Feuer ausathmet? Es ist dein Feind, und beschützt den Mohren.

Wo ist Manuele, fragte der Prinz?

Noch schwebt sie zwischen seiner und meiner Macht. Heil dir, wenn du die Tochter der Urwelt erlösest! Dann ist die Kraft des Bergkönigs auf immer gebrochen, nie wagt er sich wieder in's Reich des Friedens, und die Flamme seines Zorns wird sich verzehren in sich selbst.

Was denkt mein König von mir? —

Er hält dich für todt, und beweint dich!

Ha noch ist dies Schwert an meiner Seite!

Bekämpfe dich selbst, so erlegst du den gefährlichsten Feind!

Mächtige Königin, führe mich nicht ab von der Bahn des Ruhmes! Liebe und Ehre sind die Worte meines Lebens.

Ruhmsüchtiges Menschenherz, die höchste Liebe ist Treue, die höchste Ehre Selbstüberwindung!

Alle Bewohner des Meeres kamen zur Oberfläche herauf, welche der Rosenschein des Segels magisch erhellte, und gaben ihre Freude und Verehrung durch Hüpfen und Plätschern zu erkennen. Eifrig ging auch der Riesenschatte des Meerwächters über die Wasser von Cap zu Cap, und bückte sich ehrerbietig, so oft er an dem fliegenden Kahn vorüber wandelte.

Man langte am Ufer des eriträischen Eilandes an. Hinfort, sagte die Königin, bist du dir selbst überlassen! Du bist dem menschlichen Auge unsichtbar, und nur die Geister erkennen dich! Nur dein eignes Gefühl, nur die Wahl zwischen Gutem und Bösem läßt dich fromme und heimtückische Geister unterscheiden. Nimm diesen Ring, und steck in an den Finger, wehe dir, wenn er schmilzt! Ich verlasse dich, gedenke Manuelens, gedenke der Tochter der Urwelt!

Mit diesen Worten verschwand die Fee zusammt dem Kahn, und der Prinz sah sich allein. Du bist dem menschlichen Auge unsichtbar, sprach er zu sich selbst! Und nur die Geister erkennen dich! So wär' ich denn selbst ihnen ähnlicher geworden. Ach nein, setzte er bald halb traurig, halb unwillig hinzu: Was ist dieses Geschenk der Unsichtbarkeit? Eine neue Fessel, eine neue Beschränkung meiner Freiheit! Die Geister werden mich nie für ihres Gleichen halten, und ich kann weder mit den Guten, noch mit den Schlimmen Freundschaft schließen: denn jene finden mich zu mangelhaft

für ihre frommen, und diese vielleicht eben recht für ihre bösen Zwecke. Beiden müßt' ich den Diener spielen, aber ich möchte weder im Himmel noch in der Hölle ein Sklave seyn! Denn es dünkt mir gleich erbärmlich, das Gute, wie das Böse gezwungen zu thun! Was hast du mit mir beschlossen, übermächtiges Wesen! Unvermerkt bin ich dein Diener geworden, und du läßt mich nicht einmal wissen oder ahnen, was deine Gedanken sind! Ich soll mit eigener Kraft Manuelen befreien, soll selbst einem unbegreiflichen Wesen deiner Art Erlösung von seinem Weh verschaffen, und bin doch das blindeste Spielzeug deines verborgenen Willens! Nein! ich fühle mich nicht beglückt durch die Verbindung mit vermögenden Kräften! Ich habe gelernt nur die Gedanken meines Gehirns, nur die Stärke meines eigenen Arms als Gesetz für andere zu betrachten, und was sind jene nun gegen die unauflöslichen Geheimisse, die unerforschlichen Räthsel eines Geschöpfs, das war, als der Herr die Welt schuf, was ist diese gegen die Macht eines Geistes, der die Inseln sich losreißen läßt vom Festland, dessen Seufzer Feuerströme sind, welche Erd' und Meer und Himmel in Schrecken setzen.

Mit solchen Gedanken irrte er die schönen Wege am Ufer des Eilands hin und her. Wohl bemerkte er die lieblichsten Wesen, welche zuweilen in anmuthigen Kreisen um einen Orangenbaum schwebten, zuweilen in artigen Gruppen im Mondlicht znsammensaßen, zuweilen in der Fluth auf- und niederplätscherten, in den Lüften sich jagten und fingen, und wieder nach Irrlichtern haschten. Aber er näherte sich keinem, ob wohl manch' schalkhafter Engelskopf ihm winkte, oder eine Blume zuwarf; er verfiel in eine tiefe Schwermuth, fühlte sich höchst unzufrieden mit seiner Sklaverei, haßte die guten, wie die schlimmen Dämonen, nur weil sie mächtiger, der

Kraft noch vollendeter waren, als er, und rief: O wär' ich eher in Fesseln eines großen Helden, der mich im Kriege gefangen, es bliebe mir mein Selbstgefühl auch im Gefängniß, und ich wollte mich so unbesiegt fühlen, als mein Sieger! Aber wie mess' ich mich mit diesen elementarischen Mächten? Noch schwindeln mir die überfüllten Sinne von den unaussprechlichen Wundern jener Insel! Du, o Beherrscherin dieses Reiches, du scheinst die Königin der Liebe, der Treue, der Unschuld und des Friedens zu seyn, aber warum mich so grausam fühlen lassen, wie unerreichbar du über mir stehst, warum so eigenmächtig mit mir walten, ohne mich als Menschen zu ehren? Ja, sprach er zu sich selbst, indem er sich endlich zur Erde lagerte, hätt' ich einen jener gewaltigen Geister zu Gebot, nur einen, und wär' er aus dem Reich des Friedens oder des Aufruhrs, ich wollte — O wahnwitziger Traum! Wie wir Menschen in jeder Handlung bis in's Feinste und Unsichtbarste hinab die Triebfeder eines persönlichen Interesse's haben, so hätten es die Geister nicht auch? Sie, die so mächtig sind? Und mit der Macht verbände sich nicht die Eigenliebe, die Lust, zu erweisen, was man vermöge, die Freude, daß er von einem niederern anerkannt wird, daß er wirkt, daß er schafft! Und ich also wäre doch nur das Spielzeug, doch nur der bewundernde Schwächling, der gefesselte Mensch? Nein, es gibt mit höhern Kräften kein würdiges Verhältniß, als ein feindliches! Lieber unterliegen im Ehrenkampfe, und diesen Stolz, dies Gefühl des unsterblichen Ich's im Menschenbusen bändigt auch im letzten Röcheln kein göttlicher oder sterblicher Sieger.

Trübselig entschlief er endlich. Mit dem kommenden Morgen erhob er sich und sprach: Laß mich meines Gleichen suchen. Er verließ die einsamen Bergwege, häufig durch das

überreiche Weinlaub in's Meer hinausblickend, und zu dem schroffen Zauberfels, der drüben aus ihm herausduftete! Er trat unter die Menschen, aber sie sahen, sie erkannten ihn nicht. Es begegneten ihm grauhaarige Greise, Bilder menschlicher Weisheit und Einsicht, rüstige Männer in froher Beschäftigung, Bilder sterblicher Kraft, blühende Mädchen und Frauen, Bilder jugendlichen Reizes, heitern Glückes; aber sie sahen, sie erkannten ihn nicht! Keine Thüre verschloß sich vor ihm, er erschien im geheimsten Gemache, wo Zufriedenheit, Thätigkeit, Vertrauen und Liebe wohnte, er belauschte selbst das unschuldige Kind, wenn es in glücklicher Verborgenheit mit dem Auserwählten kos'te, belauschte die zartesten Freuden der Mutterliebe, wenn sie den verlangenden Säugling an den Busen nahm; er sah jeden in seinem Kreise, seiner Ordnung und Beschäftigung, mit seinen Leiden und Genüssen, aber er blieb ausgeschlossen von warmer thätiger Theilnahme, die Schmerzen seines Innern, die Qual seines Zustands kannte niemand, und wie ihn der Stolz und die Herrschsucht von den Geistern weggetrieben, so floh er bald die Menschen aus Mangel an Erwiderung.

Mit einem Gemüth, das sich immer mehr verschattete, je einsamer, je abgeschlossener, je schwankender zwischen dem Stolz gegenüber den Dämonen, und dem Geschlechte der Menschen es sich fühlte, bestieg Manfred den Epomeo.

Lange hing er an dem ungeheuern Bild der Meeresflächen, an den beiden Golfen, den Inseln, dem Vesuv. Plötzlich sah er einen alten Mann neben sich sitzen. Unmuthig, daß er in seiner Einsamkeit gestört worden, rief er: Was kommst du, weißbärtiger Alter meine Ruhe zu stören?

Ich bewohne diesen Berg seit vielen Jahrtausenden, gab er zur Antwort.

Manfred stutzte, so wollt' ich doch lieber, rief er, daß du seit Jahrtausenden darin begraben lägest!

Der Alte lächelte und sprach: Ich verstehe deinen Unmuth, stolzes Menschenkind, aber du hast Unrecht, wenn du mir zürnest. Auch wir haben unsere Leiden; in jenem Aschenberge dort brennt das unglückseligste Herz, das je von einer Leidenschaft erfaßt wurde, und bis in meine Bergkammern dringt zuweilen durch den Grund des Meeres sein entzündendes Schüttern. Das Reich des bösen Feuers hat seine geheimen Thore, und noch dampfen und kochen geschwefelte Wasser in Menge durch die Adern dieses Eilands, nur die Mildthätigkeit der Fee hat sie zum Heil des verderbenden Menschengeschlechts verwandt.

Manfred erhob sich, und wollte den Berg hinuntersteigen.

Warum fliehst du mich, Manfred? fragte der Alte.

Bist du ein Geist der Guten?

Frage dich selbst.

Oder ein Sclave des Bergkönigs?

Fürchtest du dich?

Das bilde dir nicht ein, übermüthiger Geist. Du bist mir gleich lästig in beiderlei Gestalt!

So gehe zu deinen Menschen!

Und du spottest meiner? Ist das der Wille der Königin, mich auf's Tiefste zu demüthigen? O Fluch dem verhaßten Geschenk dieser Unsichtbarkeit!

Eitle Seele, rief der Alte, dein sämmtlich Fühlen und Trachten ist nur die kleinste Selbstsucht! Warum fliehst du die Geister? Aus Eigenliebe. Warum die Menschen? aus Eigenliebe! Warum hassest du jene? weil sie erhaben sind über dein Ich! Warum suchest du diese? damit sie abspiegeln dein Ich! Was lockt dich zum Kampfe des Schwerts?

Die Liebe zum Ruhm: Was ist Ruhm? Liebe des Ich's! Was füllt deine Seele mit Schmerz? Liebe zum Weibe! Was suchst du im Weibe? Erwiderung. Was ist Erwiderung? Abspiegelung des Ich's! Liebe des Ich's!

Höhnst du so meiner, rief Manfred zähneknirschend, so möcht' ich euch allen den grimmigsten Haß erklären!

O wen hassest du? den, der hinderlich ist dem Ich!

Fluch diesem Ich, ich hass' es!

Du lügst, Sterblicher! Das vermagst du nicht. Haßtest du dich, so würdest du dich selbst als nichts denken und wünschen!

Und wenn ich's denke?

So denkst du eben, daß du ein Ich bist!

Damit verschwand der Alte. Manfred schäumte vor Wuth. Die Sonne sank in flammendem Purpur in das widerleuchtende Meer! Ha, rief er, so wär' auch deine Wirkung, dein ganzes ungeheures Seyn, du ungemessen Gestirn, so wär' es nur Liebe zu deinem eigenen Bild? Ist's nicht, als ob dich das Entzücken verschönerte, wenn du dein glühend Angesicht im Meere spiegelst? Was ist am Ende der Unendliche selbst? Das höchste Ich! Was ist sein Wirken und Schaffen, was ist sein Grund? Sein Ich? Was ist das Geschaffene, was ist die Welt? Der Spiegel seines Ich's! Fürchterlichster Gedanke, der dies unermeßliche All auf einmal zernichtet. So wäre denn nur ein einziges Ich? Wir alle wären nur sein Wiederglanz, unsere Gedanken und Thaten nur Schatten des einzigen Ich's, unsere höchste Begeisterung, unsere seligste Verzückung, unsere stolzeste Trunkenheit, nur der Regenbogen, den jene Sonne des einzigen Ich's in den verstäubenden Dunst der Erde zeichnet? alle Blüthen und Früchte unserer Seele nur Erzeugnisse seines allumfassenden Lichtes? Unsere Geburt nur die erste Erscheinung der Knospe, unsere Jugend

die Blüthe, unser Alter der Herbst, unser Tod der Winter? Deutet nicht Alles in der Natur auf dieses entsetzliche Ich? Ist diese Selbstsucht nicht Gesetz im Spiel der Elemente? Aeugelt das Bild des Berges, den das Wasser wiederstrahlt, nicht rückwärts gekehrt wieder dem Urbild zu?

Es ist entschieden, rief Manfred aus! Er hat Recht, der schreckliche Urgreis!

Noch streifte ein purpurnes Licht und violette Schatten über die Inseln hin, im Element des Meeres spielten die reizendsten Farben des Edelsteins zusammen, der letzte Sonnenstrahl, der über Land und Wasser flammte, röthete auch das Angesicht Manfred's, und der Feuerball versank in der noch lange nachleuchtenden See.

Der Prinz eilte hinab. Eine unruhige Nacht folgte auf den unruhigen Tag, und das Morgen war wie das Gestern. Mehr als einmal ging dem Unglücklichen die Sonne auf, und erweckte ihn nur zu tiefern Qualen.

In einer Nacht, da die Unzufriedenheit in ihm auf den höchsten Grad stieg, und er laut die tyrannische Königin aufforderte, das entsetzliche Geschenk der Unsichtbarkeit zurückzunehmen, erschien ihm eine alte Frau. Folge mir, sprach sie, ich will dich von deinem Kummer befreien!

Manfred war zu verzweifelt, als daß er sich lange bedacht hätte, er folgte. Die Frau führte ihn in eine einsame Gegend der Insel, nahe an's Meer, und sagte: Hier zwischen den Felsen wohnt die Schlange. Sieh ihr so lang' in's Auge, bis dir schwindelt, bis du Lust fühlst, dich auf sie zuzustürzen, und du wirst deinesgleichen wieder sichtbar werden.

Manfred sah eine große grüne Schlange im Grase liegen, deren Augen unsäglich hell glänzten. Er that, was die Alte verlangte, er blickte starr und regungslos in das wilde verrätherische

Licht, bis er sich unwiderstehlich getrieben fühlte, dem lauernden züngelnden Thier sich entgegenzuwerfen. Da faßte ihn die Alte mit Gewalt, hielt ihm die Augen zu, und rief: Genug, oder du bist verloren!

Der Prinz trat zurück, und ließ sich einige Schritte mit verdeckten Augen führen, dann verschwand die Hand, und mit ihr die Alte.

Einsam bracht' er die Nacht zu. Am folgenden Morgen aber ging er die Menschen aufzusuchen. Es that ihm herzlich wohl, als ihm die ersten Insulaner begegneten, und ihn ehrerbietig begrüßten. Während er so einen lustigen Bergabhang hinwandelte, der mit schwerbeladenen Weinreben, mit Feigen und heranreifenden Orangen überdeckt war, und durch die epheubehangenen Mauern, durch einsame Cypressen und mächtige Aloestauden einen Blick in die zarteste Meerlandschaft gewährte, vernahm er in der Ferne Tamburinschall, und das Jauchzen eines fröhlichen Volks.

Schon hatte er sich entschlossen, sich diesen Menschen beizugesellen, als er ein bildschönes Mädchen aus einer von Bäumen umschatteten Hütte treten sah. Das reizende Kind trug einen Traubenkorb auf dem Kopf, und schien zu jener jubelnden Gesellschaft zu gehören. Sein leichter und fast leichtfertiger Anzug mußte Lüsternheit erwecken, und das gluthathmende blühende Gesicht mahnte auf's anmuthigste an die Freuden des Tanzes, des Weins und der Liebe. Manfred, von den Reizen, des lieblichen Menschenkindes getroffen, näherte sich ihm und grüßt' es freundlich.

Dank euch, schöner Ritter, antwortete die Schelmische, und Manfred bat um eine Traube.

Schnell nahm sie den Korb ab, und der bezauberte Held hing voll Verlangen an den wohlgebildeten Theilen, die sich

enthüllten, als sie sich niederbückte, und ihm eine süße duftende Frucht auslas.

Du gehörst wohl zu den Fröhlichen, sagte der Prinz dankend, und bist gewiß so gefällig, mir zu erlauben, daß ich mich mit ihnen freue.

Und warum nicht, versetzte das Kind lächelnd, sie feiern die Weinlese, und jeder muntere Gast ist willkommen. Der Ritter fühlte das innigste Wohlbehagen, menschlich unter menschlichem zu seyn, und das Schelmenauge der Weinleserin traf ihn so feurig, daß er der Lockung nicht widerstand, und mit ihr der Vigne zuging.

Dort finden wir ihn bald unter den phantastischen Gestalten der Jubelnden. Sie gleichen einem Schwarm von Bacchanten, trunkene Männer und Jünglinge, die Haare bekränzt mit Weinlaub, schwingen die Becher in der Hand, und leeren und füllen! Wollüstige Mädchen schlagen das Tamburin, und spielen mit mannigfachen Guirlanden! Blumenkränze umflechten ihr fliegendes Haar, und beschatten das lustflammende Gesicht; hier schien der zarte sittige Sinn, jede Fessel der Scheu verbannt zu seyn! Die Sinne glühten, und erregten wieder die Sinne, das Verlangen schmachtete nach Genuß, und der Genuß feierte die Wiedergeburt im neuen Verlangen. Den Kräften der Erde, der Gluth des Trankes, dem Blick eines Auges, dem Wogen eines Busens war die züchtige Regung der Seele gewichen! Es dufteten die Blumen, es schäumte der Wein, es flammten die Lippen, es schwang sich der Fuß im saturnalischen Tanze. Man gesellte sich zu Weib, und drehte sich, Becher und Kranz in den Händen, im betäubenden Reigen.

Schon hat Manfred von dem Feuerwein gekostet, der ihm mit magnetischer Kraft durch die Nerven brennt, schon hat

er die Hand seiner Schönen ergriffen, und die schweren Gewänder abgeworfen, schon blühn ihm Rosen in den Haaren, und er fühlt den verlangenden Druck einer Hand, die Gefühl durchbebt, die Lust verheißt: schon umnebelt ihm die schmeichlerische Gefährtin, der Sturm der vorüberflatternden Paare, der Schall der Tamburins, die Flamme des Bechers den Sinn, schon schwingt er sich mit ihr im wildesten Tanze, und umflicht mit zitternden Armen den schlanken Leib, schon ermüdet ihn die kreisende Bewegung, und er zieht die halb widerspenstige, halb lüsterne Schöne zu sich auf einen Rasen, schon flüstern die brennenden Lippen Worte der Liebe, flehen und verheißen, wünschen und vergönnen, schon schlingt er den Arm um sie, und fühlt sich wieder umschlungen, während die rasenden Tänzer des zärtlichen Paares nicht achten, als der Prinz zumal einen unsäglichen Schmerz in der Hand fühlt, die auf dem schwellenden Nacken liegt, und das geschmolzene Gold des Ringes über ihn hinabträuft.

Indem bebt die Erde, es erdröhnt ein fernes Getöse, wie der Donner des Berges; urplötzlich verschwindet der Tag, und die düstersten Wolken fliegen dampfend über die Insel her! In's nichts zerflattern die Tänzer, in den Armen, an seinen Lippen sieht Manfred die schöne Verführerin vergehen, manche verwandeln sich vor dem Verschwinden noch in höllische Gestalten, und ehe sich's der entsetzte Sterbliche klar bewußt wird, was vor seinen Augen geschieht, sieht er auf einem Drachenwagen die Königin der Inseln in wetterleuchtenden Wolken schweben

Schon ist das ganze Schattengesicht zerstoben, als sie dem erröthenden Ritter zuruft: Wo ist dein Ring, o Sohn der Prüfung? Fühlst du, wie das Herz der Einsamen in den Felsen glänzt? Fühlst du, welch ein Geist es war, der dich

in's Auge der Schlange blicken ließ? Siehst du dich getäuscht, stolzer Verächter der Geister, verblendeter Menschenfreund, verirrtes Kind der Selbstsucht? Blick' auf in's Reich der Reinheit und stürze beschämt zu Boden.

Und sieh die Wolken theilen sich, und eine süße liebliche Helle dringt durch die fliehenden Schatten. Mitten im lichtesten Himmelblau erscheint Manuele auf einem Rosenbette, überdeckt von den Wallungen ihrer blonden Haare, und die weißen Arme ringend nach der Erde. Trauernde Genien sind beschäftigt, in goldenen Schalen ihre Thränen aufzufassen, ein unaussprechlicher Schmerz drückt sich in ihren Bewegungen aus.

Wenn der Geist des Berges in Stürmen und Wettern gewüthet, sprach jetzt die Königin, und mein weinendes Auge mit dem Glanz seiner Thränen und der Sonne des Friedens den Regenbogen in den Himmel zauberte, dann fielen goldne Schalen zur Erde, und die Genien sammelten sie für das feuchte Auge des Reinen, das nun im Jahrtausend des Bösen nicht mehr trocknet. Manuele weint um dich, weint um deinen Fall! Aber, wie ich die Liebe bin, so bin ich die Langmuth! Zeige, Held des Schwertes, zeige die Kraft in der Treue! Ueberwinde die Sinne, so rettest du dein Herz! Hinfort wirst du mich nicht mehr sehen, bis die Zeit vorüber ist!

Mit diesen Worten flog die Königin weg, und bald entschwand der Drachenwagen im dampfenden Gewölk, es zerrann auch dieses, und der blaue Himmel schien wieder auf die Erde hinab.

Dies Alles erweckte ein wunderlich Gemisch von Empfindungen und Gedanken in unserm Helden. Die Täuschung, das Gaukelspiel des Feindes, die in seinen brünstigen Armen

verschwindende Schöne erregte bittern Unmuth in ihm, die Erscheinung der Fee, ihre strafenden Worte, das rührende Gesicht in den Wolken, das Bild der jammernden Geliebten beschämten ihn, aber der ungezügelte Stolz, das unzerstörbare Selbstgefühl erhoben sich und verdrängten jedes andere Gefühl, außer der Sehnsucht nach der theuren Verlornen. Denn so ist das Menschengemüth, daß es das Bewußtseyn auch einer unreinen Handlung gern zu entschuldigen sucht, je kräftiger, thatfähiger, ruhmbekränzter es ist, desto weniger kann es die Schaam eines Fehltritts dulden; es beschönigt, und aufgereizt wie es ist, geht es im Gefühl eines guten Grunds, im Trotz der ungebändigtsten Leidenschaft endlich so weit, daß es sich beleidigt, gekränkt, entwürdigt glaubt, und mit höhern Mächten rechtet.

So fing auch Manfred an, der Gewalt der Königin zu grollen, welche ihm schon vorher lästig gewesen, und nun noch drückender für ihn wurde, da sie ihn schwach gesehn.

Er brachte qualvolle Tage zu, Menschen und Dämonen floh er gleich unmuthig, und es fehlte nur noch der Ehrgeiz, um ihm seinen abhängigen Zustand ganz und gar verhaßt zu machen. Der Ruhm seines Königs, der auch in der friedlichen Insel erscholl, steigerte seine Ungeduld auf's höchste!

Durch eigene Kraft, rief er oft aus, soll ich Manuelen befreien? und wo soll ich diese bethätigen, ich, den der unerforschliche Eigenwille einer tirannischen Macht in verhaßter Einsamkeit, in der Stille einer abgelegenen Insel, fern von der Gelegenheit zu jeder glänzenden That, ohne Schwert und Heer, wie ein schüchternes Weib hält? Ist's nicht sie, die alles thut, in deren Hand ich nur wie ein spielender Knabe bin?

So saß er eines Tages trübselig am Strande, als er ein

großes Schiff mit vollen Segeln von der Seite der hohen See hersteuern sah. Der kriegerische Anblick des majestätischen Baues, die wehenden Flaggen, und die nach und nach hörbare Schlachtmusik an Bord wirken auf den Prinzen wie Sirenengesang. Sein Herz pochte, unwillkührlich griff er nach dem Schwert, und rief aus: Unwürdige Trägheit, in der ich mich verzehre! Glücklich, dreimal glücklich, wer ein solches Schiff befehligt!

Indem verschwand es hinter dem Kastell. Lange verharrte der Held noch, und sah trauernd in die unendliche See hinaus, dann machte er sich auf, zum Hafen zu gehen.

Da vernahm er wieder schallende Musik. Schon hatte das Schiff Anker geworfen, und die kriegerische Mannschaft ordnete sich. Aber als Manfred sichtbar wurde, siehe da schmetterten Trompeten, da ertönte ein lauter Jubel, da richtete sich Alles nach ihm, da umgab ihn frohlockendes Volk, und ein fürstlich gewaffneter Ritter in prachtvollem Gefolge trat ihm entgegen.

Sey dem Himmel Preis, hub er an, daß ich den Helden des Ruhms gefunden! Erstaunt bin ich aber, ihn in der Einsamkeit, in unthätiger Stille zu finden!

Wen suchst du, Unbekannter, fragte Manfred, dem das Herz heftiger klopfte?

Ich suche und habe gefunden den Sieger der Schlacht, den unüberwundenen Kämpfer, den Stolz des Königs, den Prinzen Manfred.

Und dein Begehr, fragte dieser mit glänzendem Auge?

Dein Arm, dein Schwert ist's, was ich erflehe. Hülfe begehr' ich von dir, denn ohne dich bin ich verloren. Ich bin der Herr der entlegenen Insel Ventilene, die du bei klarem Himmel von den Höhen dieses Eilands wohl tief im

Meere erschauen kannst. Ein räuberischer frevelhafter Mohrenfürst hat mich, nicht mit Waffengewalt, sondern mit den Künsten der Hölle, aus dem Besitz meiner Herrschaft vertrieben! Du falt'st die Stirne, dein Auge funkelt, ja daß ich's dir nur gestehe, der Mohr ist's, der Manuelen dir entführt, der Manuelen auf meiner Insel verbirgt.

Der Prinz sprühte Blicke der Wuth, und versetzte nach langem Schweigen: Sprichst du die Wahrheit?

Komm, und sieh, antwortete der Ritter! Ich rüstete ein Schiff aus, und wollte mich dem Ohngefähr des Meeres anvertrauen. Schon segelten wir in der See, ungewiß, wohin wir lenken sollten, als eine mächtige Fee, in übernatürlicher Schönheit auf dem Schiff erschien, und die Worte zu mir sprach: Richte deinen Weg nach Ischia, dort weilt in Abgeschiedenheit dein Held, und wartet dein. Fleh' ihn um Hülfe an, ohne seinen Arm gewinnst du dein Reich nicht wieder, Manfred wird den Mohren tödten, und seine Geliebte wieder erlangen.

Ha, das wird er, rief der Prinz, und zog das Schwert! Bist du es endlich, Königin der blauen Grotte, die mich dem Schimpf dieses Eremitenlebens entzieht, die meinem Schwert vergönnt, den Frevler zu strafen, und meine Manuele zu befreien? Ich folge dem Ruf, seyst du es oder nicht!

Der Ritter von Ventilene ließ sich vor ihm nieder, und dankte ihm mit den demüthigsten Worten, und küßte das Schwert des Helden. Gelobt sey die wohlwollende Fee, sprach er, die sich erbarmte des Vertriebenen, aber mehr noch gelobt sey der mächtige Fürst der Schlachten, zu dessen Füßen sie mich leitete.

Zaudere nicht, rief der racheglühende Manfred, stoßen wir rasch in die See, Feuerpein ist mir noch jegliche Minute,

eh' ich diesen Stahl in das teuflische Herz des Feindes gebohrt! Nun, Gebieterin der Felsen und des Windes, des Meers und der Sonne, nun fülle meine Segel mit günstigem Winde, wenn dein Wort nicht Täuschung ist, wenn in Erfüllung gehen soll, daß die Kraft meines eignen Arms dem Feind die Beute entreißen, daß mein der Lorbeer des Sieges seyn werde. Nun bin ich versöhnt mit deinem eigenmächtigen Walten, wenn du durch dies ruhmlose Schattenleben nur den eisernen Sinn in mir prüfen wolltest, ob ihn diese weibische Unthätigkeit entnerve oder heftiger aufrege! Ist das deine Absicht gewesen, so hab' ich gesiegt, so werd' ich siegen!

Das Volk umher rief Beifall, und schon wollte sich der Prinz an Bord begeben, als ein Ritter herbeieilte, und sich gewaltsam zu ihm durchdrängte. Prinz Manfred, rief er, mich sendet der König! Er hielt dich für todt, und dankt dem Himmel, der dich lebend erhalten. Er wartet dein, und will deine Ankunft feiern, als wärst du von den Todten erstanden.

Sage dem König, meinem treuen Herrn, antwortete schnell der Prinz, daß ich thue, was ich nicht unterlassen kann, daß mich die Rache nach dem einsamen Eiland treibt, und daß ich ihm wieder dieses Schwert weihen werde, wenn es die ersehnteste That meines Lebens geheiligt.

Damit kehrte er dem Ritter den Rücken, und eilte an Bord. Ein starker Ostwind blies in die Segel, und das Schiff rauschte im Flug durch die Wellen.

Bald verkleinerte sich der Epomeo, und der Fels von Capri zusehends und beide verdämmerten nach und nach in immer zärtern und ungewissern Duft. Es sank die Sonne ins Meer, fortwährend trieb der günstige Wind, und der

Prinz erkannte in ihm die freudigste Vorbedeutung und die unsichtbare Mitwirkung der Königin.

Noch dunkelte die Nacht, noch kündigte sich der Morgen auch nicht mit dem lindesten Streifen an, als sich das Schiff schon vor dem Eiland befand.

Jetzt freilich sah der Prinz lebhaft genug ein, wie abgeschlossen, wie entfernt von jeder übernatürlichen Mithülfe er war, wie Alles nur auf seiner Kraft beruhe, und hätte die Gluth der Rache seine Seele nicht zu entschieden gefüllt, der Drang nach Sieg und Ehre, die Hoffnung der Wiedererlangung Manuelens sie nicht zu sehr berauscht und geblendet, so hätt' er es vielleicht für unmöglich halten müssen, einem Feinde trotz zu bieten, in dessen Dienste alle bösen Geister des Berges standen. Aber sein Muth fürchtete sich vor keinen Hindernissen, und scheute sich bei jenen wilden Triebfedern auch vor dem schwierigsten nicht.

Siehst du den Thurm, wo die schöne blondhaarige Unglückliche schmachtet, dort am Gestade, sprach der Ritter von Ventilene.

Fluch dem Geiste, rief jetzt der wüthende Manfred, Fluch dem Geiste, der sich einmischt in den Kampf der Sterblichen! Laß uns streiten, Mann gegen Mann, sichtbares mit sichtbarem, verwundbares mit verwundbarem!

In der Stille der Nacht ward gelandet. Jetzt, als man ausgestiegen, sprach der Ritter der Insel: hier, o mein erhabener Schutzherr, ist eine Rüstung, wie man sagt, von einem mächtigen Zauber geweiht, aber sey auch der Stahl so unzerbrechlich als er wolle, so vermag ihn schwerlich ein Sterblicher zu tragen, wenn es nicht etwa deine eisernen Glieder im Stande sind. Versuch' es, denn ohne schützende Waffen kannst du dem Gegner nicht entgegen treten.

Manfred betrachtete die schwere Rüstung, und nur von einem Gedanken, einem Wunsche, einem Rachegefühl beseelt, hub er den eisernen Helm mit Leichtigkeit auf, und hüllte seine ganze Kriegergestalt in das undurchdringliche Metall. In jenem Thurm, rief er, ist Manuele? Dort hält sie der schwarze Barbar gefangen? Laß uns zuerst dorthin eilen: ich fühle ein unüberwindlich Verlangen, die Kraft dieser Rüstung und meines alten Schwerts zu versuchen, vielleicht, daß wir die Wächter von Ventilene allesammt in's Schattenreich senden, wenn sie anders menschlich Blut und menschliche Empfänglichkeit für den schneidenden Stahl haben.

In Begleitung des Ritters und eines Gefolges von tapfern Jünglingen, eilte Manfred dem Thurme zu. Man kletterte still an den Felsen empor: der Mond, nahe am Untergang, streute die ungewissesten Lichter über den halbverfallenen Bau und die öde Umgebung. Schon aber dämmerte über der schwarzen Fläche der See die erste falbe Erscheinung des nahenden Tags.

Da trat plötzlich den Vorwärtsdringenden ein Greis von weißem Bart in den Weg, und sprach: hüte dich, verwegner Fürst des Schwerts, ohne Geleit eines wohlwollenden Geistes dich dem Thurme zu nahen: es walten Zauber um ihn, die mächtiger sind, als menschliche Kraft! Vertraue dich mir an, ich überwinde sie, und du wirst die Ersehnte sehen.

Der Prinz ward unmuthig über den Alten, aber er ließ ihn vorauswandeln. Man erreichte den sarazenischen Thurm, und der Greis zog einen glänzenden Stein aus dem Mund, den er vor die Thür warf. Alsobald wimmelten Schlangen heraus, und verloren sich in verschiedenen Richtungen. Siehst du die Feinde, sprach der Alte, aber nun ist das Gewölbe leer, die Gefangene athmet freier auf, und ahnt deine Ankunft.

Und siehe an einer fensterartigen Maueröffnung, die oben der Mond erhellte, erschien ein weibliches Bild in blonden fließenden Haaren. Es breitete die Arme aus, und legte die Hände sodann auf's Herz. Endlich seufzte es tief auf und lispelte: Manfred!

Ja du bist's, rief nun der wonneberauschte Prinz! O welche Leiden hat dir die Liebe bereitet! Manuele! ich komme, dich zu befreien!

Abermals breitete sie die Arme aus, und faltete dann die Hände zum Himmel blickend. Sodann warf sie eine Strickleiter auf den Fels herab, Manfred zog das Schwert und rief: In meine Arme, du Angebetete, und Himmel und Hölle vermag dich mir nicht mehr zu entreißen!

Das Bild winkt, und bedeutet dem Geliebten, hinaufzusteigen. Er unternimmt's, er klettert empor, er erreicht die Oeffnung, er streckt die klirrenden Eisenarme nach der Theuren aus, und sie zerrinnt in nichts.

Jetzt überfällt den Helden die Wuth des Tigers, Trug, Gaukelspiel, Höllentäuschung sieht er um sich, halb durchschaut er schon das Gewebe des Netzes, in welchem er gefangen, halb ist er noch betäubt von diesem unverhofften Schlag, er eilt die Mauer herab, er ruft dem Greis, er ruft dem Ritter, aber aus demselben Felsen, wohin die Schlangen des Thurmes entflohen, tritt der Moor im Gefolge von Gestalten, wie sie nur das infernalische Herz des Berges ausgebären konnte.

Manfred erhebt sein Schwert, und will es mit fürchterlicher Kraft über den Feind sinken lassen, als er sich den Arm gelähmt fühlt, er versucht mit aller Muskelanstrengung ihn zu bewegen, aber umsonst, er will auf den höhnenden Schwarzen zustürzen, aber die Zauberrüstung raubt ihm auch den Gebrauch der Beine!

Hohngelächter erschallt vor ihm! Es führt der Schwarm der Bösen einen Kreis um ihn, und beginnt einen höllischen Tanz. Dem Prinzen strömt der Schweiß von der Stirne, er sieht auch den Ritter im Reigen, aber mit geschupptem Leibe und Drachenfüßen! er will den Namen der Fee ausrufen, aber er schämt sich, er wüthet auch über sie! Plötzlich sieht er sich von einem halb Dutzend dieser Unwesen erfaßt, und ohne daß er sich zu rühren vermag, wird er auf einen einsam aus dem Meer vorragenden Felsen getragen.

Manfred ist allein, die Geister sind verschwunden, er zweifelt, ob er bei Verstand, ob er nicht wahnsinnig sey, ob er nicht geträumt! Er fühlt sich wieder im Gebrauch seiner Glieder, er überlegt seine Schande, seine Täuschung, in der Erbitterung überhäuft er die Fee mit Vorwürfen, er glaubt sich auch von ihr betrogen. Manuele dünkt ihm verloren für immer, dünkt ihm unerreichbar, seine Seele füllt sich so mit dem Gefühl seiner schimpflichen Lage, mit Schmerz und Lebensekel an, daß er beschließt zu sterben.

Längst ist die Sonne aufgestiegen! Der unglückliche Held starrt in's grüne Meer hinab, und mit Schauder sieht er in jeder Welle sein Bild abgespiegelt. Er sieht in die Lüfte, und tausend und abertausendmal gewahrt er in ihnen — sein Bild! Er wirft den Blick der Verzweiflung auf den nackten Fels, auf dem er steht, und aus unzählbaren Thautropfen strahlt ihm entgegen — sein Bild! Wohin er sich wendet, nach Himmel und Wasser, Land und Sonne, nach oben und unten, in Licht und Schatten, es erscheint nur — sein Bild! Ja selbst, wenn er die Augen schließt im Uebermaaß der Qual, der Beschämung, gaukelt in der Nacht, im fliegenden Stern seines Auges sein farbiges Bild.

Schreckliches Ich, rief der Gepeinigte wieder und

wieder! Wie du die Quelle bist all' unseres Strebens und Ringens, all' unseres Liebens und Fühlens, unseres Glücks und unserer Wonne, so kannst du es auch unseres Hasses, unserer Marter seyn? Wer spottet meiner so? Warum zeigt mir die falsche Welle, der ich nicht gebiete, mein unglückseliges Bild, warum glänzt mir's aus jedem Blitze des Thau's, aus jedem Strahle der Sonne zu? Ist's nicht der Spott der ganzen Natur, die meiner Schwäche lacht, die mir millionenmal zeigt, wie der Stolz dieses Ichs beschämt worden! Ha ich ertrag' es nicht länger mehr! Seyd ihr Abbilder von mir, ihr unzähligen Spiegel, so kehrt zurück in den Punkt, von dem ihr ausgeflossen! Kehrt zurück in meine Seele! Aber hier ist ein Manfred, dort ist ein Ritter, und alle sehen mich an! O Verzweiflung! Eine andere Bildung! ein anderes Ich zeige mir, fürchterlicher Gott, einziges Ich! Zeige mir Manuele! Umsonst! So fluch' ich denn diesem entsetzlichen Ich, fluche dieser gräßlichen Spiegelwelt, und ende, und zernichte dich, tausendfältiges Bild!

Mit diesen Worten warf er den Helm von sich, und siehe aus dem Helm wuchs eine Schreckengestalt, er schleuderte den Harnisch weg, und er ergänzte sich zu einem Unwesen, aus jedem Theile der Rüstung entwickelte sich ein hohnlachender Dämon.

Der Prinz stürzte sich vom Felsen herab, aber die Geister fingen ihn in der Luft auf, und seinen Leib umwindend, huben sie ihn hoch in alle Himmel empor, so daß die Erde unter ihnen undeutlich ward. Dem Helden entschwand die Besinnung, als er die Insel nun wie einen sonnigen Flecken unter sich im unermeßlichen Meer sah, als er die Scheusale erblickte, die ihn umklammerten, und hier die Bildung des Menschen, dort der Schlange, dort eines noch häßlichern

Thieres zeigten. So in den sausenden Lüften trugen sie ihn über das Meer weg, und als der Sterbliche die Augen aufschlug, erkannte er mit schwindelnden Sinnen die Inseln der Königin wieder unter sich, aber er flog so hoch über ihnen weg, daß er von ihrer höchsten Spitze aus noch unsichtbar gewesen wäre. Die Sonne war für die Erde schon untergegangen, während er ihren Flaumenball noch über dem Meere sah, aber sein Grausen stieg auf's höchste, da die fliegenden Dämonen ihren Lauf nach dem Vesuv nahmen.

Da schwebten sie über dem Rachen des dampfenden Berges, und trieben im Rauche, der aus der Tiefe heraufstrudelte. Es lagerte sich die schwärzeste Nacht über Erde und Meer, und die Fliegenden senkten sich gegen den Krater herab. Und siehe, es erschallen Donner aus seinem Innern, und hallen fürchterlich in seinen Eingeweiden nach, es schleudert der König Blitze aus dem flammenden Hause, die durch alle Himmel züngeln, und die dichtesten Rauchwolken durchglühen, es sprudelt unter dem Beben der Erde, unter den Donnern des Weltgerichts, unter dem Tosen des Meeres ein ungeheuerer Feuerstrom aus dem Berg, den das schäumende Wasser widerleuchtet, der einen blutrothen Schein über die nächtliche Stadt, über die zitternden Berge, über die Bucht bis zu den Inseln der Fee hinwirft! Ihm folgt ein glühender Aschenregen, der alsbald die schimmernden Fernen, die röthliche Stadt überdeckt, und selbst den Fuß des Berges in Nacht verhüllt. Fortwährend aber wallen und lodern die Feuersäulen aus dem Rachen, und es fluthet in breiten Strömen die blutige Lava aus berstenden Rippen des Berges, und der überfüllte Krater treibt sie über die rauchenden Kränze seines Aschenhaupts!

Das Herz des Sterblichen in den Lüften erstarrt, er hört

den Jammer der Menschen unter sich nicht, er zittert nicht für die Städte, auf welche der purpurne Schweif des Berges in majestätischer Wallung zufließt, ihn umsausen die Blitze, ihn umhageln die Steine, ihn umdampft die qualmende Wolke, ihn umheulen die Lüfte, ihn umdröhnt das Getöse des Königs, der sein schreckliches Haus erschüttert! Er blickt hinab in das Gewühle des Flammenmeers, das im Busen des Vulkans kocht, zu wild und zu entsetzlich, als daß es noch mit dem Bild einer Seele verglichen werden könnte, welche Orkane von Leidenschaft und Furienheere des blutenden Gewissens durchtoben. Hier verlieren die Sinne ihre Empfänglichkeit, hier flieht Gefühl und Gedanke, hier scheint der Tod das wünschenswertheste Glück zu seyn.

Und in der That, dieser soll auch das späte Ende seiner Qualen seyn. Ueber dem Abgrund des speienden Kraters, auf rauchendem Felsen lassen sich die Kreaturen des Königs nieder, und der schaudernde Mensch sieht nun in tiefer Kammer die riesenhafte Gestalt des Erderschütterers, welche überdeckt ist von feuertriefenden Haaren, zuweilen zu erlöschen scheint, zu einem schwarzen Aschenhaufen wird, und wenn die Leidenschaft wieder ausbricht, wenn die gepreßte Brust wieder ein grauenvolles Ach drückt, in neuer Gluth aufbrennt, und mit dem donnernden Brüllen ungemessenen Schmerzes seine Blitze bis zu den Sternen emporwirft. So verrauscht die Nacht in Schrecken des jüngsten Tages, und schon fassen die Geister, in deren Leib das Element wilder zu brennen anfängt, den ringenden Helden, da tost es lauter und heftiger im Innern des Berges, eine plötzliche Bewegung zuckt durch die lodernde Feuersäule, die Blitze kehren sich ihrem Ursprung zu, der Rauch drängt sich gewaltsam zurück, die Dämonen heulen, aus dem zerstäubenden Dunst fliegen

tausend funkelnde Gestalten abwärts nach dem Rachen des Königs!

Siehe, da wird er selbst wieder zu Asche, und der Strom des Feuers erlöscht. Nebel und Rauch umwittert die Höhen des Kraters, und allmählich durchdringt sie eine Helle von außen. Die Dämonen stürzen sich heulend in den Abgrund; und Manfred sieht neben sich nur noch den — Mohren. Da faßt er ihn wüthend an den Leib, entschlossen, ihn zu vertilgen und mit ihm zu vergehen! Der Schwarze ruft auch den höllischen Dienern, aber keiner erscheint, und mit herkulischer Gewalt wirft ihn der Sieger in die wogende Lava hinab.

Es vertheilen sich die Wolken, der ungetrübte Himmel lächelt durch ihre verdünnten Nebel, die Morgenröthe glüht mit reinstem Gold im Osten, und von Westen her aus dem Meere nahen unübersehbare Schaaren weißer Gestalten. Einsam steht der freier athmende Held auf dem Berg, und mit der Klarheit des Mondes, den schon die anbrechende Helle des Tages dämpft, sieht er auf dem Sternenwagen die Königin der Inseln herüberschweben.

Sie ist ihm nahe, ihn blenden die blitzenden Sterne, die von ihrem Busen ausstrahlen, er stürzt in die Asche nieder und faltet die Hände, da steigt die Sonne herrlich über die Berge hervor, und ihr wogendes Rosenlicht färbt auch den noch zitternden Berg, ergießt sich über die glänzende Stadt, und den Meerbusen und die holden Eilande bis tief zum Horizonte der See, wo die Insel Ventilene gleich einem Veilchen aus ihr hervorknospet.

Angebetet seyst du, himmlisches Licht, rief nun der Knieende, Licht von oben, das segnet und fruchtbar macht, und dessen Wirken so unendlich ist bei aller Ruhe!

Aber der Wagen der Königin schwebte vor ihm und er

schwieg, beugte sein Haupt zur Erde, und legte die Hände auf die Brust.

Manfred, sprach die Königin, voll feierlichem Ernst und doch voll göttlicher Milde, du bist am Ende deiner Prüfung! Beschämt fühlst du, was du gethan und was du nicht gethan, ja als du den gefährlichsten Leidenschaften, als du der Sinnenlust und dem Ehrgeiz den Zaum vergönntest, und des reinen Zieles vergaßest, dem du rein, dich selbst aufopfernd, in stiller heiliger Erwartung entgegenharren solltest, als der König des Berges Macht über dich gewann, der jede selbstsüchtige Gluth beschützt, da verlorest du Manuelen auf ewig, und fielest dem Geist anheim, der diese Nacht seine Flammen bis in mein Reich verbreitet, und nun zur Aschensäule ausgebrannt ist, weil ich jedes Jahrtausend ihn zweimal hemmen darf in seinem zerstörenden Wüthen! Aber ich weiß, daß du nur gethan, was deinem Geschlecht angeboren ist, seitdem das Ei des Verhängnisses zerbrochen! Ich wollte versuchen, ob nach so traurigen Jahrhunderten kein Mensch im Stande wäre, die Weissagung zu erfüllen, die meinem Reiche die Oberhand verheißt, sobald ein Sterblicher die Prüfung überstünde. Deiner harrte die weinende Tochter der Urwelt, deiner der Geist der Lilie, aber ihre Hoffnungen sind zernichtet, sie sind in Thränen zerflossen, die ein Engel in den Himmel geflüchtet. Darum werde dir Vergebung! Dein Herz verlangte nach Liebe, verlangte nach Ruhm, steig' in meinen Wagen, und beides wird dir zu Theil werden.

Manfred erhob sich, schwang sich in das Flügelgespann, und sich das Gesicht verhüllend, bemerkte er nicht, wie der Wagen vom Haupt des Berges weg über das längst beruhigte Meer hinflog.

Als er schüchtern wieder aufblickte, sah er sich schon dem

Eiland nahe, wo die Königin ihm zum erstenmal in der blauen Grotte erschienen. Auf dem jähen Felsen, den sich der hohenstaufische Friedrich zu einem Schloß erwählt, ließ sich der Wagen nieder.

Da erscholl Jubel und Musik. Das blumenbekränzte Thor öffnete sich, und die Edeln seines Reichs um sich, trat der König Manfred unserm Helden entgegen. An seiner Hand ging die schöne Manuele, und den tapfern Krieger umarmend, rief der Hohenstaufe: Willkommen, Auferstandener, willkommen, Wunderkind des Schicksals! Es bringt dir dein König den Lorbeer, und die Geliebte die Myrte!

Freudenmusik stürmte aus der jubelnden Menge, und Manfred kniete vor dem Herrn und der wiedergefundenen Herrin!

Die Fee aber war längst verschwunden, und sie hat seither nie mehr menschliche Treue versuchen wollen.

Das Blumenfest.

Novelle.

Glücklich, wem es einmal vergönnt ist, das sommerliche Blumenfest in Genzano begehen zu sehen. Noch in heutigen Tagen wird es zu Ende des schönen Juni gefeiert, und kein Fremder versäumt, dem freundlichen Albanergebirge an jenem Tage von Rom oder seinem Sommeraufenthalte zuzufliegen. Den einen weckt die idillische Natur der latischen Berge, der süße südliche Charakter jener Gegenden, die nie verblühenden Schattenhaine von Ariccia, das wollüstige Grün an den Seen von Albano und Nemi, der Blick auf das nahe Meer; einen andern die Erinnerungen aus der geschichtlichen Vorwelt, wie aus der uralten Fabel, die Stätte des trojischen Alba, das Grab des Ascan, der Dianenwald von Nemi, die Quelle der Egeria, das nahe Civita Lavinia und das duftige Vorgebirge der Circe, wo einst Ulyß mit seinen Gefährten landete. Manchen zieht das Volksgewühl an diesem italienischen Fest an, die verschiedenen Trachten und Kostüme von Albano, Velletri, Sonino, von Terracina und Nettuno; manchen die hohen Albaneserinnen in ihren reichen idealen Gewändern, ein Geschlecht von Frauen, das sich noch frisch und unverdorben, voll Kraft, Schönheit und Gesundheit aus dem Alterthum erhalten; manchen das Fest selbst, die blumenbedeckten Straßen, die große Prozession, und viele dies Alles zusammen und noch weit mehr. Ja man möchte an einem solchen Tage,

in der Umgebung der schönsten Natur, unter dem reinsten Himmel, im Wogen der wohlgebildetsten Menschen nur eine liebliche Täuschung der Phantasie zu finden glauben, weil Alles zusammenstimmt, die Wirklichkeit mit den holdesten Zaubern zu erhöhen; man möchte sich in jene Zeiten hinüberträumen, die man die goldenen nennt, wo der Mensch so schön und gesund, so frisch und jugendlich war, wie seine Natur; man möchte die ganze Dichterwelt, die entzückende Fabel von einem bessern Leben in heiterer Wahrheit vor dem Auge zu haben meinen.

Wir gehen aber aus der gegenwärtigen Zeit in den Anfang des sechszehnten Jahrhunderts zurück. — Es war ein heißer, unbewölkter Morgen. Längst schon strömt' es von allen Seiten der Anhöhe zu, welche einst der Diana der Wälder geweiht war und wo jetzt das kleine Städtchen Genzano liegt, das eben seinen Namen der Cynthia verdankt. Vieles Volk kam schon am vorigen Tage an, am Morgen des Festtages selbst aber wimmelten die immergrünen Alleen von Ariccia und Albano, die Straße von Velletri und Civita la Vigna; Wagen, Maulthiere, Esel, Pferde wechselten mit Fußgängern, und besonders von Rom kam eine große Menschenmenge durch die reizende Olmata herbeigezogen. Man suchte sich Quartier, man irrte in den vollen Straßen herum, man schaute sich an, begrüßte da und dort Freunde und Bekannte; man weidete das Auge auf der grünen Wiese, wo man die Aussicht über den See und die Campagna und das Meer genießt; man spazierte in den romantischen Laubhainen zu den Gestaden des Sees hinunter, den man noch heut zu Tage den Spiegel der Diana nennt; man lagerte sich im Schatten von Erlen und Eichen zusammen, man erquickte sich in den finstern Osterien, erfreute sich an dem trefflichen Weine, und

Häuser und Gassen, Wiesen und Landwege, Alles war überfüllt von fröhlichen Menschen in heiterm Putze.

Wir gesellen uns zu zwei Reitern, welche unter dem unordentlichen Zuge von Leuten aller Art, aus jedem Stande, von jedem Alter und Geschlecht, die römische Straße herkamen. Sie schienen von hohem Range, besonders der eine, ein junger, schön gewachsener Mann, von lebhaften feinen Gesichtszügen. Der andere war um ein Jahrzehend älter, seine Farbe war von der Sonne geschwärzt, er hatte das Ansehen, als ob er schon viel in der Welt herumgekommen und manches Ungemach von Wind und Wetter erduldet hätte. Sie beeilten sich, Genzano zu erreichen, und stiegen in dem Schlosse ab, das auf der Anhöhe über dem See die ganze Gegend beherrscht.

Nach einer Weile traten sie auf den Rasen heraus, sahen sich eine Zeit lang um und gingen sodann gemächlich die Olmata oder die freundliche Ulmenallee hin spazieren, welche von Ariccia herführt. Ihr habt also wirklich im Sinne, fragte der ältere, ein Paar Tage hier zu bleiben? — Warum nicht? antwortete der andere. Das Wetter ist schön und ich will mich vergnügen. Ich bin nur besorgt, Bekannte anzutreffen, die mich stören. Suchen wir uns so viel als möglich zu verbergen, oder mischen wir uns vielmehr unter das Landvolk. Ich hab' Euch schon gesagt, Demetrio (so hieß der ältere), ich will frei und ungehindert seyn. — Das ist, erwiderte jener, das glückliche Loos von unser einem; aber erlaubt mir, Prinz, Euch wird es schwer werden, Euch so recht nach Lust und Willen in der Welt herumzutreiben. Ihr habt tausend Rücksichten, und mit all' Euerm Gelde könnt Ihr Euch nicht aus Euern Fesseln losmachen. So glaub' ich unter andern, daß Ihr Euch zuletzt doch in des Herrn Vaters Willen bequemen

und die Herzogin heirathen müßt. — Nie, rief der andere, nie! Es ist mir diese Person recht im Innern zuwider. —

Aber, Prinz, entgegnete Demetrio, Ihr kennt ja die römische Sitte besser als ich, der ich kaum ein Jahr in dieser Gegend bin. Widersetzt Euch doch der Vermählung mit einer Person nicht länger, die ja selbst die freisinnigsten Grundsätze rücksichtlich eines gewissen Punktes zu haben scheint. Habt Ihr den Willen Eures Vaters erfüllt, habt Ihr der Herzogin die Hand gegeben, so könnt Ihr mit Eurem Herzen und Eurer Liebe beginnen, was Euch einfällt, und Eure Zuleika ist Euch immer sicher. Wo soll's denn am Ende hinaus? Euer Weib kann sie nie werden, auch wenn Ihr sie hundertmal taufen laßt; weigert Ihr Euch, den Wunsch des Vaters zu erfüllen, so wird man bald hinter das Geheimniß kommen und die schöne Türkin wird über Nacht verschwinden. Vermählt Ihr Euch mit der Herzogin, so könnt Ihr's immerhin mit ihr treiben, so lang' Ihr's nicht satt habt, und wir wollen alsdann schon Mittel und Wege finden, Euch das Liebchen so sicher zu erhalten, als möglich. Ihr seyd im Begriff, ein Opfer zu bringen, das, mit Eurer Erlaubniß, meinetwegen Eurem Herzen, aber gewiß Eurem Verstande keine Ehre macht. Die Einigkeit mit Vater und Familie, Eure Ruhe und Euer Frieden, wie viel mehr ist das, als jedes schöne Frauengesicht, und sey es auch die reizendste Tochter Mahomets! Ich will Euch glauben, daß die junge Türkin so schön ist, als die Houri, die der Prophet selbst im Paradiese zur Favoritin erwählt, aber sie ist eben ein Weib.

Stille, rief der Prinz, du hast nur zu sehr Recht, aber ich kann nicht anders. Die Herzogin ist mir in tiefster Seele verhaßt, und wenn ich mich auch überwinden könnte, so würde sie sich eher tausend Versündigungen gegen die Ehepflicht

gestatten, als mir eine einzige. Ich will einmal nicht; mögen sie wüthen wie sie wollen, ich will nicht, und damit genug. Soll ich den Pizzicarolo beneiden, der seinen Wurst und Käseladen des Abends schließt und seinem Liebchen eine Serenade singt? den ärmsten Trasteveriner, der sein Mädchen in's Stiergefecht oder an den Monte Testaccio hinausführt? oder den großen Raffael, dessen Leben in der Waagschale der Geschichte mehr gilt, als unser ganzes Prinzenhaus, und der dennoch, während er für die Unsterblichkeit arbeitet, in unserer Farnesina so frei und froh mit seiner Bäckerin koset, als sein Jupiter mit Ganymed?

So sprachen unsere beiden Spaziergänger noch lange fort, indem sie den Wiesenplan zwischen den Ulmen auf- und abgingen. Sie waren wieder auf dem freien Platze vor dem Schlosse angekommen, als der Prinz sagte: Verweilen wir hier einige Zeit. Es ist gar zu schön. Setzen wir uns ein wenig auf das Mäuerchen hier.

Sie waren nicht allein, eine Menge Menschen strömten auf und ab. Hohe Frauen mit luftigen Schleiern, blendend weißen Busentücher und überreichem Schmuck, von wunderbarer Schönheit; Fremde in ihren besondern Trachten; Weiber von Nettuno und den andern Seestädten her, deren Anzug Demetrio gleich an den Orient erinnerte; Geistliche in allerlei Ordenstrachten, muthwillige Schaaren von Buben und Mädchen, die bettelten und den Fremden verfolgten; eine Schaar von Wanderern, andere, die auf Eseln herbeitrabten, das Alles zusammen bildete ein sonderbares, aber höchst malerisches Gemisch von Farben und Gestalten. Demetrio sagte: In der That, unsere Weiber in Morea und auf den Inseln des Archipelagus sind schön, aber ich habe doch kaum eine solche Menge reizender Frauen beisammen gesehen, als hier. Zudem

gibt das herrliche Costüm auch den minder Wohlgebildeten von fern einen Farbenzauber ohne Gleichen; das einzige, was an ihnen auszusetzen ist, wäre vielleicht, daß sie etwas zu beleibt, zu voll und zu üppig sind.

Indem zog ein Trupp Leute über den Rasen, unter denen dem Prinzen sogleich eine Figur auffiel, wie er noch keine gesehen zu haben glaubte. Bei'm ewigen Gott, rief er erstaunt, sieh jene hohe Gestalt an! — Er raffte sich schnell auf und lief unwillkürlich auf die Gesellschaft zu. Es schienen Albaneser oder Genzaneser zu seyn, und nach dem verschwenderischen Schmuck jener Feengestalt, von ziemlicher Wohlhabenheit. Sie ging ganz in albanesischer Nationaltracht, ohne Schleier, blos mit der silbernen Nadel in den Haaren, wie die Unverheiratheten, so daß man den Kopf ganz in seinem großen, ächt römischen Charakter sehen konnte.

Der Prinz starrte und sah noch auf denselben Platz, als die Gesellschaft schon vorüber war. Hast du sie gesehen? rief er erwachend. Das ist das schönste Weib auf Erden! — Strafe mich der Himmel Lügen, erwiderte Demetrio schnell, wenn ich etwas der Art gesehen. So eine hat der Sultan nicht in seinem Serail! Welch' ein uranisches Gewächs, Demetrio, rief der Prinz, noch immer wie berauscht. Welch' eine gewaltige, göttliche Gestalt, welch' ein Angesicht, welch' ein Profil und welch' ein brennend schwarzes Auge! Sieh doch dies blendend weiße Busentuch an, das um einen sinnverwirrenden Nacken die süße, buhlerische Fülle überschwillt! Bei allen Geistern des Himmels und der Hölle, ich muß ihr folgen!

Und warum denn nicht? rief der Grieche; aber schnell, damit wir sie nicht verlieren. — Es sind ihrer drei, vier Männer um sie her, sagte der Prinz, seinem Begleiter folgend,

Leute vom Lande; gewiß, daß es Liebhaber, daß es Anbeter sind, denn sie ist noch ohne Mann, weil sie unverschleiert ist.

Ei, rief Demetrio mit einer geheimen Freude, wo wollt Ihr schon hinaus! Denkt schon an Liebhaber und Mann, habt ein Liebchen in Rom und eine herzogliche Braut und lauft einer jungen Albaneserin nach. Das ist aber kein Wildpret, wie die Schnepfen der Campagna, und Ihr könnt manchen Sumpf durchwaten, bis Ihr's zum Schuß bringt.

Der Prinz eilte aber fort, ohne auf ihn zu achten. Sie erreichten den Trupp, sie gingen vorüber. Demetrio sah mehr den Prinzen, als die Schöne an, und gewahrte mit Entzücken, daß er wie außer sich war.

Ich will verdammt seyn, rief der Prinz, wenn die Tochter des Turnus schöner war, die der König von Latium auf diesem Boden dem Aeneas anbot; aber das ist gewiß, sie wäre mir lieber, als sein Königreich. Ist es eine Fee aus der romantischen Welt des Ariost, oder lieber eine Erscheinung aus dem Alterthum, eine Nymphe der Diana, die aus den Hainen des See's heraufgekommen? Ist es die Königin selbst, oder gar die Zauberin Circe, die aus den Grotten ihres Vorgebirges zum Blumenfeste herübergeschwebt?

Prinz, von alle dem zuverlässig nichts, antwortete Demetrio mit Kälte und dennoch mit kaum verhaltener Freude; es ist ein Mädchen von Fleisch und Blut, und das zu unserm Glück! denn eine Erscheinung würde Euch wenig helfen; eine Circe könnte Euch zum Schwein verwandeln und Diana würde Euer Haupt sicherlich mit Hörnern versehen. Das ist nun zwar auch bei einem Weibe von Fleisch und Blut möglich, aber wagen wir's einmal, weil Ihr denn doch alle Tage ein neues Abenteuer haben wollt!

Sie verfolgten die Gesellschaft bis vor ein ansehnliches Haus, in welches sie eintrat und verschwand.

Verflucht! sagte der Prinz; wie machen wir's nun? Das ist ja aber die Straße, durch welche die Prozession kommt. Trefflich, trefflich, so haben wir sie alsdann doch am Fenster, auf dem Balkon —

Und begnügen uns für heute mit dem Anschauen, fiel Demetrio ein, und sehen, was die Sonne morgen bringen wird. Aber wahrlich, es ist der Mühe werth, und Eure geliebte Türkin mag so artig und hübsch seyn, als sie will, so —

Stille, stille, fiel der Prinz etwas unwillig ein, sie ist, wie sie ist, das hat nichts mit Genzano gemein; ich bleib' ihr, wer ich bin, aber nur will ich wissen, wer diese größte aller Schönheiten ist, die ich jemals gesehen.

Höchstens eine junge reiche Bäuerin von Albano.

Aber mehr, als alle Herzoginnen der Welt!

Sie hielten sich noch geraume Zeit in der Gegend des Hauses auf und hofften, daß sie am Fenster erscheine; allein sie betrogen sich, und Demetrio sagte endlich, daß er Appetit fühle.

So laß uns, erwiderte der Prinz, in eine Osterie unter den Pöbel gehen, wo wir gewiß sind, daß mich Niemand kennt.

Ihr seyd doch sehr herablassend, sagte der Grieche, und liebt auch die Abenteuer einer italienischen Schenke.

Sie eilten davon und suchten eine Osterie auf, die sie denn auch unverzüglich fanden. Es wäre eine Freude, versetzte Demetrio, wenn uns in diesem Augenblick Prinz Chigi, der Herr Vater, oder die Herzogin Isabella in diese schmutzige, nächtliche Osterie unter einen Haufen von Lumpenkerlen, Campagnenbauern und Schwarzbäuchen treten sähen.

Davor sind wir sicher, rief Prinz Giulio lachend, aber es gefällt mir unter diesen spitzhütigen, schwarzbärtigen, sonneverbrannten, halb nackten Kerlen und unter solchen Schelmenphysiognomien, und die armen Teufel sind eben dennoch die lustigsten Menschen auf der Welt uud haben die reizendsten und frischesten Weiber.

Es war ein entsetzliches Gewühl in der Schenke. Es strömte aus und ein von Menschen. Ganze Familien mit Weibern und Kindern kamen und gingen. Kaum fanden unsere beiden an einem steinernen Tisch in tiefster Dunkelheit noch ein Plätzchen. Alle ließen sich's schmecken; es war ein Tumult, daß man Noth hatte, sein eigenes Wort zu hören. Hier schmausten einige Kerle mit schwarzen Bärten ein Stück Hammelbraten mit Pomeranzen, und leerten sofort eine Schüssel, ein Glas hellrothen, süßen Genzanerweines nach dem andern, wie denn der Südländer gerne im Vollauf genießt und der sparsamen Haushälter nach unserer Art wenige zu finden sind; dort winselte eine halbentblößte Gestalt, in Lumpen und Fetzen und eisgrauen Haaren, von Tisch zu Tisch um ein Almosen, und erhielt da und dort ein Stück Brod oder einen halben Bajocc, denn der Italiener ist mitleidig und gibt gerne mit einem gewissen liebenswürdigen Leichtsinn, aber recht menschlich und natürlich. Hier saß eine hübsche, junge Bäuerin in ihrem weißen, gestickten Schleier, in ihren bunten Bändern und Farben, und säugte das munterste Kind voll Unbefangenheit an einem vollen Busen; dort schrieen etliche starke, gesunde Landleute, wie Besessene, im Fingerspiel; hier hatte sich ein dicker geistlicher Herr gelagert und verzehrte sein Huhn und sein Halbes Wein mit köstlichem Behagen; und dort zankt' und stritt sich ein hartnäckiger Landmann mit dem Wirth um eine allzu unbescheidene Zeche. Mitten unter diesem

Volksgewühle saßen unsere beiden, der Prinz mit einem glühenden Gesicht, nur an die schöne Albaneserin denkend.

Sie hatten kaum eine Fogliette des edlen Weines geleert, als sich etliche Männer, die ihnen zur Seite saßen, mit einem lauten Willkommen erhoben. Sie begrüßten einen Mann von ungewöhnlich interessantem Aussehen, der sich eben zu ihnen hindurchdrängte. Ein alter Hut saß ihm schief und liederlich auf einem Kopf voll Geist und Leben, voll Charakter und Ausdruck; er hatte ein schönes kräftiges Profil, eine schwarzbraune Farbe, einen wilden Bart und Rabenhaare, auf der Schulter hielt er sein Wamms von Manchester, eine hohe behaarte Brust, so schwarz wie sein Angesicht, trug er frei und offen, und den Leib umgürtete eine rothe Schärpe. Man konnte sich nicht leicht ein muntereres und aufgeweckteres Gesicht denken; Lebenslust und Leichtsinn lachten in den kecksten Blitzen aus den kohlschwarzen Augen, und seine Manieren, seine Haltung zeigten eine Art von natürlicher Grazie, von Anstand und Würde.

Man bot ihm ein Glas Wein, und er trank's mit lustigen Geberden aus. Bei Bachus Blut, riefen die Männer, der Checco! der tollste Bruder in der ganzen Campagna, der lustigste Vogel, der größte Ehrenmann, der beste Schäfer und das größte Genie von Genzano, der Dichter Checco! Aber heute sollt Ihr uns —

Sie wollten sagen, aber heute sollt' Ihr uns ein Lied singen, und siehe, der Ehrenmann, der sich, das Glas in der Hand, für die vielen Titel bedankte, fing auch alsobald an, mit heftiger Gestikulation aus dem Stegreif zu singen:

Seyd mir willkommen am Blumenfeste,
alter Bekanntschaft frohe Gäste!
Civita la Vigna in seinen Mauern
hat keine bessern, trefflichern Bauern!

Traun, man siehet und merket es gut,
daß ihr stammt von trojanischem Blut.
Von den himmlischen Wesen allen,
deren Namen mir längst entfallen,
zürnt den Bürgern la Vigna's keines;
aber besonders der Gott des Weines
kann auf euern sonnigen Hügeln
heute die Trinklust noch nicht zügeln!
Hört meine Worte, wiewohl ich schwanke,
kommt mir doch ein wahrer Gedanke!
Einen antiken Sarkophag,
drin vor Zeiten ein Römer lag,
habt ihr in einen Brunnen verwandelt,
und, beim Bacchus! gescheit gehandelt,
denn ihr wolltet damit nur sagen,
daß man das Wasser zu Grab muß tragen!

Ein unmäßiger Beifall erfolgte von Seiten der Bürger Civita la Vigna's und der vielen, die sich unterdessen um den Improvisatore gesammelt hatten. Der Prinz war erstaunt über die Gewandtheit, womit der räthselhafte Mann seine Verse absang, und betrachtete ihn mit äußerster Aufmerksamkeit. Als er einen Augenblick an einen andern Tisch gezogen wurde, fragte Giulio seinen Nachbar, wer er sey. Man nennt ihn Checco Garavaglia, antwortete dieser; er ist der beste Dichter in uns'rer ganzen Gegend! Ihr solltet ihn einmal zur Mandoline hören, wenn er unter seinen Freunden ist! Singt Euch Dinge zum Verwundern! Der hat Kopf! Und hat auch viel gelernt und gelesen; ja das ewige Lesen und Singen hat ihn um all' sein Vermögen gebracht. Er war der reichste Schäfer um Albano und Genzano herum, aber der Schelm that nichts, ließ Alles zu Grunde gehen, und lag den ganzen Tag auf dem Feld in seiner Hütte mit Ariost und Tasso. So ist er denn durch die Poesie ein Lump geworden,

und dennoch ist er immer noch so lustig uud geistreich, so guten Humors, als zu bessern Zeiten, ob er gleich fast nichts mehr hat, als seine Dichter. Traurig hat ihn noch niemand gesehen, und arbeiten auch nicht. Als er noch jünger war, galt er für einen Mädchenhelden, und hat unglaublich Glück gemacht, denn er ist ein hübscher starker Bursche, hat Geist, ist ein Dichter, ist lustig, und führt das Messer gut im Streit. Er hat aber ein engelbraves Herz, und hat schon manchem geholfen: denn wenn Euch sein Wamms gefällt, so könnt Ihr's geschenkt haben.

Indem trat der Improvisatore wieder herzu, es drängte sich Alles um ihn, viele wehrten ab und geboten Stille, man ließ Essen und Trinken stehen, Kinder und Alte horchten, selbst die Wirthsleute suchten ihm nahe zu kommen, und er fing an folgendermaßen zu singen:

Vignarolen, Freund' und Brüder,
hört mein bischen Witz und Gesang,
heut ist's Zeit zu Spiel und Klang,
und zur Freude munterer Lieder.
Welch ein Wogen und welch ein Gewimmel,
aller Orten kommen sie her,
Menschen so viel, wie Sand am Meer,
und wie Sternchen am schönen Himmel,
denn kein Fest im römischen Reich
kommt der Blumenfeier gleich.

Schaut nur, wie freundlich sind ihm die Lüfte,
athmen die süßeste Heiterkeit,
auf den Höhen, weit und breit
wehen des Sommers liebliche Düfte.
wählte Diana nicht einst zum Bade
unseres Sees tief klare Fluth,
und die Nymphchen voll heißem Blut
schwärmten sie nicht am grünen Gestade?

und ein Fest im römischen Reich
käme der Blumenfeier gleich?

Junge, blühende, reizende Frauen,
lauter Dianen, so kräftig und frisch,
wimmeln im zaubrischen Farbengemisch
auf den Straßen, auf Höh'n und Auen.
Wandeln sie nicht, wie Königinnen
oder wie Fee'n, im Rosengewand?
gegen die stolzen Töchter vom Land'
was sind alle die Städterinnen?
Welch ein Fest im römischen Reich
käme der Blumenfeier gleich?

Wo in der Welt mit solchem Entzücken
sieht man gleichsam die Straßen blühn,
wo mit Myrten und Lorbeergrün
alle Wege mit Blumen schmucken?
voll von Frauen und voll von Rosen
Kirchen, Altäre, Thor und Haus;
Jünglinge ziehen ein und aus,
schauen die Frauen, und bringen die Rosen,
und kein Fest im römischen Reich
kommt der Blumenfeier gleich.

Sollt' ich sagen, wer schöner wäre,
ob die Frau'n, ob der Blumenflor,
wahrlich, so hätt' ich armer Thor
wenig Dank dafür und Ehre;
beide zu loben, Weiber und Rosen,
müßt' ich ein Ariosto seyn,
wäre zufrieden bei goldenem Wein
mit der schönsten auf Rosen zu kosen;
dann im ganzen römischen Reich
käme kein Fest dem meinigen gleich!

Auf jeden Vers war ein rauschendes Händeklatschen und Bravorufen entstanden. Der Prinz hatte Vergnügen daran,

daß der dichterische Schäfer zum Sitzen gezwungen ward und sagte zu Demetrio hin: In der That, der poetische Schwarzbauch hat Recht; auch ich überließe das Lob des Blumenfestes dem besten oder schlechtesten Dichter der Welt, und begnügte mich damit, der schönen Unbekannten für heute nur die Hand küssen zu dürfen.

In kurzem kamen zwei Männer herein, welche von dem Improvisatore einen Willkommen erhielten. Der Prinz sah Demetrio an, und sagte: Wenn mich nicht Alles täuscht, so sind diese beiden dem anbetungswürdigen Mädchen zur Seite gegangen. Laßt uns freundlich gegen sie seyn, wir wollen sehen, ob's uns gelingt. Vor allem lassen wir heut den Prinzen. Ich wette, wir gewinnen das Spiel.

Beide waren äußerst wohlgebildete junge Männer; zwar Landleute, aber, wie es schien, sehr wohlhabend. Der Improvisatore oder Checco, wie wir ihn von nun an nennen wollen, ließ sie zu seiner Seite sitzen. Heiter, Michaele, rief er, froh und munter, du hast ja heut ein mörderisch Gesicht. Was ist dir? Der Genzaneser drückte nach italienischer Zeichensprache das untere Augenlied mit dem Finger herab, und schwieg. Checco wandte sich zu dem andern, und sagte: Morgen, Minicuccio, hast du Hochzeit? Gott segn' es dir! du hast das schönste Mädchen, so weit der Gipfel des Monte Cavo Land und Meer beherrscht! Wir wollen morgen lustig seyn, wie die Vögel unter dem Himmel, und singen und tanzen, als ob der jüngste Tag vor der Thüre wäre. Der andere, Michaele, schnitt ein böses, finsteres Gesicht dazu, und sah den Bräutigam mit einem wilden Seitenblick an, sodann starrte er wieder auf den Tisch hin, als ob er über einen schrecklichen Gedanken brütete.

Der Prinz ließ sich mit dem Improvisatore in ein

Gespräch ein, nöthigte ihn zum Trinken, bewirthete die Gesellschaft auf's reichste, und Demetrio machte sich an den melancholischen Michaele. Zuletzt wurde der Schäfer offener gegen den Prinzen, wie denn dieser sich auf's vertraulichste gegen ihn benahm, und als er äußerte, daß er die Procession von einem Fenster aus sehen möchte, versetzte jener: Ihr seyd eingeladen, nicht wahr, Minicuccio, du bist nicht dagegen? Er ist ein vernünftiger und artiger Herr, und deine Braut darfst du mit Stolz zeigen!

Auch Minicuccio lud unsere beiden Abenteurer nun ein, und setzte hinzu: Es wird nun Zeit seyn; das Wettrennen ist vorüber, die Procession ist nahe. Gehen wir.

Man erhub sich, und verließ die Osterie. Der Prinz flüsterte Demetrio in's Ohr: Ich will nur sehen, wie das Alles endet! Wir sind verwickelt, weiß der Himmel, was uns heut noch wunderbares widerfährt. Wenn mich nur niemand erkennt!

Man ging durch die wogenden Straßen. Hier hätte man sich stundenlang verweilen und unterhalten können, so mannichfaltig, so reich und interessant war das Gemisch von Menschen; besonders aber zogen die Frauen die Aufmerksamkeit an; ganze Gassen waren weiß von Schleiern und Gewändern, und die hohen Albaneserinnen im glänzenden Schmuck ihrer Bänder, ihrer Perlen, ihrer Ohrenringe, Mieder und Schuhschnallen mußten bezaubern. Der Prinz sah sich allenthalben um, in der Hoffnung, die Schöne zu finden, von der seine Einbildungskraft so lebendig erfüllt war, und fand sich hundertmal getäuscht. Aber wie erstaunte er, als ihn die Genzaneser eben in jenes Haus führten, in welches die Unbekannte getreten! Er stieß Demetrio fast außer sich vor Freude an den Arm, dieser begegnete seinem feuerglänzenden Auge mit einem

verschmitzten Blick, der seinem kalten Gesichte besonders eigen stand, und ehe sie sich nur bewußt waren, wie? standen sie vor dem genzanesischen Wunder von Frauenschöne.

Also Minicuccio's Braut! Der Prinz hatte nicht Fassung genug, um gleich daran zu denken, denn ob er gleich in der Schule der Liebe kein Anfänger mehr war, so fühlte er sich doch etwas verwirrt, als er sich auf eine so seltsame Weise plötzlich vor dem Gegenstand seiner Anbetung sah, als er das reine großartige Angesicht, das schwarze Auge, die erhabene Gestalt vor sich hatte. Hätt' ich doch geglaubt, sagte er zu sich selbst, daß die Natur nie ein solches Geschöpf in Vollendung gebildet, daß nur die schönen Griechen es als Ideal aus dem Marmor hervorgerufen! Er bewunderte die brennende, bräunliche, frischgesunde Farbe des Gesichts, das antike Profil, die reinen, grandiosen Formen, den Glanz des Auges, die Rabenlocken, den vollen herrlichen Wuchs, Brust und Nacken, und eine Tracht, wie sie die fruchtbarste Phantasie des Malers kaum erfinden konnte.

Demetrio verweilte mit Entzücken auf dem Gesicht des Prinzen, in dem sich die stärksten Empfindungen ausdrückten. Unterdessen hatte dieser der Genzaneserin einige artige Worte gesagt, die sie unbefangen und frei nach Weise der Italienerinnen aufnahm. Er sah aber mit Schrecken, wie Minicuccio um sie beschäftigt war, mit welchen Blicken der bleiche Michaele an ihr hing, und fragte endlich den Improvisatore, als sie durchs Fenster blickten: Sie ist Braut? — Und hat morgen mit jenem hübschen Jungen Hochzeit, erwiderte Checco.

Diese Neuigkeit konnte einem Römer, und zumal einem Prinzen nur angenehm seyn. Denn in Rom und seinen

Umgebungen, besonders in den Gebirgsgegenden, ist der Umgang mit einer Unverheiratheten fast unmöglich, wenn man sich nicht erklärt, sie zum Weibe nehmen zu wollen; dagegen die Neuvermählte, sey sie von welchem Stande sie wolle, auf dem Lande zwar seltener, aber in der Stadt beinahe ohne Ausnahme ihre geheimen zarten Verständnisse erhält. Der Prinz bemerkte jedoch, daß Minicuccio nur eine Leidenschaft für seine schöne Braut war, und das trübte seine Stimmung.

Unterdessen hatte man schon die Straße, die zum Altar und zur Kirche hinaufführte, über und über mit Blumen bedeckt. In die verschiedenartigsten Bilder hatte man die Flora geformt; hier bemerkte man einen Tempel von weißen Blumen auf grünem Myrtengrunde, auf dessen Altar eine Flamme von Purpurrosen brannte; dort schoben sich liebliche Arabesken durcheinander, architektonische Zierrathen, so niedlich, als man es nur mit der leicht verwehenden Fülle von so zarten Blättern zu Stande bringen konnte. An manchen Orten sah man die Wappen des Hauses auf die Laubfläche gezeichnet und mit Blumen gemalt; dann gewahrte man wieder Säulen und kleine Obelisken mit Inschriften, Gärten mit artigen Lusthäusern, Altäre, Kirchen, menschliche Figuren, Amorinen, Engelchen, phantastische geflügelte Thiere, Tauben und anderes hübsches Geflügel, das Alles die Länge der Straße hin mit der sinnreichen Auswahl von Farben und Blättern von unten an bis hinauf zum großen Hochaltar, der mit Guirlanden geziert war, und das Bild der heiligen Mutter der allgemeinen Verehrung darbot. Niedre allerliebste Säulen aus Myrtenzweigen reihten sich zu beiden Seiten der Straße, und üppige Gewinde von Lorbeer und bunten Geschöpfen der Flora verbanden sie untereinander. Da und dort ordnete noch eine kunstreiche Hand, die leisen

Winde wehten einzelne schimmernde Blättchen in die Luft, und man lud noch ganze Körbe und Gefäße voll Blumen ab. Man wußte nicht, wie der dichterische Schäfer sang, sollte man die Augen mehr auf das große lebendige Gemälde, auf den reichen Farbenteppich heften, oder die feenhaften Genzaneserinnen anschauen, die in ihrer schönen Majestät auf- und abzogen.

Der Prinz übrigens hatte nur Augen für Vittoria, so hieß Minicuccio's Braut. Ja er benutzte einen Augenblick, da sie allein am Fenster stand, und sagte ihr: Es ist ein Glück, das ich nie vergessen werde, in Eure Nähe gekommen zu seyn, holde Vittoria, und wenn Ihr's nicht für Schmeichelei aufnähmet, so würd' ich Euch schwören, daß Ihr die Königin des Blumenfestes seyd. — Die eifersüchtigen Blicke Minicuccio's hinderten ihn, fortzufahren.

Jetzt ertönten die Glocken, Alles eilte an die Fenster, der Prinz kam mit Vittoria und ihrem Bräutigam auf den Balkon hinaus zu stehen. Die Procession zog auf dem Blumenwege heran, die Fahnen wehten, das Kreuz erschien, und Alles stürzte sich auf die Kniee, die ganze Straße entlang, tausende gebückt und die Hände faltend vor dem heiligen Zeichen. Die verschiedenen Ordensbrüder folgten, Wachslichter wurden herbeigetragen, der Zug währte eine Viertelstunde, während dessen Giulio nur seine reizende Nachbarin ansah. Er hatte keinen Sinn mehr für das rührende Bild der knieenden Menge, der weißen Frauen, den duftigen Weg, die langsam fortschreitende Procession, die Menschen alle an Fenstern, auf Balkonen, auf Treppen und Logen, für die Campagna, die in süßer Ferne zwischen den festlich mit Teppichen gezierten Häusern in der Abendstunde brannte, und für das blaue Meer, das den Horizont bildete.

Mit Wonne glaubte er zu entdecken, daß Vittoria etwas kalt gegen den Bräutigam that und sein leidenschaftliches Benehmen nicht erwiderte, ja er meinte, daß sie ihn verstände, daß sie ihm gut werden könne, daß er hoffen dürfe; aber bald verwirrte und beschämte ihn die Würde und Hoheit, die natürliche Grazie, die in ihrem ganzen Wesen vorherrschte, und er überzeugte sich, daß in diesem Mädchen ein ungewöhnlicher Charakter, eben so viel Unschuld als Verstand und Selbstgefühl wohne, und daß es der edelsten und kräftigsten Empfindungen bedürfe, wenn es ihm glücken solle, ihre Gunst zu gewinnen. Giulio war von gutem Herzen, seine Gefühle waren stark und heftig, aber nur zu flüchtig; er wußte die Grazie, die Unschuld, die geistige Schönheit einer Seele eben so zu ehren und zu lieben, als die Reize des Leibes, wie denn seine Natur kräftig und unverdorben war, und nur die Hitze seines Temperaments, und eine allzu kecke Ungebundenheit ihn zuweilen zu Schritten verleitete, die er später bereuen, aber nicht verbessern konnte. Sein Geist war mit guten Lehren genährt, eine reiche Bildung hatte ihn wohlthätig aufgeschlossen und mit den edelsten und höchsten Dingen bekannt gemacht, die im Reiche des Denkens und Handelns wirken und entscheiden; selbst für die Schönheit der bildenden Künste hatte er die erfreulichste Empfänglichkeit und kannte und liebte den großen Raffael persönlich. So war es also nicht zu verwundern, wenn jetzt seine Einbildungskraft, die zwar das Abenteuerliche und Gefährliche suchte, von der Persönlichkeit eines Mädchens entzündet wurde, welches, obwohl im Verhältniß zu ihm von niederm Stande, dennoch einen Adel in sich trug, der mehr ist, als das glänzendste Wappen.

Demetrio, wie aus dem Auge verloren, war unterdessen

nicht unthätig gewesen. Er zog den Prinzen einen Augenblick zur Seite, und sagte leise: Thut, was ich will, thut's heute! es geht Alles gut! Ladet die Männer auf ein Abendessen ein. Der Prinz sah ihn verwundert an, aber der schlaue Grieche winkte, und so bat denn Giulio, der in solchen kleinen Spitzbübereien sehr gewandt war, die drei Genzaneser, ihm das Vergnügen zu machen, und heut Abend eine Stunde bei ihm zuzubringen. Weder Menicuccio, noch Michaele zeigten sich geneigt, aber der Improvisatore, an den sich der Prinz vorzüglich wandte, überredete sie, und sie versprachen, einzutreffen.

Giulio trat vor Vittoria hin, dankte auf's verbindlichste, bat um Entschuldigung, und vernahm ein freundliches: Auf Wiedersehen! Damit gingen sie fort. Demetrio hüpfte außer sich vor Freude in die Höhe, und wollte laut auflachen, aber der Prinz fuhr ihn hart an, und sagte, daß er nichts unrechtes vorhabe, und daß sein Wunsch, mit der schönen Genzaneserin bekannt zu werden, unschuldiger Art sey.

Aber Eure Türkin im Casino Fusano? rief Demetrio. — Bleibt mein Liebchen, wie vordem, antwortete der Prinz, und ich will nicht, daß du wieder davon sprichst!

So eilten sie dem Schlosse zu, jeder in eignen Gedanken, freilich Demetrio in solchen, die der Prinz nicht einmal ahnen durfte.

Machen wir ihnen den Kopf recht heiß, sagte der Grieche; ich bin in ein Geheimniß eingedrungen. Michaele ist wüthend auf den Bräutigam, und ich wette, er liebt seine Braut. Ihr habt also zwei Nebenbuhler, von denen der unglückliche gewiß der gefährlichste ist. Ich kenne meine

Leute. Dem ist nicht zu trauen. Minicuccio aber ist eine gute Seele. Die Hauptsache ist, das wir das Vertrauen des Schäfers gewinnen: der ist der gescheuteste, und hat Macht über Beide.

Dem Prinzen mißfiel die Art, wie Demetrio die Sache behandelte, auf's äußerste, aber er fügte sich drein. In aller Eile ward nun ein glänzendes Abendessen bereitet.

Die drei Genzaneser kamen, und man setzte sich zu Tische. Der Improvisatore unterhielt durch tausend scherzhafte Einfälle; Alle lachten, nur Michaele verdüsterte sich immer mehr. Demetrio plagte ihn unaufhörlich mit Gesprächen über Vittoria und ihre Hochzeit. Zuletzt kam ein trefflicher Syrakusanerwein vor, und er ermunterte den Schwermüthigen zum Trinken. Dieser weigerte sich nicht, und leerte ein Glas nach dem andern. Giulio ließ sich von dem Schäfer erzählen, und ward von Minicuccio morgen zur Hochzeit eingeladen. Dieser glühte ebenfalls von sicilianischem Feuerwein, und rief endlich dem Michaele zu: Warum so trotzig, Bruder? Wegen der Hochzeit morgen? Das ist nun schon nicht mehr zu hindern! Du mußt dir eine andere suchen!

Da erhob sich Michaele todtenbleich vor Grimm, und still, wie der Italiener ist, wenn er wüthend zu werden anfängt und etwas entsetzliches thun will. Checco sprang auf, solche Scenen wohl kennend, fiel ihm um den Arm, und rief: Lustig, Michaele, ich bin auch ledig und gebe meine Freiheit nicht um tausend Vittorien.

Michaele riß sich mit Gewalt los, und stürzte zur Thüre hinaus. Dadurch wurde die Heiterkeit der Gesellschaft gestört. Checco machte Minicuccio Vorwürfe, und wollte anfangen zu singen oder einen Gesang aus Tasso rezitiren. Aber der Bräutigam stand auf, und sagte: Es ist spät, ich

hole die Mandoline, laßt uns vor Vittoria's Haus, und du singst ihr noch ein Liedchen. Es ist das letztemal, daß du's der Jungfrau bringst.

Der Prinz stimmte mit ein, und man ging. Vor dem Hause der Braut angekommen, und durch lauter Blumen wadend, präludirte Minicuccio. Sie kommt, sie kommt, lispelte Giulio zu dem Griechen hin, sie kommt auf den Balkon. Wirklich öffnete sich auch die Thüre oben, und Vittoria trat heraus; wohl erkennbar im Mondlicht, wiewohl noch schöner am Tage. Giulio glüht. Minicuccio spricht mit ihr, und der Schäfer ist eben im Begriff, sein Nachtständchen anzuheben, als ein Mensch aus der Seitengasse herausstürzt, wie ein Rasender auf den Mandolinenspieler zurennt und ihm einen Dolch in den Leib stößt. Die Braut schreit laut auf. Der Geliebte stürzt zusammen, auf die Blumen und Myrtenzweige hin. Checco rennt auf den Gefallenen zu; Giulio sieht nur die jammernde Braut; Demetrio ist um Minicuccio beschäftigt, und der Mörder entflieht.

Man eilt aus dem Hause. Man bringt Licht; es entsteht ein Lärmen in der Nachbarschaft; Leute kommen herbei, man untersucht den Unglücklichen; man trägt ihn in's Haus der Braut, und er verscheidet in wenig Augenblicken. Der Michaele, der Cerbera, so flüstert' es außen, der Arme, der Unglückliche, er ist aus Verzweiflung geflohen. — Der Prinz weiß nicht, wie er sich benehmen soll, er steht von Schrecken erfaßt am Leichnam des Jünglings, der morgen seine schöne Vittoria zum Altar führen sollte. Demetrio ist ziemlich gleichgültig, er scheint mit dergleichen Auftritten bekannt. Der Improvisatore ist zur Braut gelaufen, und sucht sie zu trösten. Sie liegt der Ohnmacht nahe auf dem Bett. Die Eltern, die Verwandten des Ermordeten stürzen herbei, es

entsteht ein solches Wehklagen, daß Giulio heftig erschüttert hinwegeilt.

Die Hälfte der Nacht war schon vorüber, und die andere verfließt in trostloser Verwirrung. Als der Morgen kam, war Giulio längst schon auf den Beinen. Der Himmel lächelte so mild und süß, als ob kein Frevel unter ihm geschehen könnte. Die Campagna leuchtete in einem röthlichen Ton, wie es des Morgens gerne zu seyn pflegt, und die Lüfte waren so rein und helle, daß man jede Linie in ihr, jedes einsame Pinienwäldchen, und die Meerstädte Nettuno und Porto Anzio, den Geburtsort Nero's und Caligula's, auf's deutlichste bemerkte. Die See lag in hoher grünblauer Fläche frisch und klar am Horizont; die üppigen Reben aber um die sanften Abhänge des Albanergebirges, um die arkadischen Anhöhen von Genzano und Civita la Vigna, grünten munter zwischen Oliven- und Feigenbäumen. Der Prinz, der allein ging, sah nicht ohne Wehmuth zum Meer hinüber, und suchte gegen Norden an der Küste einen Ort auf, in dem er das Theuerste verborgen hatte, was bisher sein stillstes und zärtlichstes Glück, sein schönster und innigster Genuß gewesen. Nein, sprach er zu sich selbst, nein, du holdes Kind des Morgenlandes, du unglücklich Verlorene, du Tochter der Leiden und des Schmerzes, du liebende Geliebte, du bleibst mir immerhin, und keine Genzaneserin wird dich verdrängen aus meinem Herzen.

Die Straßen boten nunmehr ein Bild der Unordnung, der Zerstörung dar. Die sinnreichen blühenden Blumengemälde auf dem Myrtengrunde lagen nun halb verwelkt und verwischt unter einander, man sah nur noch eine Masse von

Laub und tausendfarbigen Blättern in wilder Verwirrung. Giulio verglich's mit Vittoria's Brautglück, daß gestern seinen tiefsten und geheimsten Blumenkelch aufschließen wollte und heute schrecklich verwelkt und zerrissen ist. Er fühlte mehr Mitleid als Liebe zu ihr, und ging, als der Tag weiter vorrückte, in ihr Haus. Er fand sie etwas bleich und verweint, in der tiefen klaren Nacht ihrer Augen glänzten Thränen, wie Sterne. Er behandelte sie mit einer Zärtlichkeit, mit einer Empfindung, mit einer Schonung, die ihr unendlich wohlthätig seyn mochte. Er erzählte von den Anfängen des unglückseligen Zwistes und jammerte, gleichsam die Ursache seines Ausbruchs gewesen zu seyn. Ach nein, erwiderte Vittoria, das wart Ihr nicht, sie haßten sich längst auf den Tod. Der Prinz wollte anfangen, den Mörder zu verfluchen, da sagte die unglückliche Braut mit jener Offenheit, mit der eine gutmüthige Italienerin von Liebe und Herzenssachen redet: Fluchet dem armen Michaele nicht — bedauert ihn, er hat aus Verzweiflung gesündigt; ich liebte ihn mehr, als Minicuccio, und mußte diesen nur aus Zwang heirathen. Jetzt hab' ich beide verloren — o Gott! —

Sie sprach nicht weiter. Giulio benahm sich mit einem Zartgefühl gegen sie, das ihm ihr Vertrauen, ihre Achtung gewann. Er hielt sich lange bei ihr auf und konnte nicht satt werden, im Anblick des hohen Antlitzes zu schwelgen, dessen mehr stolzem als empfindsamen Charakter der Schmerz und das Weinen einen wunderbar rührenden Ausdruck gegeben. Er tröstete, er ging, und ließ einen lebhaften Fürsprecher in ihrem Herzen zurück.

Nun wollte er den poetischen Garavaglia aufsuchen, und man gab ihm in Vittoria's Hause einen Wegweiser mit; denn diesen hatte er allerdings nöthig. Der seltsame Schäfer

befand sich außen auf dem Felde, und der Prinz mußte ein gutes Stück über die Wiesen und Weinberge hingehen, bis er ein kleines halbzerfallenes Häuschen erreichte, worin Checco wohnte. Es hatte eine äußerst lachende Lage am Abhang eines Hügels, und bot eine entzückende Aussicht über ein Stück der Campagna, die grünen, üppigen Anhöhen von Civita la Vigna, die blauen, duftigen Gebirge der alten Volsker gegen Neapel hin, und das schöne Meer dar. Der Improvisatore lag unter einem Olivenbaum, und schien sich in behaglicher Ruhe zu befinden. Als er Giulio kommen sah, rief er ihm ein Willkommen! zu, blieb aber liegen, und bat ihn, sich ebenfalls niederzulassen. Die Menschen, fing er an, sind doch oft unvernünftiger, als das liebe Vieh. Statt der Hochzeit ein Leichenzug, statt des Brautbetts ein Sarg! Wer hängt auch sein Glück und seinen Frieden an ein hübsches Frauengesicht! Was hat der arme Teufel, der Cerbera, nun davon? Wahrlich, so wenig als Minicuccio! Man muß sein Wohl an kein anderes ketten; allein muß man seyn, und Ruhe haben, dann genießt man das Leben. Ihr seyd zu einer guten Zeit hierher gekommen, junger Herr. Wer Ihr auch seyn mögt, Ihr könnt Euch die beste Lehre von der Welt draus abnehmen: Laßt's Euch wohl seyn, und wenn Ihr Euch Euren Leidenschaften nicht hingebt, so ist's Euch immer wohl, auch wenn Ihr keinen Bajocce mehr in der Tasche habt.

In dieser Predigt fuhr Checco lange fort, und rührte sich nicht, bis ihm die Sonne in's Gesicht schien, und er sich weiter zurück in den Schatten wälzte. Nach einiger Zeit kam ein Junge, und sagte: Herr, gebt mir Geld, es ist kein Oel und kein Brod mehr da. — Hier ist ein halber Paolo, gab der Schäfer zur Antwort. — Aber das reicht ja — —

Kaum für dich hin, rief Checco ruhig; so thu was du willst, ich habe keinen Quattrino mehr. — Da seht Ihr's nun, schrie der Junge, gestern hattet Ihr noch einen Scudo, und habt Alles verputzt und vertrunken und verschenkt! Jetzt könnt' Ihr Eure Bücher essen, wenn Ihr Hunger habt!

Seht diesen Jungen an, versetzte der Dichter ganz gelassen, wie er mir das Leben sauer machen will. — Einen Tag im Vollauf, fuhr der Bursche fort, und den andern nichts. — Checco sang:

Viel oder wenig,
was kümmert's mich?
Bettler und König
plagen sich.
Wem ohne Sorgen
für heut und morgen
lustig das Leben verstrich,
nennt man am Ende noch liederlich.

Ich wollte, daß Euch der Krebs — der Junge wollte, fortfahren, da erhob sich der Schäfer und rief dem Schmähenden mit tragischer Deklamation zu:

Entfleuch, du schnöde Mißgeburt der Zeit,
du Unglimpf der kathol'schen Christenheit,
geh nach der heil'gen Stadt der Cynthia,
die mich nur hungern, doch nicht murren sah,
und kauf' dir Brod für einen halben Paul,
und fülle deinen Wanst und halt dein Maul!
Dahin sind nun der Vorwelt Wundertage,
dahin die Göttinnen von altem Schlage;
begnüge dich mit Brod, und laß die Wurst,
sie stillt den Hunger, doch sie reizt den Durst.

Der Prinz brach in lautes Lachen aus, zog den Beutel und bot dem Improvisatore Geld an. Behaltet das Eure,

gab dieser zur Antwort, wenn Ihr besser damit Haus gehalten, als ich. Es hat keine Noth, ich dank' Euch. Es thut mir leid, daß ich Euch heute nicht zum Mittagbrod bitten kann, aber morgen essen wir gewiß zusammen.

Damit führte er unsern Giulio in das Häuschen. Hier, sagte er, ist meine kleine Heerde. Diese bleiben mir immerhin — er wies den Dante, den Boccaccio, den Ariosto, den Tasso vor — das ist meine Habseligkeit, und der Esel dort an der Thüre ist auch noch mein — er deutete auf ein Thier, daß außen angebunden war, und gras'te. Der Prinz war nur gekommen, um sich bei Checco nach den Verhältnissen der Genzaneserin zu erkundigen, und hatte eben begonnen, darüber zu sprechen, aber der Schäfer erwiderte: Lassen wir's, junger Herr, von solchen Dingen ist nicht gut reden; wäre irgendwo zu helfen, so müßte man's freilich thun, aber die Todten können wir nicht lebendig machen. Michaele wird sich schon gerettet haben, und Vittorien ist ebenfalls nicht zu helfen, wenn nicht etwa Ihr sie heirathen wollt. Der Prinz mochte sich bemühen, wie er wollte, er brachte den wunderbaren Garavaglia auf kein Gespräch, und mußte sich's gefallen lassen, daß ihm der enthusiastische Dichter unter dem Olivenbaum, unter dem er schon Jahrzehende zubrachte, einen Gesang aus dem rasenden Orlando auswendig rezitirte. Wiewohl der Affect, womit der Schäfer den Gesang vortrug, die reine Aussprache, die Empfindung und die Leidenschaft dieses glücklichen Menschen seine Verwunderung erregen mußten, so dachte er doch fast nur an Vittoria's schwarzes, thränenfeuchtes Auge, so kam ihm doch ihr Bild nicht aus dem Gedächtniß, so wie sie gestern im Mondschein vom Balkon herab der unglückseligen Serenade zuhörte, und dann rief ihm der ferne Meerstrand auch ein anderes geliebtes Zauberwesen in

die Einbildungskraft, an das er nicht ohne eine gewisse Schüchternheit und das Gefühl des Unrechts dachte, das er ihm zufüge, indem er eine Flamme für eine andere in sich aufbrennen lasse.

Spät erst trennte er sich von Checco, und ging nach Genzano hinein. Den Michaele hatte man im Kloster Palazzuolo über dem Albanersee gesehen, wo er bei den Mönchen Schutz fand.

Der Prinz hielt sich noch etliche Tage in Genzano auf. Der Grieche zog sich ganz von ihm zurück, überließ ihn ungestört seiner aufglühenden Leidenschaft, sah ihn kaum ein Stündchen des Tages, und wir finden sie beide endlich zu Pferde auf dem Rückwege nach Rom in folgendem Gespräche:

Ihr habt wohl das Spiel schon gewonnen, Prinz? sagte Demetrio; Ihr seyd über die Maßen verliebt! Ihr habt gewiß Erwiderung Eurer Gefühle gefunden und die glücklichsten, genußreichsten Stunden verlebt, während ich allein zum See und nach Nemi und weiß der Himmel wohin spazieren gehen mußte, um mir die Zeit zu vertreiben, und zu erwarten, bis Ihr endlich zerstreut, im Liebesbrand nach Hause kamt, und statt ein munteres Wort zu reden, zum Fenster in den Mondschein hinausseufztet! Dürfte ich denn meine standhafte Geduld so hoch anschlagen, daß sie mich würdig machte, zu wissen, wie's unterdessen mit dem Engel gegangen?

Gut, gut, rief Giulio, über Erwarten gut. —

Und was wird's in der Folge seyn?

In der Folge? Der Himmel weiß es — ich weiß nichts, als daß sich mir ein Elysium von neuen Freuden eröffnet hat, daß Vittoria eben so gut, so unschuldig, so voll Geist und Seele —

Als schön ist, wollt Ihr sagen? Nun das ist ja ein wahrhaft elysisches Wunder! Und Ihr suchtet ja doch nur Geist, nur Empfindung, nur Schwärmerei. — Es ist ein allerliebstes, köstliches Abenteuer, Prinz — eine bildschöne genzanesische Bäuerin — ein Schäfer, der so poetisch ist, daß er zum Bettler geworden — ein Bräutigam, der so unklug ist, vor dem Hochzeittag, die Mandoline in der Hand und ein Liebesliedchen im Munde sich frischweg ermorden zu lassen, und so heldenmüthig, lieber zu sterben, als sich nach der Trauung Hörner aufsetzen zu lassen — ein Liebhaber, der sich in einem Mönchskloster als Mörder verkriechen muß, und vielleicht bald ein besseres Glück machen könnte, wenn nicht ein Prinz, im Incognito im Spiel wäre, der sich in den Kopf gesetzt hat, die Unglücksbraut für das schönste Weib auf der Welt zu halten, und von so dichterischem Gehirn ist, daß er eine herzogliche Dame, Hof, Palast, Stadt und Villa, ja ein ungetauftes Liebchen —

Nenn' es nicht so, du frecher Spötter; wenige Tage, und die Taufe macht es zu Christin. —

Ich fürchte nur, daß ihm die Hochzeit näher am Herzen liegt, als die Taufe. — Und wenn es nun gar wüßte, mit welchen Phantasien sein vornehmer Ritter ihm zutrabt, welche hübsche, romantische Bekanntschaften der treue Prinz unterdessen gemacht, was er versprochen und geschwärmt!

Ich habe nichts angelobt, was ich nicht halten konnte —

Aber um aller Märtyrinnen willen, sagt mir doch, für wenn hält sie Euch denn?

Eben für den, der ich wäre, wenn es dem Schicksal nicht gefallen hätte, mir einen Fürsten zum Vater zu geben.

Das heißt wohl, für einen fahrenden Ritter, der seine Lanze gerne mit schönen Frauen bricht —

Für einen Ehrenmann, der sie anbetet, der in ihrer schuldlosen, ländlichen Einfalt, in ihrer gesunden Herzenskraft, in ihrem ahnungslosen Vertrauen mehr Adel und Würde, mehr Liebenswürdigkeit und Schönheit gefunden, als unter allen Töchtern und Nichten von Prinzen und Cardinälen; für einen Mann, dem sie wieder gut ist —

Und der sie mit nächstem zum Altar führen wird, wenn der Herr Vater und die reizende Isabella kein Hinderniß in den Weg legen? Prinz Giulio, Ihr seyd ein sublimer Schwärmer, ein romantischer Enthusiast, wie aus Petrarca's oder Ariosto's Dichterwelt heraus, nur mit dem Unterschied, daß Ihr's lieber mit zweien, als mit einer habt.

Welchen Abbruch thut es meiner Zuleika —

Ich verstehe, ich verstehe, Prinz, und Scherz bei Seite, wenn ich aufrichtig seyn will, so wärt Ihr ein Narr, wenn Ihr nicht noch zehn dazu nehmt, so Ihr's bekommen könntet. Was kann eine arme Türkin ansprechen? Gnade genug für sie, daß Ihr sie schön findet, daß Ihr sie aufgenommen, daß Ihr sie zur Christin macht! Aber sagt mir doch, wie kam denn das mahomedanische Liebchen in Eure Hände? Ihr habt darüber immer geschwiegen. Es sind zwar nur vier Wochen, daß ich das Glück gehabt, Euch kennen lernen zu dürfen; aber ich denke, der Vertraute Eures zarten genzanesischen Geheimnisses werde auch wohl wissen dürfen, welche Bewandniß es mit dem verborgenen Schatz in Fusano habe, da denn doch einmal Beide dem alten Herrn nicht zu Ohren kommen dürfen. Auf mein Schweigen, das wißt Ihr ja schon, dürft Ihr zählen, wie auf die Indulgenz des heiligen Vaters.

Ihr habt, versetzte der Prinz, von dem nächtlichen Ueberfall

eines griechischen Piraten gehört, der unser Lusthaus bei Ostia in so große Gefahr brachte.

Allerdings, und man sagt, es sey auf Eure und des Herrn Vaters fürstliche Person eben so sehr, als auf Eure trefflichen Kostbarkeiten im Casino gemünzt gewesen.

Gut, der Pirat hatte sich etwas verrechnet. Denn ich und mein Vater halten uns zwar gerne zur Winterszeit in Fusano auf, dieser aus Liebe zur Ruhe, und ich aus Jagdlust; aber wir haben unsere hinlängliche Bedeckung: unser Casino ist fest, und der wehrfähigen Leute sind immerhin so viele da, um sich gegen den Angriff eines Seeräubers oder einen Haufen Spitzbuben aus der Campagna zu vertheidigen. Unser Schrecken war freilich nicht gering, als wir plötzlich aus dem Schlaf geweckt wurden und ein mörderisch Geschrei vor dem Hause vernahmen. Der Platz vor dem Casino wimmelte von Gesindel. Wir glaubten, es sey der Ueberfall einer Bande von Räubern, wie sie häufig in den Umgegenden Roms, und besonders bei Ostia spuken, und machten uns in Eile zur Vertheidigung bereit; ein Paar kecke Bursche wurden nach Ostia gesandt, um die wenigen Einwohner daselbst zur Verstärkung herbeizurufen; unterdessen feuerten wir tüchtig auf die Schelme hinab; die benachbarten Fischer eilten herbei, wir erfuhren, daß es Seeräuber waren, daß sie unterhalb des Piniengartens gelandet, der sich wohl eine halbe Stunde an der Meeresküste hinab erstreckt. Unsere Bauern und Jäger hielten sich trefflich, und ehe nur eine Seele von Ostia ankam, waren die Räuber verschwunden. Wir erwarteten den Tag; wir durchstreiften den weiten Pinienwald, ohne eine Spur zu finden, sie waren alle wieder zu Schiff gegangen, und ein günstiger Wind hatte sie bereits unsichtbar gemacht.

Aber welch' ein Fund war mir bestimmt! Es war um

die Mittagsstunde, als ich im wildesten Gesträuch des Waldes etwas glänzen sah. Ich eilte mit zwei Jägern, die ich bei mir hatte, darauf zu, und glaubte zu träumen, als ich ein bildschönes weibliches Wesen auf der Erde sitzen sah, das mit Verzweiflung zu kämpfen schien. Ich erstaunte noch mehr über ihre sonderbare Tracht, die, halb europäisch, halb orientalisch, der rührenden Gestalt und dem herrlichen Wuchs des Leibes einen zauberischen Reiz verlieh. Entsetzt fuhr sie empor als sie uns erblickte, sie wollte fliehen, allein vom Schrecken gefesselt, blieb sie wie eingewurzelt, die Hände faltend. Ich sah ein leichenbleiches, entzückend schönes Angesicht aus Rabenlocken und orientalischen Shawlen herausschauen, ich glaubte, eine Erscheinung vor mir zu haben. Das himmlische Wesen stürzte mir zu Füßen, sein Auge schwamm in Feuchtigkeit, es umschlang meine Kniee, es sprach nicht, ich hob es auf, ich fragte, es schwieg; ich versichert' es meines Schutzes — mit einem Wort, ich hatte meine Zuleika gefunden.

Das ist ja ein wahres Rittermährchen, versetzte der Grieche mit einem höchst seltsamen Ausdruck; aber erzählt mir doch, wie kam sie denn hieher?

Mit den Piraten. Die Unglückliche war ihre Beute. Seit einem Jahre hatte sie sich mit ihrem Vater, einem reichen Kaufmann von Smyrna, in Palermo aufgehalten. In dieser Zeit wurde sie von einem Türken verfolgt, der sich alle ersinnliche Mühe gab, ihre Gunst zu gewinnen und sie zu verführen. Es gelang ihm nicht, ihre Unschuld zu beflecken, wohl aber durch eine ruchlose List, sie auf ein Schiff zu locken, und mit ihr in See zu stechen. Die arme unglückliche Zuleika sah sich unter Seeräubern, erkannte den verruchten Mahomedaner als ihren Anführer, und schwebte täglich in Gefahr, dem Verbrecher das beschämendste Opfer bringen, oder

ihre Ehre mit einem Sprung über Bord retten zu müssen. So nach mehreren Landungen auf den Inseln kam sie bis Cap Felice, und endlich in jener verhängnißvollen Nacht an die Küste in der Nähe unserer Villa. Im Tumult, in der Unordnung des mißlungenen Ueberfalles wußte sie zu entkommen, brachte die Nacht in der Campagna zu, lief bei Tage unserm Pinienwalde entgegen, und fand auf diese Weise eine Freistätte, ja ein Herz, das sie bald mit Leidenschaft liebte.

Höchst märchenhaft! versetzte Demetrio. In der That, Ihr habt interessante Mädchenabenteuer. Aber habt Ihr denn ihren Vater nicht benachrichtigt?

Ich habe nach Smyrna geschrieben, antwortete der Prinz. Indessen —

Nun, indessen?

Wird Zuleika wohl nie mehr zurückkehren. Die nächste Woche empfängt sie die Taufe von den Händen des heiligen Vaters selbst.

Und bleibt das geheime Liebchen eines christlichen Prinzen? —

Möge es dem Himmel gefallen. Ich bin ihr noch so herzlich gut, wie vordem; sie gewöhnt sich, in Italien zu leben, und was das Schönste ist, sie hängt mit heißer Liebe an mir.

Allerliebst, Ihr seyd ein glücklicher Jüngling mit den Weibern!

Ich freue mich, sie wieder in die Arme zu schließen, und auch Ihr werdet sie sehen. Ich bringe sie nach Rom, und nach der Taufe gleich wieder in's Casino zurück. Der Vater darf unser Verständniß nicht ahnen —

Und Vittoria unterdessen —

Ihr seyd mein Plagegeist, Demetrio. Die Zukunft wird's aufklären. Jetzt laßt uns eilen, daß wir durch die Campagna kommen.

Freilich zögerten sie lange für die Sehnsucht, mit der unser junger Chigi herbeigewünscht und erwartet wurde. Längst war die Zeit verstrichen, innerhalb deren er zurückzukehren versprochen, und die Mahomstochter, von geheimer Leidenschaft für den hohen Geliebten erfüllt, fühlte sich in der weiten stillen Einöde von einer Angst gepeinigt, die sich nur zu sehr rechtfertigte. Hundertmal verließ sie das Casino und ging der Zugbrücke am Canal zu, wo man ein Stück weit in die Campagna hinübersieht; hundertmal bestieg sie das feste, thurmartige Gebäude, von dem herab man über die grünen Schirme der Pinien hinweg, einen weiten Ueberblick der Gegend genießt. Sie blickte gegen Ostia hin, dessen runder Thurm, dessen alte Festungswerke, wider die Angriffe der Sarazenen gebaut, in der menschenleeren Ebene einem Feenschlosse aus der romantischen Welt des Cervantes oder des Ariosto ähnelt, das kaum von Menschen, höchstens von einem bösartigen Zauberer oder verwegenen Raubrittern bewohnt zu seyn scheint; aber Giulio kam nicht. Sie gewahrte nichts lebendiges, als einsame Büffel, die in den Gehegen weideten, und zuweilen einen Landmann auf seinem Esel. Mit welchen Empfindungen hing ihr Auge an den blauen Bergen Albano's, die in ihrer sanften Lieblichkeit in die Campagna herüberlächelten, wie arkadische Kindertage in's leere, nackte, weite sumpfige Leben. Ach, rief sie, dort verweilt er, in jenen elysischen Lusthainen, von denen er mir so bezaubernde Dinge erzählte, und zaudert, in das traurige Casino zurückzukehren,

wo das unglücklichste Wesen auf der Erde seiner mit brennender Ungeduld wartet! — Vielleicht daß ihn etwas in Rom festgehalten; vielleicht, daß ihn der Vater drängt; vielleicht, daß die Herzogin von Zagarola — O gütiger Himmel — ich bin den Gefahren des Meeres entrissen, nur um auf einem gefährlichern Elemente von einem tückischen Schicksal auf und nieder getrieben zu werden!

Indem sie dies dachte, fing sie an bitterlich zu weinen. So traf sie Felice, das einzige Wesen, das mit ihren Freuden wie mit ihren Leiden vertraut war, und das des Prinzen schönes Liebchen mit treuer Verschwiegenheit hütete. Armes Kind, sagte sie, Ihr habt immer verweinte Augen, wenn Prinz Giulio fern ist, und Ihr müßt Euch doch endlich einmal daran gewöhnen.

Sage mir das nicht, Felice, rief Zuleika, hab' Erbarmen mit mir; ich bin eine Waise, ich habe weder Vater noch Mutter mehr; ich bin aus meiner Heimath nun vielleicht auf immer genommen; selbst einen andern Gott, einen andern Propheten lernt ihr hier mich anbeten — nichts hab' ich mehr, als ihn; auf nichts kann ich mehr vertrauen, als auf sein menschliches, gütiges, liebevolles Herz; ich bin verloren, wenn er sich vermählt! —

Aber thörichtes Kind, versetzte Felice, du weißt ja doch, daß du nie mehr zu hoffen hast, als seine geheime Liebe; du weißt, daß dir das äußerste bevorstände, wenn der alte Prinz Chigi wüßte, in welchem zärtlichen Einverständniß die ungläubige Schutzgenossin mit dem Sohne steht; daß er nicht widerstehen darf, daß er sich dem Willen der Familie opfern, daß er der Herzogin Colonna die Hand reichen muß.

Ich sehe in einen Abgrund, schluchzte die Mahomedanerin,

wie damals, als ich so entsetzlich verlassen, so fürchterlich getäuscht auf dem Meere verzweifeln mußte.

Aber du bist doch nicht mehr unter Seeräubern; das Herz eines großmüthigen, edeldenkenden Prinzen ist dein; er bereitet dir alles Glück; er macht dich zur Christin; in drei Tagen empfängst du die Taufe vom heiligen Vater. Der Prinz wird dir das sorgenloseste Leben sichern; du genießest seine Liebe, wie seine Reichthümer, und entsagst nur dem wahnwitzigen Traume, ihm das vor der Welt zu seyn, was du nie werden kannst, was du aber im vollkommensten Sinne in glücklicher Verborgenheit bist.

Und meine Heimath, und Smyrna, und meinen Vater werd' ich nie wiedersehen?

Chigi wird dir Alles ersetzen, so du klug bist, so du ihn nicht für seine Wohlthaten, für seine zärtliche Fürsorge, für seine Liebe mit Undank lohnst.

Dergleichen Gespräche fielen oftmals vor; die arme Zuleika wußte dann nicht mehr zu antworten, und schwieg im Uebermaß des Schmerzes. Ihr seyd erstaunlich zerstreut, liebe Tochter, sagte täglich der Abbate, der sie in den Hauptlehren des Christenthums unterrichtete und zur Taufe vorbereitete. Meine Heimath, der Gedanke an den Vater, stammelte alsdann die Neubekehrte, der große, schwere Schritt, den Ihr mich thun heißt — Ei, rief der Abbate und schmunzelte dabei, schätzt es als Euer höchstes Glück, daß Euch die Vorsehung dem Unglauben und dem falschen Propheten entreißt; aber ich glaube, Ihr habt noch ganz andere Sorgen in Eurem Herzen! Vertraut mir Alles an, was Euch drückt; jedes Geheimniß Eurer Seele sollt Ihr mir offenbaren und bedenken, daß Ihr's nicht mir thut, sondern dem allwissenden Gott, dessen Diener ich bin. Nur dann könnt Ihr würdig in die

seligmachende Kirche eintreten, wenn Ihr Euch zuvor aller Sünden entledigt, die Euch der falsche Prophet begehen ließ. — Habt Ihr nichts von Sünden der Liebe auf dem Herzen, liebes Töchterchen? Ihr seyd schön und jung —

Er wollte ihr dabei die Wange streicheln, aber Zuleika, die einen entschiedenen Widerwillen gegen den schleichenden Abbate nicht überwinden konnte, versetzte mit Unbefangenheit: Der Prinz Chigi hat Euch hierher gesandt, Signor Abbate, um mich in den Lehren Eures großen Propheten zu unterrichten, aber gewiß nicht, um mit mir zu kosen.

Der Abbate schmunzelte, und Zuleika sagte nachher zu Felice: Mir ist dieser Mensch im Innersten zuwider. Sieh nur das bleiche, glatte Gesicht an, wie's das Scheermesser so hämisch rothblau gemacht hat! Es kann mir keine Lehre des Christenthums gefallen, die aus seinem Munde kömmt; ich möchte glauben, es wäre Alles nur eine unheimliche Verstellung, um mich zu berücken, wenn nicht ein einziges Wort von Seele und Wahrheit aus Giulio's Munde mich glauben machte, daß es bessere und liebenswürdigere Christen gibt, und daß nicht alle so sind, wie der Herr Abbate.

So saß das bekümmerte Kind eines Abends vor dem Casino auf einer Rasenbank, allein, nur in Gesellschaft seiner melancholischen Gedanken, und klimperte auf der Guitarre, die ihr Giulio geschenkt, ohne die Laute auch nur zu hören. Noch umhüllte seinen Lockenkopf ein üppiger türkischer Shawl, denn dem Prinzen gefiel diese Tracht ausnehmend an ihr, und er wollte, daß sie immer beibehalten werde. Die Sonne war eben im Begriff, in's Meer hinabzusinken, und die hochstämmigen Pinien glühlten in den süßesten Rosenflammen, und die schlankgewachsenen Aeste und die tausend Zweige waren eben so viel Purpurarme unter dem saftgrünen Dache.

Zuleika ergriff zuletzt eine solche Wehmuth, daß ihr die Guitarre entsank, und sie sich über das Geländer der Bank hinlehnte und mit einem Tuche ihr quellendes Auge bedeckte.

Da erweckte sie eine bekannte Stimme; sie raffte sich erschrocken auf, und Giulio stand vor ihr, sie mit dem Gefühl der innigsten Rührung betrachtend. Bist du wieder mein, o Giulio! rief sie mit bebender Stimme, und der Prinz sah sie wanken, und ihr Auge überschwimmen in heißen Thränen. Giulio war etwas betroffen, und versetzte: Laß uns durch den Pinienhain spazieren, wir sind hier beobachtet, und du weißt, ich darf mein Herz nie nach seiner freien Regung walten lassen.

Die Liebenden gingen; Giulio entschuldigte sein längeres Ausbleiben. Zuleika ergriff seine Hand, als sie das Dickicht des immergrünen Haines vor lauernden Blicken beschützte, und schilderte die Qualen ihrer Einsamkeit, den Schmerz der Erwartung, die Besorgnisse ihres furchtsamen Herzens, und als sie die Freude des Wiedersehens berührte, sank ihr Chigi an's Herz, und drückte sie lebhaft an seine von widersprechenden Empfindungen bewegte Brust.

Nach und nach begann er von den schönen Umgebungen Genzano's, von den vielen Fremden, die das Blumenfest heranzöge, von der Lieblichkeit des Festes selbst, von seinen Spaziergängen zu erzählen, und zeigte für einen Verliebten, dem sein Mädchen zur Seite ging, und der sich doch eine Art von Untreue schuldig gemacht, eine ziemliche Gewandtheit im Ausbeugen, und selbst in einer gewissen Redeweise, die man im gemeinen Leben wohl auch Lügen nennt. Von seinem Begleiter unterließ er nicht, einiges einzuschalten, lobte seinen Verstand, seine geselligen Eigenschaften, sein Jägertalent, und äußerte, daß er ihn nächstens nach dem Casino einladen,

und sich einige Tage mit ihm auf der Campagnenjagd vergnügen werde. Der Abend entwich unter Liebesfreuden. Zuleika fühlte sich allzu glücklich, um Giulio's Zerstreutheit zu bemerken, und den folgenden Morgen verließen beide das Land, der Prinz zu Pferde, und die Geliebte zu Wagen, in Gesellschaft des Abbate und der guten Felice.

Zuleika war nur einmal auf wenige Tage in Rom gewesen, denn der ungestüme geheime Freund, dessen Herz damals eben so sehr, als seine Einbildungskraft, für die liebenswürdige Ungläubige entzückt war, und der in seiner gewöhnlichen Heftigkeit eine zeitlang keine Gränzen für diese schwärmerische Leidenschaft kannte, wollte sich in seinem Umgang mit ihr nicht stören lassen, und hielt sie deshalb, da es in der Stadt nicht möglich war, den Geliebten zu spielen, mit eifersüchtiger Aengstlichkeit selbst bis in die heißen Monate hinein in dem entlegenen Casino. Nur während der gefährlichen Tage des August, wo die Luft in der wüsten, sumpfigen Einöde von Ostia, wie fast allenthalben in der römischen Campagna, ja in manchen Gegenden von Rom selbst, wie verpestet ist, wollte er das Liebchen in die Stadt bringen. Freilich dachte er jetzt nicht mehr mit gleicher Unruhe an die Mittel, wie man sie dem Dunstkreis des Hofes und der Aufmerksamkeit der Familie entziehen könnte; er meinte, er müsse seiner Gesundheit halber auf's Land, und zwar in die frischen Berggegenden von Albano oder Genzano gehen. So geneigt sind wir, uns selbst zu täuschen, einen so gefährlichen und unredlichen Rathgeber haben wir in uns, wenn wir dem Zuge einer Leidenschaft folgen wollen, einen so falschen und bescheinigenden Tröster, wenn wir in einen Kampf zwischen Pflicht und Neigung gerathen. Am ungerechtesten dabei sind gewiß die Männer; was ihnen für sie selbst erlaubt scheint,

weil es ihren ungezügelten Wünschen schmeichelt, das dünkt ihnen bei'm andern Geschlecht Fehler und Verbrechen. Sie klagen über die Treulosigkeit und Schwäche desselben, während sie oft nicht die kleinste Probe aushalten wollen, und am Ende rühmen sie sich still oder laut, als ob sie sagen wollten, ein Mann habe gar nicht nöthig, treu zu bleiben.

Unter solche Vertheidiger der Männerfreiheit gehörte auch unser junger, feuriger Chigi. Er bewachte seine Zuleika mit wahrhafter Eifersucht, und deutete selbst ihre Blicke, während er sich im geheimen nur zu sehr gegen ein Verständniß versündigte, das allein zur Treue verpflichtet, wenn der andere Theil seine Freiheit gleich sorgfältig zu begränzen weiß. Er schwankte zwischen der zarten schwarzäugigen, so hingebenden Türkin und dem Zauberbild seiner genzanesischen Juno, und die letztere schien die Oberhand gewinnen zu wollen, nicht, weil sie schöner oder besser, sondern nur weil sie neuer, weil sie noch noch nicht sein war.

Die arme Mahomedanerin unterdessen fühlte sich in einer Unruhe, die ihr ganzes Wesen bewegte. Die Größe Roms und die Stille ihres ländlichen Aufenthalts am Meere; die bevorstehende Taufe und der Gedanke an ihren alten Glauben; die Unmöglichkeit, als Christin je wieder in ihr Vaterland zurückzukehren; die Besorgnisse, die Erinnerung an ihren Vater; die Ungewißheit, die Gefahr ihrer Zukunft, das feierliche des Augenblicks; die vornehmen Personen, von denen sie sich umgeben sah; das unheimliche Ceremoniel, in das sie sich fügen mußte, und das ihren Sitten und Gewohnheiten so sehr widersprach; die weiten, prachtvollen Marmorpaläste, die hohe Geistlichkeit, von deren Bestimmung, Macht und Ansehn sie nur einen dunkeln Begriff, oder vielmehr eine furchtsame, schüchterne Empfindung, eine bange

Ahnung hatte; die nahe Zusammenkunft mit der Herzogin Colonna von Zagarolo, welche dem Prinzen zur Braut bestimmt worden, das Alles wirkte zusammen, um sie gleichsam zu betäuben. Keine einfache, schlichte Herzensstimme konnt' ihr mehr Muth, Fassung und Hoffnung einsprechen; sie fand sich unter fremden, nie gesehenen Menschen; Giulio mußte sie kalt und vornehm behandeln; sie glaubte ein Opfer zu seyn, das man zur Schlachtbank führe, und sah der Zukunft mit schmerzlicher Ergebung entgegen.

Die Herzogin Isabella von Zagarolo wollte selbst ihre Taufzeugin seyn, und das ängstliche, von Gedanken und Empfindungen gequälte Kind ward ihr vorgestellt. Zuleika hatte sich Giulio's Braut weniger schön vorgestellt, und erschrak, als sie ein hohes, noch nicht verblühtes Weib vor sich sah. Die Herzogin nahm sie bei der Hand, und sagte: Du zitterst, liebe Tochter? Warum denn? Bist du denn bange vor der Taufe? Hierauf sich gegen den Prinzen wendend, fügte sie hinzu: Es ist ein schönes Kind, Prinz Chigi, das Ihr für den rechten Glauben gerettet habt! Es ist höchst sonderbar, wie sie das Schicksal aus der Gewalt der Barbaren eben in Eure Villa führen mußte! In der That, man hat Recht, wenn man von Euch als einem Manne spricht, dem der Abenteuer mehr als einem andern begegnen. Und Ihr nahmt Euch ihrer wohl mit brüderlichem Mitleid an? Ihr wart oft und lange im Casino Fusano; aber Ihr liebt ja, wenig in Rom zu seyn, Euch vergnügt die Campagnenjagd, die Freiheit und Ungebundenheit der Fluren, und das Hofceremoniel ist Euch sehr zuwider.

Chigi antwortete: Ich kann nicht läugnen, daß ich mich gern im Freien erfreue, und daß ich gern ganz mich auf's Land zurückzöge, wenn nicht ein so angenehmer Anziehungspunkt

vorhanden wäre, dem ich vergebens zu widerstehen trachte. Das Glück und die Ehre Eurer Gesellschaft, Donna Isabella, ist es allein, was mich in die Stadt lockt, wiewohl ich Euch eher zürnen sollte, indem Ihr zu den Fesseln eines, wie Ihr meint, für mich so beschwerlichen Ceremoniels auch noch das bezaubernde Band hinzugesellet, das meinem Herzen die Freiheit zu rauben droht.

Ihr seyd sehr höflich, Don Giulio, versetzte Isabella etwas spöttisch, ein Beweis, daß Ihr auch unter den rauhen Freuden der Jagd und in der Einsamkeit der Campagne ein feiner Weltmann geblieben seyd. Eure Feinde haben gewiß nicht Recht, wenn sie ausstreuen, daß Ihr wohl zuweilen ein recht kecker Schwärmer seyd, und daß Ihr lustige Gesellschaft liebt!

Donna Isabella, versetzte Chigi, Ihr wißt, ich habe einen eigenen Humor, und wenn Ihr mich für die müßigen Nachreden gewisser Hofleute und Spione empfänglich glaubt, so setzt Ihr in mir ein so zartes Ehrgefühl voraus, wie ich es leider nicht habe.

Ihr habt einen feinen Geschmack, erwiderte Isabella, und versteht Euch selbst auf die Malerei und Bildnerkunst; Ihr liebt das Schöne, und sucht es auf, wo es zu finden ist. —

Ich bin ihm so nahe in diesem Augenblick, als ich Euch bin, Donna Isabella!

Bei diesen Worten des Prinzen trat Zuleika einige Schritte zurück, und die Herzogin fing an zu lachen und rief: Du bist artig liebe Tochter, in Wahrheit, man verkennt nicht, welch ein bescheidener, gewandter Meister in der Kunst der Höflichkeit dich für Rom vorbereitet hat.

Ihr scheint nicht in eben dem Maße höflich seyn zu wollen,

versetzte der Prinz, wenn Ihr der guten Zuleika zu Liebe nicht glauben wollt, daß auch in Smyrna unter den Ungläubigen Anstand und Anerkennung des Werths und der Schönheit einer Person herrschend wäre, wie wir vor einer uns zu neigen die Ehre haben.

Seht mir den Vertheidiger der Bekehrten! rief Isabella. Prinz ich fürchte, Ihr habt sie bekehrt, und bitte Euch, zu bedenken, daß ich die Zeugin ihrer Taufe bin. Und sie wird roth, sie hat Euch verrathen gesteht nur ein, dieses verlegene Mädchengesicht ist ein Beweis, Ihr seyd ein vortrefflicher Christ, ein unbeschreiblich einflußreicher Prediger bei ungläubigen Mädchen!

Eben wollte Chigi etwas beißendes erwiedern, als der alte Prinz Eugenio Chigi, der Vater Giulio's, hereintrat und die Herzogin begrüßte. Zuleika befand sich in unsäglicher Verlegenheit; sie verneigte sich fast bewußtlos vor dem Manne, den sie nur selten, aber nie ohne das Gefühl der höchsten Angst, gesehen hatte. Er benahm sich übrigens minder rauh und stolz gegen sie als früher, wünschte ihr Glück zu der feierlichen Handlung, die sie für ihr Seelenheil begehen wolle, und sagte endlich, sich gegen den Sohn wendend: Auch Euch hoffe ich bald glücklich durch eine andere heilige Handlung zu sehen.

Giulio versetzte: Ich versteh' Euch nicht, Herr Vater, ich weiß wirklich nicht —

Nun, Ihr werdet bald die Einöden von Ostia weniger lieben, wenn Euch das Glück zu Theil wird, die Herzogin —

Die Herzogin? — fiel Giulio ein —

Isabella an den Altar führen zu dürfen.

Ihr seyd bestürzt, Don Giulio? fragte Isabella.

Die Freude, die unverhoffte, unverdiente Aussicht auf

ein so beneidenswerthes Glück; der Zweifel, daß ich einer solchen Vergünstigung des Himmels nicht würdig seyn möchte, ja, sogar die Furcht, in Donna Isabella nicht diejenige erwidernde Neigung zu finden —

Prinz Eugenio warf einen finstern Blick auf Giulio; Isabella zwang sich zu einem spöttischen Lächeln, und die arme Zuleika bebte in Herzensangst, wie ein Lamm, über dem das Messer gezückt ist.

Die Unterredung endete aber noch glücklicher für sie, als Giulio gefürchtet. Der Tag verfloß ihr in namenlosen Qualen. Sie wurde einigen Cardinälen vorgestellt, und der Prinz warf ihr nur ein einzigesmal, als sie unbemerkt waren, einen Kuß zu. So brach der Morgen des Tages an, an welchem Zuleika die Taufe empfangen sollte.

Es mochte die dreizehnte Stunde nach italienischer Uhr seyn, als Zuleika zur Kirche geführt wurde. Giulio schlug das Herz voll neuer, frischer Liebe für die schöne Türkin, die seiner Leidenschaft an diesem Morgen ein so großes, so folgenschweres Opfer bringen wollte, und er eilte mit dem Vater in die Basilika Santa Maria Maggiore zu kommen.

Eine Menge Volks strömte ihr zu; die langen bergigen Straßen nach den vier Fontänen und nach St. Domeniko e Sisto leuchteten in tausend Farben mannichfaltiger Gewänder; das Gerücht von der Taufe einer Türkin und zweier Mohren hatte sich in ganz Rom verbreitet, und es eilten Leute von den fernsten Gegenden der Stadt herbei. Der freie Platz vor der Facade der Basilika füllte sich mit Karossen; die Geistlichkeit kam herbei gefahren; die Cardinäle erschienen in ihren prachtvollen rothen Wägen, mit stolzen, schwarzen

Hengsten bespannt. Ordensbrüder aller Art strömten der Kuppelkirche auf dem Hügel zu; die Schweizergarde nahte in einer langen Reihe mit ihren Federbüschen, Helmen, Panzern, Pumphosen und Hellebarden; das Militair ordnete sich um die gewaltigen Treppen der Kirche, und innen, in dem goldschimmernden, mit Purpurvorhängen und Blumenkränzen gezierten Säulenschiffe der schönen Basilika, reihte sich die Ehrenwache, bis hinab zu den Porphyrsäulen des ungeheuern Hauptaltars, um dessen blendende Herrlichkeiten sich die Schaar der bepurpurten Cardinäle zu beiden Seiten des Thrones herumlagerte, der den Stadthalter Christi empfangen sollte.

Endlich ertönten die Glocken zusammen, zum Zeichen, daß er nahe. Schon hatte sich der glänzende, festliche Tempel mit unzähligen Menschen aus allen Nationen und Gegenden, Ständen und Altern angefüllt, den heiligen Vater mit Ungeduld erwartend; Haufen von Campagnenbauern drängten sich der Thüre zu, aus der er hervortreten sollte; hübsche verschleierte Weiber hoben ihre Kinder in die Höhe; muthwillige Knaben kletterten an den Säulenknäufen empor, um über die wimmelnde Menge hinblicken zu können; die Ehrenwache, und besonders die derbe Schweizergarde, drückte das anstürmende Volk mit Gewalt und heftigen Stößen zurück, und ein halbnackter Vignarolo streckte seinen schwarzgebrannten Kopf neben einem violettstrümpfigen Monsignore empor; eine hochbusige Bäuerin gaffte neben römischen Fräulein; eine naive, kecke Trasteverinerin, am Arm ihres Mannes oder einen Säugling an der Brust, eilte neben der feinsten Dame dem Hochaltar zu. Jetzt erging das Commando an die aufgestellten Soldaten; es entstand ein allgemeines Geräusch, eine wilde Bewegung; alles kehrte sich nach einer Seite; die Procession wandelte langsam heran; die Kronen und

Bischofsmützen des Papstes erschienen; die Erzbischöfe und Patriarchen kamen, und allzumal warf sich das Volk anbetend auf die Knie; das goldene Kreuz wurde herbeigetragen, und der Papst schritt im festlichen Gewande in den buntfarbigen Umgebungen seines Hofes einher, dem knieenden Volke mit aufgehobenen Fingern den Segen ertheilend.

Sodann nahm er hinter dem Hochaltar auf dem purpurnen Throne Platz und die heilige Handlung begann. Zuvörderst stimmte der heilige Vater das „**Deus in adjutorium**“ an, sodann fiel die Kapelle ein, und die süßesten, lieblichsten Stimmen der unsichtbaren Sänger ertönten von dem halbverhangenen Balkon herab. Hierauf trat der Papst vom Throne, und wandelte mit der ganzen Procession der Erzbischöfe und Cardinäle den Tempelpforten zu. Außen in der großen Säulenhalle standen die drei Neubekehrten, die beiden Mohren und mit ihnen die bleiche reizende Türkin in weißem Nonnengewande, mit halbverhülltem Angesicht, einen Myrtenkranz um das verschleierte Haupt und einem Wachslicht in der Hand.

Prinz Giulio befand sich in der Nähe und betrachtete mit Rührung das wunderbare Bild seines Liebchens; es war ihm, als müßte diese abenteuerliche Tochter des Orients der Welt und ihren Freuden entsagen, als werde sie zu dem abgeschiedenen Leben in einem Kloster eingeweiht; aber ein flüchtiger Blick, der ihn aus dem asiatischen Auge traf, und das traurige Gefühl, das dabei ihr Angesicht durchschauerte, überzeugte ihn genugsam, daß sie mehr von weltlichen Sorgen und Empfindungen beunruhigt seyn möge, als von geistlichen, daß sie mehr ihn, als ihren neuen christlichen Gott im Herzen trage. Sie wurden hereingeführt; sie betraten die geweihte Stätte des Tempels; sie warfen sich zur Erde

nieder und küßten den Boden. Jetzt legte der heilige Vater die Hand auf ihr Haupt, und sie sprachen zusammen mit ihm und den Zeugen ihres Eintritts in die christliche Kirche das apostolische Symbol und das Domenicalgebet aus.

Nun bewegte sich der Zug vorwärts, und tausend neugierige Augen und manches mitfühlende, gläubige Herz folgte ihnen. Man ging in die Kapelle, wo der Papst abermals den Exorcismus vollbrachte, und sie sodann mit dem heiligen Oel der Catecumenen salbte. Darauf legte der Nachfolger Petri, wie der Diakonus und der Subdiakonus, die weißen Gewande ab, bekleidete sich mit violet, und trat auf das glänzende Taufbecken zu. Noch wurden die gewöhnlichen Fragen an sie gerichtet. Maria, denn so hieß nun die Türkin, vermochte vor innerer Bewegung kaum zu antworten, und weinte bitterlich. Aller Augen ruhten mit steigendem Interesse an dem todtenblassen Gesicht, das aus dem weißen Nonnenschleier hervorschien, vor allen aber Prinz Giulio.

So wurden sie denn zu Mitbürgern der Seligkeit gemacht, welche die katholische Kirche ihren Anhängern verheißt. Nach Beendigung der Taufe wandelte der Zug in die Hauptsakristei, wo ihnen der heilige Vater das Sakrament der Confirmation ertheilte. Hierauf ging man wieder zum Hochaltar hinaus, hinter dem Papst her, und hörte die Messe. Es erscholl abermals der Gesang der Kapelle, und die Wiedergebornen empfingen das beseligende Brod. Der Monsignore hub den ambrosianischen Hymnus an, die Sänger der Basilika ließen ihre sanften harmonischen Stimmen darein ertönen, und das Fest endigte mit einem Dankgebet.

Giulio sehnte sich so lebhaft nach einem freien Liebesstündchen mit Maria, als sie sich nach dem Beschluß der Feierlichkeiten, die ihr zu Liebe unternommen wurden. Aber

daran war in Rom nicht zu denken. Die Getaufte fuhr in den Palast Chigi, die übrige Hälfte des Tages verfloß in ceremoniellen Besuchen, und weil sich's der alte Eugenio denn doch zur Ehre anrechnete, ein so schönes, ungläubiges Kind für die Kirche gewonnen zu haben, und weil er ihm in Wahrheit ziemlich wohlwollte, so ließ er ein glänzendes Fest des Abends veranstalten, bei dem viele römische Große erschienen. Maria, in dem einfachen Anzuge und dem rothen orientalischen Shawl, den sie um's Haupt trug, konnte unstreitig für die schönste und liebenswürdigste unter den vielen und zum Theil recht reizenden Damen gelten, welche in aller Pracht des römischen Luxus herbeikamen. Sie erfuhr die schmeichelhaftesten Auszeichnungen, die sie übrigens verschüchtert und verlegen annahm; in dem Benehmen der Herzogin aber vermeinte sie geheime Ironie, ja wohl gar offenen Spott zu gewahren.

Endlich nahte sich ihr der langersehnte, in diesen vornehmen Umgebungen, in diesem Prunk seiner Familie für sie wie verlorne Geliebte mit einer Artigkeit, welche alle täuschte, und unterhielt sich eine zeitlang von gleichgültigen Dingen mit ihr, indem feurige Blicke des Unmuths insgeheim erkennen ließen, wie lästig ihm dieser Zwang falle. Er hatte noch nicht lange mit ihr gesprochen, als die Herzogin hereintrat.

Isabella spöttelte über Giulio, und dieser rächte sich durch übertriebene Komplimente. Der Abend entwich für die Unruhe unserer Liebenden peinigend langsam, und beide fühlten sich froh, als sie allein waren, indem der Prinz im Zwiespalt zwischen Vittoria und Maria, und diese in der Gluth für ihn und dem Gedanken an ihr dunkel umhülltes Loos eine wunderbare Mischung von Lust und Schmerz fanden.

Am folgenden Morgen sprach man davon, daß Maria

in Rom bleiben solle. Schon hatte die schreckliche Hitze begonnen, welche die Campagna verpestet und ihre Bewohner mit Fieberseuchen überfällt. Aber Maria bat, flehte, sie verlangte nach Einsamkeit, sie versprach, auf den August zurückzukehren, und man willigte endlich ein. Sie hoffte, so dem Prinzen freier angehören zu dürfen, denn sie athmete und lebte ja nur in dieser beweinenswerthen Neigung; sie dachte, sie ahnte nicht, was erfolgen konnte, nicht, daß Giulio in's Albanergebirge gezogen, sie selbst aber an den Abgrund der Verzweiflung gebracht werden sollte.

Erst nach der Abreise Mariens ließ der Prinz den Griechen rufen. So hab' ich denn doch endlich, sagte dieser, Euer Campagnenliebchen gesehen.

Und wo denn? fragte Giulio.

Ei, war die Antwort, sollt' ich denn allein nicht in Santa Maria Maggiore gewesen seyn? Aber Don Giulio —

Nun, und was?

Aber —

So sprich nur!

Vittoria gefällt mir denn doch besser!

Chigi lenkte unwillig ab, und lud ihn auf einige Tage nach dem Casino Fusano ein.

Aber, rief Demetrio, wollt Ihr Euch denn absichtlich, mit Gewalt das Spiel verderben? Wollt Ihr den Herrn Vater zwingen, daß er Euch auf die Spur komme? In dieser Jahreszeit, wo sich Alles in Schatten und Kühle verkriecht, wollt Ihr in die heiße Campagna? Und warum nicht lieber in die frische, gesunde Bergluft, warum nicht

nach Genzano? Was gedenkt Ihr zu gewinnen, wenn Ihr Eure schöne Vittoria in solch' einer gefährlichen Zeit allein laßt? Glaubt Ihr nicht, daß der wüthende Michaele seinen Mord leichter vom Halse bringt, als Ihr Eure Liebe zu der Ungläubigen — und dann laßt Euch nur nicht einfallen, Euch mit der Genzaneserin verwickeln zu wollen, denn dieser Bursche führt ein entsetzliches Messer und scheut selbst am Ende Euer Incognito nicht.

Aus allem ging hervor, daß Demetrio den Prinzen nach Genzano treiben, daß er ihn mit Vittorien verstricken wollte. Leider erreichte er seinen Zweck, nicht weil Giulio leicht zu lenken war, sondern in der That nur, weil er seinen eigenen Wünschen entgegen kam, weil er neues Oel in's Feuer goß. Zuvor aber wollte dieser nach Casino Fusano, und Demetrio sollte ihn begleiten, dann aber dachte er gleich ins Albanergebirge hinüber zu fliegen.

Sie verließen Rom und eilten nach Ostia. Giulio war allzu sehr mit seinen Phantasien beschäftigt, als daß er die Unruhe bemerkt hätte, welche in seinem Begleiter aufzukeimen, und je näher sie dem Meere kamen, desto unverholener sich zu äußern begann. Sie trafen den Herrn Abbate, dessen glatt barbirtes Gesicht die arme Religionsschülerin so widerwärtig fand. Auch dem Prinzen war er in den Tod verhaßt, und nun um so mehr, als er ihn nicht zum Hause hinaus jagen konnte, und ihm sogar sein geliebtes Mädchen anvertrauen mußte. Er behandelte ihn darum derb und unhöflich, plagte ihn mit Sarkasmen, mit spöttischen Redensarten, und machte sich auf seine Kosten lustig, wiewohl er ihn lieber mit Peitschenhieben aus der Villa getrieben hätte. Demetrio gesellte sich zu ihm, und Giulio schlich, mit Hülfe der treuen Felice, in Mariens Gemach, wo er mit Freudenthränen, mit

offenen Armen empfangen und an ein schönes, liebendes, heißfühlendes Herz gedrückt wurde.

Gegen Abend, als Giulio die Treppen des Casino herunterging, um mit Demetrio auszureiten, begegnete er Marien, welche mit fieberbleichem Gesicht, mit dem Ausdruck des äußersten Entsetzens herausstürzte. Was ist dir widerfahren, mein Kind, mein liebes Kind? ruft Chigi aus, du zitterst — du bist einer Ohnmacht nahe. — O Giulio, stammelt sie, o Giulio, frage mich nicht — ich weiß nicht, weiß selbst nicht, was mir ist; mir ist nur übel, Schwindel, und sonst nichts, als Schwindel — heiliger Prophet, ich kann — ich kann nicht mehr!

Giulio fing sie in seinen Armen auf, und trug sie die Treppen empor. Er rief Hülfe; er brachte sie in ein Gemach; er legte sie nieder; sie hatte das Bewußtseyn verloren; sie erwachte nur nach und nach, schien aber stumm geworden zu seyn; sie sprach, sie antwortete nicht, nur zuweilen fiel ein großer, unendlich liebender, thränenvoller Blick auf Giulio.

Einem blos körperlichen Uebelbefinden konnte man diesen jammerwürdigen Zustand der guten Maria kaum zuschreiben, denn sie hatte sich sonst einer starken und frischen Gesundheit zu erfreuen. Es mußte nothwendig etwas vorgefallen seyn, was ihr Gemüth in den heftigsten Aufruhr brachte, so daß ihre Phantasie im Kampfe mit den schwärzesten Bildern, ihr Geist in einer Art von Zerrüttung war. Niemand vermochte jedoch Auskunft zu geben; Maria aber wollte ihr plötzliches Erkranken der schädlichen Einwirkung des Klima's beimessen.

Giulio verließ die Geliebte, als sie wieder zu sich gekommen, und ging voll innerer Bewegung in den Pinienpark hinab. Er traf den Demetrio und erzählte ihm den Vorgang.

Der Grieche lachte und versetzte: Laßt Euch nicht in Angst jagen, Don Giulio, die Weiber sind verschiedenen Uebeln ausgesetzt, und schwache, gebrechliche Wesen, wenn's darauf ankommt, einem augenblicklichen Schlage zu trotzen, aber zäher und fester, als wir, in der Ausdauer. Eure Maria scheint mir überhaupt etwas schwach organisirt zu seyn, dagegen die Genzaneserin, beim Himmel! ein wahres Heldenweib, ein weiblicher Herkules, eine unsterbliche Juno ist! Don Giulio, wenn ich Euch rathen darf, geht bald in's Gebirg hinüber, und laßt Eure Neugetaufte unter dem Schutz des ehrbaren Herrn Abbate.

Wenn ich diesen Menschen an die Krone einer Pinie knüpfen könnte, so wär' es mir lieber, versetzte Giulio mit Eifer; aber ich schwöre, ich will dem Seifengesicht das Katechisiren mit einem siebzehnjährigen Mädchen verleiden. Und übermorgen gehen wir von hier.

Und wohin? —

Ei nach Rom, und nach —

Genzano? Vortrefflich! So gefallt Ihr mir. Mir thut nur leid, daß ich Euch nicht begleiten kann.

Und warum nicht? —

Ich habe nothwendige Geschäfte in Rom zu besorgen. Aber ich komme nach und mach' Euch eine Visite. Verlaßt Euch drauf, ich muß Euch recht bis zum Wahnsinn verliebt und mit Schäfern, Improvisatoren und Schwarzbäuchen verschwägert sehen.

Die geheimen nächtlichen Zusammenkünfte, die Chigi mit Marien hatte, die Freuden einer von beiden Seiten gleich leidenschaftlichen Liebe, schienen verloren zu seyn, seitdem Maria nicht mehr die osmanische Zuleika war. Uebrigens fand sie der Prinz den folgenden Tag ziemlich hergestellt,

erhielt aber, trotz aller Bestürmungen, keine Aufklärung über den Vorfall von gestern. Was ihm wunderbar dünkte, das war der entschiedene Widerwille, den sie gegen Demetrio zu haben schien, ob sie gleich noch nie in Gegenwart des Prinzen mit ihm zusammen gewesen. Giulio hatte Verdacht, daß ihr etwas von dem genzanesischen Abenteuer zu Ohren gekommen, und glaubte nicht anders, als daß sie Demetrio für eine Art von Verführer, von bösem Geist ansehe, der ihr sein Herz zu rauben suche; er fiel auf verschiedene Vermuthungen, und keine gereichte dem Griechen zur Ehre, ja, es setzte sich in seinem Herzen eine gewisse Abneigung gegen den kalten Egoisten fest. Er hätte gern gesehen, daß ihn ein Freund von bewährtem Geist und Charakter gescholten, getadelt, an die gute Maria erinnert hätte, und dachte edel genug, um es Demetrio zu verargen, daß er ihm eben da beistimme, wohin ihn zwar Einbildungskraft und Leidenschaft verführe, wo er sich aber doch eines Gefühls von Schaam und Unruhe über sich selbst nicht erwehren konnte. Jedoch hatte ihn die Unbedachtsamkeit eben einmal an ihn gekettet, er hatte ihm seine wichtigsten Geheimnisse anvertraut, er konnte ihn nöthig haben, er mußte ihn fürchten, wenn er ihn zurückstieß, denn er kannte die Menschen zu gut, um in seiner Dienstfertigkeit nicht gewisse selbstsüchtige Zwecke zu vermuthen.

Genug, er hatte seine Abreise auf morgen bestimmt und den Abend wollte er noch Marien weihen. Er veranlaßte daher, daß sie mit Felicen die schöne Olivenallee hinspazierte, welche vom Casino aus nach dem Meere führt. Er traf sie unterwegs und wandelte mit ihr dem Damme zu, der den Park der Villa vor dem Andrang des Elementes schützt; Felice verlor sich in dem nahen Gebüsche und ließ unsere

Liebenden allein. Sie stiegen auf den Damm und setzten sich auf einen grünen Rasen nieder, von dem an der sandige Strand sich hinabsenkt, bis zu der Linie, welche die unabläßige Bewegung der See in rauschenden Schaumwallungen, in langen, zerfließenden Schwellungen, überschreitet und immer wieder in sich selbst zurückkehrt. Wenige armselige Fischerhütten, in der Form von Zuckerhüten aus Stroh erbaut, einige ausgespannte Netze und ein einsames Boot belebte das Oede, mit Muscheln und Schalen angefüllte Gestade, über dem sich die See in glänzender Höhe, bis in's Unendliche entfaltet. Die Sonne strahlte blendend in ihr, und unsere Liebenden waren genöthigt, den Blick von ihr abzuwenden, und sich in eignem Anschauen zu verlieren.

Geliebte Maria, sagte Giulio, wenn ich über die unbegränzte Fläche des Meeres hinblicke, und dann dein liebes Auge wieder ansehe, so glaub' ich aus der fürchterlichen Weite des Lebens, in der wir auf- und abschwanken, und die uns hier erhaben und schön erscheint, so lange wir sie noch von sicherer Stätte aus übersehen können, auf einer friedlichen, rosigen Heimath zu verweilen, in der sich alle unsere bessern Wünsche erfüllen könnten, wenn wir glücklich genug wären, keine andere Pflicht zu kennen, als die unseres Herzens, und menschlich und edel genug, um eben da unsere Zufriedenheit wirklich zu finden, wohin wir sie so gern und in einem so holden, beglückenden Wahne verlegen, in die Liebe eines Wesens, wie du bist, Maria!

Die Geliebte saß still da, und stützte ihr liebliches Köpfchen auf eine Hand, und sagte endlich mit einem schweren Seufzer: Aber ach! wie wird's enden?

Ich bin eben so unglücklich, antwortete der Freund, dir deine Frage nicht beantworten zu können, als du es bist, sie

machen zu müssen. Wär' ich einer der armen Fischer, die jene Hütten bewohnen! Sie scheinen beneidenswerth, während sie's doch nicht sind, denn sie beneiden wieder uns. Eine braune Kaputze, eine rothe Mütze genügt ihnen zum Kleid, eine Strohhütte zur Wohnung, ein paar gesottene Fische zur Nahrung, ein Weib mangelt ihnen nicht, sie haben Kinder, die sich angewöhnen, wie die Väter zu leben, ihr Tagewerk ist ewig dasselbe, ihre Erholung, ihr Vergnügen, des Abends an dem Meeresstrand zu liegen, und des Sonntags nach Ostia zu gehen, um die Messe zu besuchen, ein Paar Foglietten Wein zu trinken, und eine Passatella oder alla Mora zu spielen. Und dennoch wünscht' ich mir ihre Freiheit, Maria, und dann wärest du mein Weib.

Giulio, sagte Maria, sich die Augen bedeckend, was wird denn aus mir werden, wenn du die Colonna zum Altar führest, wenn dein Vater uns entdeckt, wenn du kalt wirst gegen mich, wenn dich der böse Geist — o Gott, du weißt's nicht — du hast keinen Sinn für mein Elend, keine Vorstellung meiner Verzweiflung. —

Es wird ihnen nicht gelingen, erwiderte Chigi, mit Ernst meinen Willen zu beugen. Ich verlasse dich nicht, du bleibst mein, sey es auf diese oder auf jene Weise, ich werde dich vertheidigen —

Aber —

Und welch' ein Aber, Maria? —

Der Grieche, o Himmel —

Und was hast du denn gegen diesen Mann? versetzte Giulio erstaunt.

Ich weiß nicht, es ahnet mir nur — ich fürchte, besorge nur, es blüht dir kein Heil aus diesem Umgang —

Du bist nicht weise, mein Kind. Ich liebe mit verschiedenen

Menschen umzugehen; das Neue, das Gefährliche erfreut mich, unter den Menschen von meinem Stande find' ich nur Masken. —

Masken, Giulio, Masken, o Gott! rief Maria, wie, wenn dieser Grieche dich eben mit einer Maske betröge? —

Du hast eine Antipathie gegen ihn, du kennst ihn nicht, und irr'st, wenn du glaubst, ich überliefere mich ihm so unbedingt auf Treu und Glauben; ich halte ihn aber für meinen Freund.

O du kannst dich betrügen, Giulio! Wenn du mich liebst, wenn dir meine Seelenruhe am Herzen liegt, so folge, — folge meiner Ahnung, meiner Furcht, und laß ihn — vertrau' ihm nicht mehr — es ist eine Gesellschaft, die deiner nach Stand und Herzen unwürdig ist. — Mein Giulio, folge mir!

Dabei ergriff sie in heftiger Bewegung die Hand des Prinzen und drückte sie an ihre Brust, an ihre Lippen. Ein langes Schweigen trat ein: Maria verhüllte ihr Angesicht, und Giulio schaute auf die See hin, welche vom Strand an bis hinüber zum fernen Horizont in immer reinern und goldnern Flammen glühte.

Zuletzt entzog er Mariens Hand ihrem Gesicht, und sah ihre Augen in Thränen schwimmen. Und du gehst fort, schluchzte sie, morgen schon fort, und schon geht die Sonne unter — und seine Hände ergreifend, setzte sie hinzu, und vielleicht zum letztenmale für uns in Fusano!

Nein! furchtsames Mädchen, antwortete Giulio, sie küssend, nein, wir sehen uns wieder! Ich kann nicht länger hier verweilen, der Vater, die Herzogin würden Argwohn fassen; ich muß fort, aber ich schreibe dir. —

Und der Grieche? fiel Maria mit Heftigkeit ein. —

Und den Griechen sollst du nie wieder sehen, wenn du so willst!

Maria befand sich in einem schrecklichen Seelenkampf, als ob sie ein furchtbares Geheimniß in sich bewahrte, als ob sie ein Orakel verkünden sollte; aber sie schwieg, und die Sonne sank in glühender Rosenhelle in die purpurne Fluth hinein, und in glänzend grünen Farben erzitterte die unermeßliche Fläche.

Eine Frage noch! begann der Prinz: Wie benimmt sich der Abbate gegen dich? Sey aufrichtig, Maria und verhehle mir nichts!

Herr, antwortete die arme Verlassene, könnt Ihr mich von ihm befreien, so thut Ihr mir einen Dienst der Barmherzigkeit.

Genug, ich verstehe, versetzte Giulio; vertraue auf mich, bald soll es anders werden! Ich will meine Freiheit erkämpfen, und wenn Prinzen, Väter und Herzoginnen rasend werden sollten.

Indem hörten sie einen Gesang. Es war ein Fischer unten am Meere. Es ist Zeit, sagte Giulio. Laß' uns gehen. — Heute Nacht? —

Prinz, stammelte Maria mit liebeflehendem, verweintem Auge.

Sey getrost, mein Herz, sagte Chigi, ihre Hand drückend, ich opfere eher mein Leben, als meine Liebe.

Damit gingen sie, Felice gesellte sich wieder zu ihnen, und der zärtliche Wunsch des Prinzen blieb nicht unerfüllt.

Der Morgen kam, und mit ihm der Abschied. Giulio ritt mit Demetrio davon, und unsere gute Maria stand auf dem höchsten Balkone des Casino, und verfolgte die Scheidenden

die öden Campagnawege hin bis zum kleinen Zauberkastell von Ostia, hinter dem sie verschwanden, um nach einer Weile in größerer Ferne sichtbar zu werden. Endlich freilich verlor sie das scharfe Auge Mariens, und alsdann schwamm ihr Himmel, Berg, Campagna und Meer, die ganze Welt in Thränen zusammen.

Unsere beiden Reiter eilten ohne Aufenthalt nach Rom. Giulio hatte noch verdrießliche Auftritte daselbst, denn Prinz Eugenio sah es nicht gerne, daß er seine Villeggiatura allein, und wie der Sohn vorgab, in Albano halten wolle. Allein der Starrkopf drang durch. Demetrio beharrte darauf, in Rom bleiben zu müssen, und Giulio widersetzte sich nicht lange, Mariens Besorgnissen und Beschwörungen Raum gebend. Die Persönlichkeit des Griechen wurde ihm aber erst interessant, indem sie verdächtig gemacht wurde, und das Geheimnißvolle, das Räthselhafte, und selbst das Unheimliche, das über diesem Menschen schwebte, die Möglichkeit, daß er eine Maske trage, das Alles hatte für den Prinzen einen gewissen Reiz, und wie er keine Furcht kannte, und auf seinen Verstand, seine Kraft und seine Macht vertraute, so entschloß er sich, zwar vorsichtig gegen ihn zu seyn, aber ihn dennoch nicht zu entfernen, sondern zu erwarten, wie sich sein Charakter entwickle. Wage er etwas gegen seinen Vortheil, werde er zum Verräther, so glaubte er Mittel genug zu besitzen, um ihn empfindlich zu strafen, und er schwur ihm in diesem Falle blutige Rache.

So verließ unser junger Chigi, abermals im Incognito, die Hauptstadt der Christenheit allein, selbst ohne einen Bedienten, ganz wie ein fahrender Ritter, und trabte, den Kopf voll wunderlicher Bilder, voll verwegener Phantasien, dem frohen Albanergebirge zu. Ohne sich aufzuhalten, eilte

er durch die immergrüne Schattenstraße nach dem uralten latischen Ariccia, und sah sich bald wieder in der wohlbekannten Olmata von Genzano.

Er bezog wieder sein altes Quartier im Schloß auf der Höhe, und flog sodann Vittoria's Hause zu. Die Mutter, ein Weib, das wohl so schön gewesen seyn mochte, als die Tochter, rief ihm einen herzlichen Willkommen entgegen, und bot ihm einen Sitz. Wie ergeht es Eurer Vittoria? fragte er nach einigen einleitenden Worten.

O Gott, versetzte die alte Genzaneserin, das Mädchen macht mir viel Kummer. Nun wäre sie glücklich verheirathet, wenn's dem Himmel gefallen hätte, aber der Herr ladet ein Unglück auf mein schwaches Wittwenhaupt, das ich kaum ertragen kann. Sie sagen, Vittoria sey schön! Ach das ist eben ihr größter Schaden! Sie selbst leidet am mehrsten dabei. Hätte sie's nicht mit dem Michaele gehabt —

Mit Michaele, fiel Signor Piedro ein — so nannte sich der Prinz — und wie ist's denn dem ergangen?

Noch steckt er am Monte Cavo im Kloster Palazzuolo. —

Und es widerfährt ihm nichts? —

Der Arme! er ist zu bedauern! Man hilft ihm. Er hat einen Onkel, der Abbate ist; der kennt den Monsignore Malatesta; man spart kein Geld, und er wird einen Freibrief erhalten. Für jetzt muß er sich freilich noch verbergen, und die Kapuziner wahren seiner.

Aber Vittoria, Vittoria —

Ich weiß nicht, was sie denkt, sie sagt nichts und thut, als hätte sie Minicuccio und Michaele vergessen. — O Gott, wie wird das all' noch enden! Glaubt mir, Ser Piedro, es ist zu viel für eine Mutter, eine hübsche Tochter hüten zu müssen.

Und wo ist sie denn in diesem Augenblick? —

Sie ist drinnen, antwortete die Mutter und stand auf. Vittoria! rief sie, und öffnete eine Thüre. Sie ist noch nicht einmal angezogen, die Träge, setzte sie lächelnd hinzu. Kommt nur her, Ser Piedro, und scheltet sie aus.

Giulio sprang empor und eilte auf die Thür zu. Vittoria saß in einem dunkeln Gemache; ein kleines Mädchen kämmte ihr eben die Haare aus und die glänzenden Rabenwallungen ergossen sich über den hohen Nacken und die weichgewölbte Schulter, bis über den Busen. Sie ward roth, und rief: Das ist unartig, Mutter, und Ihr, Herr Piedro, seyd ihr gefolgt? Hurtig stand sie auf und lief davon. Der ganze Rücken war bedeckt von dem Wuchs der Haare, so daß unser abenteuernder Prinz noch nichts reizenderes gesehn zu haben glaubte.

Die Mutter lachte und Giulio ebenfalls. Vittoria ließ lange auf sich warten, erschien aber endlich in aller Schönheit, mit der sie unsern Chigi bezauberte, in ihrem einfachen, schlichten Kopfputz, der sich durch nichts, als die silberne Nadel und ein rosenfarbenes Band auszeichnete, welches aus der Nacht der Haare hervorblühte, Alles recht passend zu dem antiken Charakter des Gesichts und der warmen, gesättigten Farbe.

Sie ließ sich unserm Chigi gegenüber nieder und ihr italienisches Strahlenauge ruhte zuweilen recht keck und wohlgefällig auf ihm. Seinen gewandten Blicken entging es nicht, und er verstand es trefflich zu benutzen; ja, als die Mutter einen Augenblick hinausging, und Vittoria, die sich mit ihm allein sah, in einiger Verlegenheit fragte: Ihr werdet Euch lange hier aufhalten, Ser Piedro? — so antwortete er, sie scharf in's Auge fassend: So lang' es Euch gefällt,

schöne Vittória, denn ich bin nur Euretwegen gekommen, und sehe dem Augenblick mit Ungeduld entgegen, wo ich —

Uebergossen von Schamroth, legte Vittoria den Finger auf den Mund und sagte mit Bewegung: Stille, um's Himmelswillen. — Da kam die Matrone wieder herein, und die Tochter hatte Noth, ihre Verwirrung zu verbergen. Wir übergehen das oft abgebrochene, mit schmeichlerischen Wendungen vermischte Gespräch des Prinzen und der beiden Genzaneserinnen, worin Chigi sich so viel als möglich aussprach und Vittoria dadurch in eine Verwirrung versetzte, welche er mit Recht zu seinen Gunsten auslegte. Er schied, und las in Vittoriens Miene die Aufforderung, bald wiederzukommen.

Jetzt wollte er den Improvisatore und Schäfer Checco Garavaglia aufsuchen, und verließ daher das Städtchen. Es war Mittag, und die Julisonne brannte mit afrikanischer Gluth. Und siehe da, er traf seinen Mann auf derselben Stelle, unter demselben Oelbaum, wo er ihn das letztemal gesehen, und zwar recht behaglich auf die Erde gestreckt, das Gesicht mit dem Hut verdeckend und in Schlaf versunken. Der Prinz wollte ihn nicht stören und warten, bis er erwache; er betrachtete ihn lange mit allerlei Gedanken, und als er endlich müde und ungeduldig wurde, den poetischen Pancianera länger schlafen zu sehen, so hustete er, und da dies erfolglos blieb, so trat er ihn etwas unsanft auf den Fuß.

Jetzt bewegte sich der Schäfer, nahm den Hut vom Gesicht und sah den Prinzen ruhig an, ohne ein Wort zu sprechen. Giulio blieb stehen und sah ihm in's Gesicht, kaum das Lachen unterdrückend. Aber, statt daß er den bequemen Faullenzer zum Reden brachte, nahm derselbe in aller Gemüthsruhe den Hut wieder vor und ließ unsern Chigi stehen,

als ob er ihn nicht kennte. Nun hielt sich dieser nicht mehr und brach in ein lautes Gelächter aus, worauf Checco den Hut wieder gemächlich wegnahm, den Prinzen ansah und sich etwas aufrichtete. Was gibt's neues, Freund Checco? begann Giulio.

Das Neueste, wenn Ihr's wissen wollt, versetzte der Schäfer, ist, daß sie mir nun auch meinen Esel verkauft haben!

Giulo wollte umsinken, so erschütterte ihn das Gelächter. Und wie viel habt Ihr denn dafür erhalten? fragte er.

Zwanzig Scudi, wenn Ihr's wissen wollt, und davon hat der Pizzicarolo sechs, der Wirth acht weggenommen; zwei hab' ich alle Piastrelle verspielt, einen in der Passatella vertrunken, zwei einem armen Teufel geliehen, der ein hübsches Mädchen hat, aber keine Schuhe; einen war ich meinem Buben schuldig, und nun, wenn Ihr zu rechnen versteht, werdet Ihr merken, daß mir noch zwei Piaster übrig geblieben sind, aber der Esel ist weg!

Damit raffte er sich auf und hub an zu singen:

Von allem Schönen, von allem Lieben,
war mir zuletzt nur ein Esel geblieben;
es war so ein ernster, gesetzter Mann,
als einer es nur auf der Welt seyn kann!

Er war so fromm, von so edeln Geberden,
als nur ein Heil'ger ist auf Erden,
durch Demuth und durch Eselsgeduld,
gewann er sich aller Christen Huld!

Man konnt' in der Mien', in seinem Wesen,
so ziemlich den Philosophen lesen;
an seiner Haltung, an seinem Schritt,
sah man, daß einst Silen ihn ritt!

Wie Philosophen und wie Dichter,
und all' das ähnliche Gelichter,
trug er die Ohren erstaunlich hoh,
und fraß im Grund' doch nichts, als Stroh.

Ja, daß er der unverständ'gen Jugend
ein Beispiel sey von Weisheit und Tugend,
von Ernst und moralischem überhaupt,
so kam er zur Welt schon mit grauem Haupt.

Er war mein treuer Freund hienieden,
kein Ungemach hat uns geschieden,
er trug sein Leiden in stiller Ruh,
das meine, ja mich selbst dazu.

Ob er geliebt, kaum kann ich's sagen,
ich hört' ihn nur zuweilen klagen,
und fürchterlich im Mondschein schrei'n,
wer weiß, war's Sehnsucht, oder Pein!

O wir verstanden uns so treulich,
wir waren uns so gut! Denn freilich,
man hat nicht dieselbe Qualität,
der eine hat, was dem andern entgeht!

Nun hab' ich das gute Thier verloren,
das ich zum Liebling mir erkoren;
zum erstenmale fühlt mein Herz,
der Trennung herben, bittern Schmerz!

Das eine will mich fast verzehren,
ich kann ihn nicht einmal nach Würden ehren,
denn meine Leier ist längst als Pfand
für Käs' in des Pizzicarolo Hand!

Unterdessen waren einige Vignarole aus dem Weinberge herbeigesprungen, um den Gesang anzuhören. Der Dichter

hielt inne, und sah die Umstehenden mit noch begeisterten Augen an, als wenn er sagen wollte: Hab ich's gut gemacht? was diese durch ein schallendes Bravo, bravissimo! bestätigten.

Nun erst fragte er unsern Chigi, was ihn wieder hierher führe, und sagte: Ihr habt eine große Vorliebe für Genzano! Aber ladet mich nur zu keinem Gastmahl mehr ein, denn es hat schlimme Folgen, wie Ihr wißt, und am Ende, wenn die Gäste toll sind, geht's über den Wirth her. Uebrigens bitt' ich Euch zu einem Glas vom besten Genzaneser, und weil ich in meinem Mittagschlaf denn doch gestört bin, so gehen wir lieber gleich in die Osterie.

Giulio willigte ein, und der Schäfer, der ja noch ein Paar Scudi im Sack hatte, nöthigte selbst die Vignarole mitzukommen. In dieser ländlichen Gesellschaft ging der Prinz in's Städtchen zurück, und fand wieder dieselbe weite, schwarze, gewölbte, schmutzige Osterie, wo er den trefflichen Garavaglia zum erstenmal gesehen, und wo er auf eine so verhängnißvolle Weise mit den beiden Liebhabern Vittoriens zusammen gekommen. Diesmal war sie nicht mit so vielem Volk angefüllt; es saßen nur einige alte Männer an einem Tisch und aßen Fenchel, und ein Paar schwarze Kerle lagen über die Bank her, so wie im Schatten vor dem Hause, und schliefen auf dem harten Lager besser, als unser Prinz auf seinem weichen Pfühl in Rom.

Giulio's Widerstreben fruchtete nichts, der Improvisatore behauptete, daß er der Wirth sey, daß er bezahle, und jener mußte zusehen, wie er seine letzten Paoli ausgab; denn eine gute Portion Maccaroni mit Käse durfte nicht fehlen, und ein Pokal Wein kam nach dem andern auf den Tisch. Der Wirth und die Kellner, die alten Bauern von Velletri, die vom Schlaf aufgeweckten Faullenzer, Alles mußte Theil nehmen,

Alles trinken und lustig seyn, und Checco sang, mit dem Prinzen anklingend:

Der eine singt aus Liebe,*)
der andre aus Wuth und Trauer;
dem einen fehlt der Vogel,
dem andern fehlt das Bauer!

Und alle stimmten den Chor an, und sangen:

Dem einen fehlt der Vogel,
dem andern fehlt das Bauer!

So wurde wohl eine Stunde und länger fortgetrunken, als ein Haufen Schnitter kam, junge starke Männer, von der Sonne verbrannt, fast nackt, nur mit kurzen, über die Kniee hinaufgeschlagenen Hosen, und freiem Oberleib. Diesen ward alsbald Wein entgegen geboten, und sie tranken, wiewohl ihnen der Schweiß über die braune Stirne herabtroff. Jetzt wurde ein Dudelsack und eine Pfeife herbeigebracht, ein junger, schöner Bursche nahm das dröhnende Instrument zur Hand, und man machte eine Musik, die nicht eben wohllautend für zarte Ohren heißen konnte. Checco sprang empor, rief einen Schnitter zum Tanz auf, und man begann den Saltarello mit wahrer Wuth; man stützte die Arme auf die Lenden, man hüpfte in die Höhe, man jubelte; es sammelte sich ein Kreis um die Springer und Tänzer her, man lachte über die jovialen Bewegungen des Schäfers. Endlich wechselte man, Checco nahm den Dudelsack, ein anderes Paar raste hervor, und hüpfte in dem engen Raum des Osteriegewölbes; man schrie und jauchzte. Jetzt traten sogar einige Weiber hinzu, wohlgebildete, volle Figuren, und drehten sich im raschen Takt des schnarrenden Instrumentes und der

*) Der Originalvers im italienischen lautet so:
Chi canta per amor, e chi per rabbia,
A chi manca l'uccell', a chi la gabbia.

lärmenden Pfeife; es entstand eine allgemeine Lustigkeit, eine muntere Tanzscene, der Giulio mit Vergnügen zusah, wiewohl er befürchtete, man werde ihn nöthigen wollen, persönlichen Antheil daran zu nehmen.

Es war schon vorher ein Gedanke in ihm aufgestiegen, den er auszuführen versuchen wollte. Er sagte darum dem Improvisatore, daß er einen Augenblick die Osterie verlassen müsse, daß er aber binnen kurzer Zeit zurückkehren werde. Wer ist denn der Fremde? fragte einer den Checco. — Ei, antwortete dieser, was weiß ich, er nennt sich Piedro und ist ein Ehrenmann! — Er hat so etwas vornehmes an sich, sagte jener, er muß wohl ein reicher Mann seyn, der leben kann, wie er will; oder ist er vielleicht ein Maler? — Und was geht's dich an? rief Checco; genug, er ist mein Freund, versteht sich trefflich auf Poesie, weiß den Ariosto fast auswendig, und ich lasse nicht übel von ihm reden. —

Ich sah ihn heute früh in Vittoria's Haus gehen, fuhr der Schnitter fort, was mag er wohl dort gesucht haben? — Dich gewiß nicht, antwortete Checco, darum hast du dich auch nicht um ihn zu bekümmern. Der Bauer zuckte die Achsel und schwieg. Checco aber drängte sich abermals vor und tanzte mit einem hübschen jungen Weibe.

Es mochte wohl eine Stunde verlaufen seyn, als an der Thüre der Osterie ein lautes Geschrei, ein Gelächter und ein Beifalljauchzen entstand, das dem Tanze schnell ein Ende machte und Springer und Dudelsackbläser, so wie die Zuschauer dahin rief. Wer konnte sich's auch einbilden? Checco's Esel stand vor der Thüre und eine Mandoline hing ihm am Halse. Ein Bube führte ihn und fragte nach dem Improvisatore! Wo ist der Checco? wo ist der Checco? rief er. — Der Dichter sprang aus der Osterie hervor, der Bube ließ den Esel frei,

und rief: Er ist Euer, er ist Euer, Checco, und auch die Mandoline ist vom Pizzicarolo eingelöset. Er mußte, bei'm Bacchus! dreißig Scudi zahlen! —

Wer mußte zahlen? rief der Schäfer, wer? — Der Herr, war die Antwort, der Fremde, der hübsche, junge Mann! Der hat Alles bezahlt. Der Esel ist Euer!

Ist es möglich? schrie Checco, während die ganze Gesellschaft in Lärm und Bewegung gerieth, ist es möglich? Wo ist der Fremde, wo ist der junge Mann? Und hier ist wenigstens mein Esel! Mein Freund! meine gute, treue Bestie! Und damit umhalste er den Kopf des Thieres und küßt' es, unter dem Gelächter alles Volks, ließ es sodann, und suchte den Fremden, der aber nirgends zu finden war. Sag' mir doch zum Henker, Bube, bist du ein Narr oder ein Schelm, lügst du mich an, oder sagst du die Wahrheit? Wo ist der Fremde? Wer ist der Fremde — Ser Piedro —?

Was weiß ich, wie er heißt! antwortete der Bube, er kam mit dem Peppe und sagte zu meinem Vater: Checco muß seinen Esel wieder haben, hier ist Geld; nur schnell heraus damit aus dem Stall! Und er bezahlte dreißig Piaster, dann ging er zum Pizzicarolo, und zahlte abermals für die Mandoline, und wollte sich dabei todt lachen. Die Leute sah'n ihn verwundert an, er aber kümmerte sich nichts darum, sondern hieß mich in die Osterie hergehen, und Euch den Esel bringen, gab mir ein Trinkgeld und lief nach der Olmata hinauf.

Es war kein Zweifel mehr, unser Giulio hatte sich diesen Spaß gemacht. Sein Name erscholl nun von Mund zu Mund; der Fremde, der Piedro! murmelten alle, man lobte ihn, man stieß mit den Gläsern an, man trank seine Gesundheit, man brachte ihm ein Lebehoch, und Checco mußte endlich, seine wiedergewonnene Mandoline in der Hand, ein Lied auf

ihn und den treuen Esel singen, über dessen komische Gedanken und Wendungen der Prinz gewiß sich recht ausgelacht hätte, wenn sie ihm vernehmbar gewesen wären. Darauf kehrte man noch zum Saltarello zurück. Der Dudelsack und die Pfeife ertönten abermals, und das Fest endete erst, als Checco mit seinem Esel, in großer Begleitung von jungen, lustigen Leuten, unter dem Klang der Mandoline, die Straßen von Genzano auf und ab zog, wo es ihm gefiel, anhielt und einen Bekannten hervorrief, ihn mit einem Verse begrüßte, und sodann weiter ritt.

Noch denselben Abend wurde auf diese Weise der wohlthätige Scherz des Prinzen in Genzano bekannt, während er selbst einsam blieb und einige Sonette an Vittorien dichtete.

Diese enthielten eine so ziemlich unverhohlene Erklärung seiner Liebe, die Bitte um Erwiderung von Seiten der Angebeteten, und er war keck und ungeduldig genug, sie am folgenden Tage Vittorien einzuhändigen. Bei einem wiederholten Besuche fand er sie äußerst bewegt; er schrieb einen Brief an sie und erhielt folgende Antwort:

„Ich trage kein Bedenken, Euch Freund zu nennen, ob ich Euch gleich nur wenig kenne und der Anfang unserer Bekanntschaft mir eine Quelle unsäglicher Leiden wurde. Ihr scheint mir gut zu seyn, Piedro, ich fühl' es selbst und ich kann Euch nicht verhehlen, daß mich der gute Gott in jenen Schreckenstagen, die er über mich verhängte, einen nicht geringen Trost darin finden ließ, daß ich Euch kennen und schätzen lernte. Aber was verlangt Ihr von mir? Ihr habt mir Eure Verhältnisse, Eure Zukunft, Euern Stand, Eure Absicht, hinsichtlich meiner, noch nicht anvertraut, und ich weiß nicht, wer es ist, der mir ein Herz anbietet, und wer ist es, dem ich das meinige weihen soll. Mir armen Wesen

ist freilich in meinem Unglück jede menschliche Theilnahme angenehm, aber Ihr sprecht von etwas anderem und ich weiß nicht, ob ich Euch verstehe. Wir müssen uns klar werden, unbekannter Freund, denn Ihr habt deutlich genug gesehen, welch' eine ernste Sache die Liebe ist! Ich kann nicht glauben, daß Ihr mich mit falschen Vorspiegelungen täuschen wollt, denn so grausam, so fühllos kann wohl niemand seyn, der so, wie Ihr, mit meinem traurigen Schicksal bekannt ist! Ich kann Euch nur bitten, meiner zu schonen, denn ob ich gleich mich nicht zu schwach fühle, einem verführerischen Antrage zu widerstehen, so gibt es doch Verhältnisse, die für mich, und selbst für Euch, verderbliche Folgen haben könnten. Ihr kennt die Rache, Piedro! noch lebt jener Unglückliche, der ihr ein so schreckliches Opfer brachte; daher laßt Euch warnen. Auch wenn Ihr so redlich, so gut seyd, wie Ihr scheint; auch wenn Ihr die ehrbarsten Absichten, die edelsten Gesinnungen für mich hegt, seyd dennoch auf Eurer Hut! Haltet Euer Gewissen rein; seyd verschwiegen; vertraut keinem Menschen und schont meiner, wenn Ihr mich liebt.

Vittoria."

Diese schlichten, einfachen Zeilen waren der Ausdruck eines guten, unserm Giulio nur zu sehr ergebenen Herzens, aber sie mahnten ihn auch auf eine rührende Weise an sein Incognito, an die Schwierigkeit, an die Unmöglichkeit, sich in einem zärtlichen Verhältniß mit ihr zu erhalten, ohne sie zu täuschen, ohne andererseits ein so tief fühlendes, so liebendes Herz zu beleidigen, oder gar zu brechen.

Giulio wurde höchst unruhig, aber der Reiz der Gegenwart, das Gefährliche dieser Verwickelung, die Schönheit Vittoriens, die Hoffnung, den Faden ohne Nachtheil zu entwirren und ohne Falsch erfunden zu werden, das übertäubte

die bewegliche Einbildungskraft, das ungestüme Gemüth unsers Chigi dergestalt, daß er sich ganz der Gluth für die schöne Genzaneserin überließ, daß er sie in täglichen Besuchen, in ewigem Anschauen, in verwegenen Gesprächen aufschürte, und am Ende selbst in heimlichen Zusammenkünften, durch einen Kuß, durch ein Umarmen zu einer Leidenschaft entflammte, welche ihn für alle andere Rücksichten, für die Ruhe der Geliebten, für die Erinnerung an Marien, für die Schläge des Gewissens, wie für die Besorgnisse der Zukunft, taub und fühllos machte.

Er schwärmte die Hälfte des Tages an den Ufern des See's umher, dann zum felsigen Nemi hinüber, und las seine Dichter an der Quelle der Egeria, unter dem Rauschen des niederstürzenden Baches, in den sich, nach der Mythe, die verliebte Nymphe verwandelte; einmal stieg er auf den Monte Cavo und sah dort über die Campagna, die Sabinerberge, den Apennin, über Rom, die arkadischen Abhänge des Albanergebirges, die Seestädte, das Meer und die fernen, aus der Fluth vorduftenden Inseln Parthenope's hin, dann spazierte er wieder dem buschigen Ariccia zu und irrte in den Cypressen- und Eichenhainen umher, die seinen pittoresken Hügel umgeben; dann besuchte er wieder den Improvisatore, der ihn mit Liedern, mit Gesängen aus Tasso und Ariost unterhielt, und ging so ungestört in Vittoriens Haus, und bald wurde es im Städtchen laut, der fremde, vornehme Herr, der Checco den Esel wieder losgekauft, sey in Vittorien verliebt und werde sie heirathen.

Einstmals sagte ihm der Schäfer: Lieber Freund, Ihr seyd nicht vernünftig, wenn ich Euch die Wahrheit sagen soll. Was geht's mich an? Ich könnte das Maul halten, aber Euch zu Liebe muß ich sprechen, denn ich will Euch wohl und

muß mich schon einmal um Euch bekümmern. Ihr seyd in Minicuccio's Braut verliebt! Gebt Acht, daß Euch nichts widerfahre! Ihr habt mit eigenen Augen gesehen, was es heißen will, ihr Bräutigam zu seyn; glaubt nicht, daß Michaele auch todt sey; er liebt sein Leben, wie seine Liebe, und hat Vittorien noch nicht aufgegeben! Fürchtet ihn, der Junge hat den Teufel im Leibe, und bringt Eurem Mädchen ja keine Serenade! Versteht Ihr? Ich habe genug gesagt; thut, was Ihr wollt!

Aber Giulio war nicht furchtsam, nicht einmal vorsichtig. Schon hatte er Wochen lang in Genzano verweilt, als sich ein Vorfall ereignete, der ihn lebhaft genug an die Gefahr erinnern konnte, in der er schwebte, der einem minder leidenschaftlichen, beweglichern Gemüthe eine ernste Warnung, eine furchtbare Ahnung der Zukunft geworden wäre. Er saß eines Abends mit Vittorien auf der Loge in ihrem Hause. Schon glänzte der Himmel von Sternen, und er hielt eine Guitarre in der Hand, sein Liebchen mit einer lustigen Melodie unterhaltend, und wenn die Mutter wegging, ihr wohl auch die Hand drückend.

Indem erschien eine dunkle Gestalt und trat zu ihnen auf die Loge heraus. Sie trug eine Kapuzinerkutte und schlich ganz leise und gespensterhaft einher. Vittoria erschrak und auch der Prinz konnte sich eines geheimen Grausens nicht erwehren. Was wollt Ihr, Bruder? rief er, sich fassend, was verlangt Ihr? warum schleicht Ihr so still herein? —

Der Kapuziner antwortete nicht, sondern ging auf Vittorien zu, die sich vor Schrecken in eine Ecke der Loge versteckte.

Wer seyd Ihr? rief Giulio aufgeregt, sprecht, oder ich werf' Euch die Treppen hinab.

In diesem Augenblick trat die Mutter mit einem Licht

heraus; der Kapuziner wich zurück, suchte sein Gesicht zu verbergen, aber Vittoria hatte ihn erkannt und schrie vor Entsetzen aus: o Jesus Maria! der Cerbera!

Der Mutter stürzte das Licht aus der Hand; Giulio war erstaunt, bestürzt, er sah Vittorien halb ohnmächtig vor Schrecken über das Gemäuer der Loge hingelehnt. —

Du wirst mein Weib! rief jetzt der vermummte Mörder Minicuccio's, mein Weib, Vittoria, oder keines Mannes Weib! —

Der Prinz stürzte auf ihn zu, mit der Absicht, ihn zu fassen, aber der Kapuziner zog einen Dolch hervor und zuckte gegen ihn. Giulio sprang zurück, die Mutter schrie auf und blitzschnell war der fürchterliche Mensch verschwunden.

Alle drei konnten nicht so bald ihre Bestürzung bemeistern, besonders Vittoria zitterte vor Seelenangst. Giulio suchte sie zu beruhigen, zu zerstreuen, aber vergebens; sie machte ein Zeichen, als ob sie sagen wolle, mit mir ist's vorüber; sie schwankte aus der Loge weg, sie ging in ihre Kammer, sie schloß sich ein und Giulio sah sie nicht mehr.

Jetzt dachte er an Checco's Warnung. In der unruhig durchwachten Nacht sann er darauf, wie er den gefährlichen Nebenbuhler unschädlich machen nnd ihn der Justiz überliefern könne.

Noch war Giulio's Gemüth von diesem Ereignisse erhitzt, als er auf eine noch gewaltsamere Weise aus seinem Traum erweckt, als er auf's Empfindlichste an seine Maria erinnert wurde.

Unverhofft kam Demetrio an und verkündete, mit dem Anschein der höchsten Theilnahme und Trauer, daß Prinz

Eugenio, der Himmel wisse, wie, wahrscheinlich aber durch den Abbate, das Geheimniß in Fusano entdeckt habe. Ich bin in Rom, erzählte er, mit meinen Angelegenheiten beschäftigt, als der Abbate zu mir rennt und mir zu wissen thut, daß der alte Herr in übermäßiger Wuth sey, weil er einem Liebesverständniß zwischen Euch und der von ihm so gastfreundlich aufgenommenen Mohamedanerin oder Neuchristin auf die Spur gekommen. Auf seinen Befehl mußte Maria sogleich das Casino verlassen und wurde unverzüglich nach Rom gebracht; der Abbate fuhr mit; sie wurde grausam behandelt, mit dem äußersten, mit Gefängniß, mit Inquisition, mit Castell, mit allem Ersinnlichen bedroht, wenn sie nicht allem und jedem Umgang mit Euch abschwöre; sie wurde unter der Aufsicht des verschmitzten Abbate und anderer Pfaffen in ein Zimmer eingesperrt, und wird in einigen Tagen in ein Kloster wandern. Solche Neuigkeiten haben sich ereignet, während Ihr weise genug waret, zum voraus für ein anderes und schöneres Liebchen zu sorgen, und nun der alten, auf die beste Art von der Welt, losgeworden seyd.

Giulio wüthete, er stieß die gräßlichsten Drohungen gegen den Abbate, selbst gegen den eigenen Vater aus und schwur dem Verräther furchtbare Rache. Er ließ sich wieder erzählen, was er schon gehört, und ergrimmte nur heftiger; er fragte den Griechen nach allen Umständen, nach allen Einzelnheiten; es konnte nicht anders seyn, der Abbate oder Felice mußten das Geheimniß verrathen haben.

Jetzt war an kein Bleiben in Genzano mehr zu denken. Der Prinz erinnerte sich mit blutigem Schmerz an das, was er der guten, verführten, aufopfernden Maria schuldig sey; sein Stolz fühlte sich beleidigt; er sah in diesem Verfahren nur einen unwürdigen Zwang, ein entschiedenes Complott,

Familieninteresse, dem er geopfert werden sollte, nichts, als die verhaßte Colonna und die Sclaverei, die ihm drohe.

Wir wollen doch sehen, rief er wiederholt aus, ob ich nicht alle Bande zerreißen kann, die diese Chigi's und Colonna's mir anlegen wollen! Sie sollen es nicht wagen, meine Maria in's Kloster einzuschließen, ich werde sie zu vertheidigen wissen, und wenn der ganze Clerus und tausend bepurpurte Häupter, Violetstrümpfe und geschorne Abbati dagegen sind!

Demetrio wollte ihn besänftigen und sagte: Hätt' ich gewußt, Don Giulio, daß Ihr so unvernünftig toben würdet, so hätt' ich wohl meinen dienstfertigen Eifer für Euch beschwichtigt, denn ich werde in Wahrheit zum Opfer Eurer Unbesonnenheit, und verliere, ob Ihr Eure tollkühne Absicht durchsetzt, oder ob sie, was wahrscheinlicher ist, mißlingt!

Aber alles Einreden war vergeblich. Giulio eilte zu Vittorien und diesmal mit freierm Gewissen, weil er einem Wesen Beistand leisten wollte, dem er Hülfe schuldig war, dessen Bild ihm nun wieder versöhnt däuchte, weil er Genzano verlassen, weil er Alles für seine Rettuug wagen wollte. Vittoria erschrak und ahnete ein Unglück; er entschuldigte, beschönigte, brachte Ausflüchte vor; er nahm Abschied und versprach, von Rom aus zu schreiben und vielleicht in kurzem zurückzukehren. So ließ er denn das gute Mädchen, von Leidenschaft entzündet, in einer Verwirrung zurück, aus der sie sich nur erheben sollte, um in eine neue schmerzlichere, unheilbarere zu fallen, und flog mit Demetrio noch an demselben Tage nach Rom.

Demetrio beschwor nun den Prinzen, wenn er ihn nicht unglücklich und zugleich unfähig machen wolle, ihm fernerhin zu dienen, auf's tiefste zu verschweigen, daß er ihm die

Nachricht nach Genzano gebracht, und nur unter dieser Bedingung versprach er ihn in das Haus zu führen, wo man Marien verberge. Giulio gelobte ihm, was er begehrte, und so befanden sie sich denn kaum eine Stunde in Rom, als der Prinz schon vor dem Hause stand, welches seine Geliebte verschloß.

Ein Bedienter öffnete die Thür und fragte zaudernd und mit sichtbarem Erschrecken: Was begehrt Ihr, Herr?

Hinweg, du feiler Schurke! rief Giulio, wenn ich dich nicht wie einen Hund behandeln soll! Wo ist der Abbate, wo ist er? Schnell, wo ist der Abbate?

Ohne den bestürzten Menschen weiter anzusehen, ging er auf eine Thür zu und riß sie auf. Er erblickte den Abbate, der erschreckt von seinem Sitz aufsprang und scheu ihn ansah. Ihr seyd also der Hüter eines Mädchens, das Ihr zur Christin gemacht habt? Einen bessern konnte man, bei'm dreieinigen Gott! nicht auswählen! Signor Abbate, führt mich auf der Stelle zu Eurem geistlichen Pflegekind, auf der Stelle, hört Ihr, oder es wird Euch übel ergehen!

Damit ergriff er ihn beim Arm und fragte: Wo ist Maria, wo ist das arme Mädchen, wo? Abbate, wollt Ihr sprechen oder nicht?

Mit diesen Worten schüttelte er das Männchen ziemlich unsanft, und dieses stotterte: Prinz, Ihr — Ihr — Prinz Eugenio befiehlt —

Wer befiehlt, rief Giulio mit grimmiger Wuth, wer befiehlt, Abbate? Wollt Ihr augenblicklich mich zu Eurem Opfer führen, oder wollt Ihr geschlagen seyn, wie ein Esel, Abbate? —

Prinz, stammelte der Abbate in tödtlicher Angst, Ihr beleidigt mich, ich darf nicht! —

Du darfst nicht, du abgefeimter Schäferhund? Du darfst nicht? Bist du auch so gewissenhaft in den Geboten Gottes, als in dem Befehle meines Vaters? Wo steht geschrieben, daß ein geschorner Pfaffe der Hüter einer schönen Christin seyn soll? Abbate, schnell, oder ich vergreife mich an Euch.

Alles Widerstreben war umsonst; der Abbate mußte dem Prinzen ein Zimmer öffnen, worin sich Maria befand. Mit einem Schrei, worin Entzücken und Schrecken sich mischten, fuhr die Osmanin empor.

Mein Kind, rief Giulio voll Zärtlichkeit, du bist frei, du bist unter meinem Schutz — dir soll nichts widerfahren. — Abbate, Ihr bleibt, Ihr geht nicht von der Stelle. — Maria sprich frei und ohne Furcht, wie hat dich dieser schwarze Unhold hier behandelt? — War er's, der dich verrathen? —

Gott! rief Maria zitternd, Gott, ich weiß nicht, Prinz — ich weiß nur, daß ich das unglücklichste Wesen auf dieser Erde bin, dem besser wäre, wenn es das Grab umfinge — dessen Verderben entschieden war, seit ich Euern Glauben annahm.

Abbate, rief Giulio, wollt Ihr mir von freien Stücken gestehen, daß Ihr der Verräther seyd, oder wollt Ihr's drauf ankommen lassen, daß ich Euch zwinge? —

Prinz, stammelte dieser außer sich, ich habe nichts verrathen, ich habe nur den Befehl Eures Herrn Vaters — und nur auf heut und morgen — das Mädchen ist dem Kloster bestimmt. —

Eher du dem Galgen! rief Chigi. Nur Geduld, Herr Abbate, ich will Euch offenherzig machen! Und jetzt folgt Ihr mir. Sogleich laßt Ihr einen Wagen vor's Haus fahren und begleitet mich und dieses unschuldige Mädchen an einen Ort, wo es besser und anständiger verwahrt ist. Ihr habt noch die Ehre, daß ich Euch zum Vertrauten mache, Ihr

sollt wissen, wohin ich Marien führe; aber Abbate, wenn Ihr's Prinz Eugenio verrathet, so ermord' ich Euch, und wenn Ihr mir das Venerabile entgegenhaltet! Ich geb' Euch mein Ehrenwort; hört Ihr, Abbate? —

Aber was sag' ich denn dem Prinzen?

Sag' ihm, du seyst ein schlechter Mädchenhüter, seyst nicht dazu gemacht, eine Unschuld zu beschützen; du hättest sie darum an einen Ort gethan, wo du sie nie mehr erblicken werdest — sage so etwas oder was du willst, nur vergiß nicht, daß ich dich ermorde, wenn du ihren Aufenthaltsort verräthst.

Aber, rief der Abbate, die Hände über dem Kopf zusammenschlagend, aber was wird Prinz Eugenio sagen — was wird er glauben —

Glauben, Herr Abbate? Seyd ruhig, er wird bald wissen, und zwar von mir! Und jetzt beeilt Euch, schickt nach dem Wagen und gönnt uns sodann Eure angenehme Gesellschaft.

Alle Bitten, alle Vorstellungen, alle Aeußerungen der Verlegenheit, der Furcht, der Verzweiflung von Seiten des Abbate waren vergebens, er mußte einen Wagen vorfahren lassen und mit dem Prinzen, Marien und ihrem Kammermädchen einsteigen. Ihr begleitet uns des Anstandes wegen, sagte Chigi sarkastisch, man könnte sonst sagen, ich hätte Marien entführt; ich begleite sie aber nur von einem Hause in's andere, und zwar unter geistlicher Aufsicht.

Maria selbst hatte an diesem allen keinen Theil genommen. Sie hatte die Herrschaft über ihren Schmerz, den Gebrauch ihrer Sinne dermaßen verloren, daß sie laut weinte, daß sie nicht wußte, wohin man sie führte, daß sie in den Tod zu gehen glaubte, und selbst den Freund vergaß der ihr

zur Seite saß, und der im Begriff war, ihr ein Opfer zu bringen, das ihm wohl den Frieden seiner Familie auf ewig kosten konnte.

Sie fuhren zu einem Advokaten, den Prinz Chigi genau kannte und dessen Familie er die Geliebte für's erste übergeben wollte. Maria wurde mit der äußersten Freundlichkeit empfangen; aber sie war zu ergriffen, zu sehr in den Gedanken ihres Elends versunken, um ihren Dank dafür auszusprechen; sie ergab sich in Alles, sie that Alles, was man sagte, und bat endlich nur um Einsamkeit. Der Prinz empfahl sie seinem Freunde, und beschwor ihn, sie wie sein Kind zu behandeln und zu schweigen. Dann fuhr er wieder mit dem Abbate fort, und sagte, als er ihn verließ: Ihr wißt nun, was Ihr zu thun habt! weh' Euch aber, Abbate, wenn Ihr wissen laßt, wo Maria ist!

Damit ließ er ihn, und nun erst ging er in den Palast Chigi. Schon hatt' es Ave Maria geläutet, und die Nacht war eingetreten. Giulio sah und sprach den Vater nicht mehr, aber des andern Tages sucht er ihn früh auf. Er sammelte sich, so gut er konnte, und zwang sich mit äußerster Anstrengung, den Groll und die Wuth in seinem Herzen zu bekämpfen, den Weg der Güte zu versuchen, und mit Vorstellungen, mit Bitten zu beginnen.

Der Vater empfing ihn kalt. Wo kommt Ihr her, Don Giulio? fragte er nach einer Weile, ohne ihn anzusehn.

Ich war einige Wochen in der Campagna, wie Ihr wißt. —

Der Vater blätterte in einem Buche und schwieg lange. Der Sohn blieb gleichfalls lautlos.

Endlich fing Eugenio an: Ihr werdet nun wohl wieder nach Fusano jagen gehen?

Nein, Herr Vater, diesmal nicht!

Und warum denn? fragte der Alte mit funkelndem Auge. —

Weil's zu heiß ist, erwiderte Giulio kalt.

Don Giulio, Don Giulio, ich bin sehr unzufrieden mit Euch!

Das thut mir leid.

Das thut Euch leid? Und die Herzogin Colonna, Herr Prinz?

Ist Herzogin von Zagarolo —

Und Eure Braut! rief der Vater, sich vom Sitz erhebend. —

Meine Braut? Warum denn? etwa weil ich sie hasse, weil ich sie verabscheue?

Weil es Eure Familie will, weil Ihr müßt, Herr Prinz! —

Müßt, Vater, ich müßte? Wer könnte mich dazu zwingen —

Schändlicher, das mir in's Gesicht? Diesen Hohn meinem grauen Haupt? Und das Alles einer verlaufenen Türkin, einem Korsarenmädchen, einer undankbaren Otter —

Ja, mein Vater, das Alles Marien zu Liebe!

Der Vater stampfte auf den Boden, Giulio mit einem grimmigen Blick durchbohrend. Er schwieg einige Zeit, und sagte sodann mit höhnischem Ausdruck, mit anscheinender Fassung, einen Takt auf die Sessellehne klopfend: Wie wird es aber seyn, Herr Sohn, wenn man Euer feines Liebchen in's Kloster steckt?

Ich, glaube, daß es nie dahin kommen wird.

Wenn's aber doch so wäre?

Es ist dem nicht so!

Wahnwitziger Mensch, es ist! —

Ihr täuscht Euch, lieber Herr Vater. Sprechen wir offen und frei — Maria —

Ist nicht mehr in deiner Gewalt — ist gut aufgehoben —

Allerdings, Prinz Eugenio!

Du wirst sie nie mehr sehen!

Ich glaube vielmehr, daß ich das von Euch sagen kann. —

Wie? wie? was faselt Ihr? was —

Laßt mich reden, Herr Vater. Wir müssen uns verständigen. Bändigt Euern Groll gegen mich, und glaubt, daß auch ich ein gewisses Pochen hier im Herzen mit Gewalt zurückhalten muß. Reizt mich nicht, ich bitt' Euch, reizt mich nicht, es möchte mir sonst zu schwer werden, mich in den Grenzen der Ehrfurcht zu halten, die ich Euch schuldig bin, und die ich Euch so gerne zolle. Ihr habt mir sehr weh gethan, lieber Vater! Ihr waret ungerecht gegen ein armes, von aller Welt verlassenes Wesen —

Und du entschuldigst diese verworf'ne Dirne —

Vater, Ihr irrt Euch in ihr. Wenn im Herzen dieses unschuldigen, vom Schicksal so schrecklich heimgesuchten Kindes eine Neigung für Euch aufkeimte, so war ich's, der sie hervorrief und nährte; die Schuld ist mein, wenn es anders Schuld ist, daß ein Prinz Chigi ein Herz hat —

Und was willst du mit ihr — was soll sie dir werden? Was sie schon ist — deine —

Sprecht es nicht aus, es ist eine Sünde, Vater! Ihr wolltet der Wohlthäter einer Waise seyn, Ihr habt sie in Euer Haus aufgenommen, jetzt flüstern Euch der Stolz, die Vorurtheile des Adels, das Interesse Eures Hauses, die Verläumdung, die Bosheit eines Verräthers in's Ohr, daß Ihr einer Undankbaren gutes erweiset; Ihr behandelt sie wie ein grausamer Tyrann, Ihr verfügt über ihre Freiheit, über

ihre Person, als ob sie Eure Sclavin, über ihr Lebensglück, als ob sie Eure Todfeindin wäre; Ihr treibt sie aus Eurem Hause, Ihr übergebt sie den Händen eines verächtlichen Wichtes, damit er Euer Werk vollende, und sie dazu mache, wofür Ihr sie irriger Weise haltet. —

Und woher wißt Ihr das Alles? —

Prinz Eugenio, ich könnte fragen, woher wißt Ihr das Alles? Wer hat Euch solche Nachrichten gebracht, solchen Rath gegeben? Doch ich will Euch die Antwort erlassen, und mich damit trösten, daß ich einen Schurken weniger auf der Welt kenne! Aber Ihr, edler Vater, Ihr wollt Euch mit einer Grausamkeit beflecken, — deren Folgen Euern eigenen Sohn, Euer eigenes Haus treffen? Ihr wollt —

Stille, stille, Schändlicher, dreimal Schändlicher — ich höre nichts — du siehst die Dirne nicht mehr — in's Kloster, oder in ein gewisses Haus, wo dergleichen Personen unschädlich gemacht sind. —

Das werdet Ihr aber erst thun, rief Giulio mit ausbrechender Wuth, wenn Ihr's vermögt, wenn Ihr das Mädchen in Händen habt. —

O sie ist wohl versorgt, sie —

Sie ist, wenn Ihr's erlaubt, in meiner Gewalt, Herr Vater. Ich habe sie selbst in eigner Person aus ihrem Kerker geführt, und sie steht unter einer würdigern und ehrenvollern Obhut, als bei jenem Herrn, dem Ihr sie übergeben. Ihr erstaunt, Ihr erschreckt, Ihr zittert? Das hab' ich gethan und Euch die Möglichkeit genommen, eine Gewaltthat zu begehen, die Euch weder gestattet, noch Eurer würdig ist. — Mein ist Maria, mein, Prinz Eugenio, ich habe ihr Herz für mich berückt, ich habe die Flamme in ihr angezündet, ich habe sie zur Liebe gezwungen, und ich will sie

vertheidigen, ich will sie bewachen, damit Ihr kein Leid widerfahre. —

Mensch, das ist zu viel, das ist zu viel — Wehe dir, wenn es wahr ist, wehe dir! Zittre vor meiner Rache, zittre vor dem Stolz, mit dem ich über die Ehre meines Hauses wache — zittre vor der Inquisition — für deine Freiheit, für dein Leben —

Das Alles schrecket mich nicht, lieber Vater! Was mich schmerzt, das ist allein Eure Verblendung, Eure Grausamkeit. — Eugenio, seyd Mensch, seyd Wohlthäter, seyd Vater; Ihr seht mich zu Euren Füßen, — vergebt mir, vergeßt mir meine Schuld, nur schonet der armen Waise, die niemand mehr hienieden hat, als Euch, als mich. — Zwingt mich zu keinem Schritt, den ich bereuen müßte —

Das Kloster für die Dirne, oder St. Michele —

St. Michele? nein, Vater! das nie! Weil Ihr's denn so wollt, so mögt Ihr vertreten, was erfolgen kann. Ich erkläre Euch, daß Maria in meinem Schutz ist, daß ich sie mit meinem Leben vertheidige, und daß ich, sobald Ihr das geringste gegen sie verfügt, in derselben Stunde mich mit ihr trauen und einen solchen Schandfleck für Euer Haus in aller Welt ausposaunen lasse. Darauf geb' ich Euch mein Ehrenwort, und ich bin auch ein Chigi.

Hiermit ließ Giulo seinen Vater stehen, und ging. Dieser schäumte vor Wuth, und wollte Alles in Bewegung setzen, um den Starrsinn des Sohnes zu brechen. Jener war entschlossen, die Hand der Herzogin zu verweigern, Marien nicht herauszugeben, und sich im Nothfall augenblicklich mit ihr trauen zu lassen. Das letztere war für den Vater freilich ein so schrecklicher Gedanke, daß er nach und nach sich überzeugte, ein gewaltthätiger Weg führe nicht zum Ziele, man müsse

die Zuflucht zu Geduld und List nehmen und einstweilen nachgeben. Er ließ den Abbate rufen, und befragte ihn über die Art, wie Giulio die Türkin entführt habe. Dieser hütete sich aber vorsichtig, den Prinzen zu verrathen, denn er hatte Todesangst vor der Drohung des furchtbaren Giulio; er entschuldigte sich mit tausend Ausflüchten, und behauptete, nicht zu Hause gewesen zu seyn, als jener Marien hinwegführte. Der Vater berieth nun mit dem Verräther Giulio's die Mittel, um den wilden Brauskopf zu fangen.

Unterdessen erfuhr Giulio von Maria, wie sie vom Casino in die Stadt geholt, wie sie vor den Prinzen Eugenio geführt, wie sie bedrohet, geschmähet, mißhandelt worden, wie man sie in das Haus des Abbate gebracht und wie man sie daselbst hart und grausam geplagt. Was aber den Prinzen befremdete, war Mariens abermalige Bitte, den Griechen von sich zu entfernen. Sie flehte, sie sprach von Ahnungen, sie warf sich ihm zu Füßen, und rief: Laß ihn, Giulio, es blüht dir Unheil aus diesem Umgang! er ist dein böser Geist; er will dir und mir nicht wohl!

Und dennoch, versetzte der Prinz, war er es, der mir mit ängstlicher Dienstfertigkeit die Nachricht von deinem Jammer brachte! Ohne ihn wäre ich in Genzano geblieben, und du wärst im Kloster!

Maria wußte nichts zu entgegnen und schwieg kopfschüttelnd. Aber nach einer Weile fing sie wieder an zu bitten und zu begehren, daß er Demetrio entferne.

Wiewohl Giulio ihren Wunsch nicht in seinem ganzen Umfange erfüllen wollte, so behandelte er von nun an Demetrio doch kalt und mißtrauisch, und glaubte nach und nach hundert Dinge in ihm zu bemerken, die seinen Charakter verdächtig machten. Dazu trug besonders ein Abend bei,

an dem er mit ihm auf dem Campo vaccino auf und ab wandelte. In einem nicht gar freundlichen Gespräche mit ihm begriffen, sah er, daß sich ein vorübergehender armenischer Bischof bei ihnen verweilte, sich gegen Demetrio kehrte und ihn scharf in's Gesicht faßte, worüber dieser heftig erschrak, ihm den Rücken kehrte, und einen stärkern Schritt annahm. Dieser alte weißbärtige Armenier kam ihm nicht mehr aus dem Kopf, und er hätte gern mit ihm gesprochen, wenn es möglich gewesen wäre.

Bis jetzt hatte er dem Griechen verhehlt, wo Maria wohne. Er selbst ging nur des Nachts in einen Mantel gehüllt in ihr Haus. Den Vater sah er täglich, und jedesmal mit einer heiterern Miene. Das schien ihm nicht natürlich, daraus schöpfte er Verdacht. Uebrigens ließ er nichts merken, sondern benahm sich ausnehmend freundlich gegen Eugenio. Dem Abbate machte er einige unwillkommene Besuche und wiederholte seinen Schwur, ihn zu ermorden, wenn er Mariens Behausung verrathe.

Aber wir haben unsere Vittoria ganz aus dem Auge verloren, und so ist es beinahe auch dem Prinzen ergangen. Von dem Vater kommend, und entschlossen, Marien zu retten, es koste was es wolle, ja, sich im schlimmsten Fall, aller Welt zum Trotz, mit ihr trauen zu lassen, hatte er Vittorien geschrieben, und sie antwortete darauf:

„Mein Piedro! dein Brief hat mich bestürzt gemacht, und er konnte sogar Verdacht gegen dich erregen. Du verließest mich so schnell, so zerstreut, so beunruhigt, deine Worte sind so geheimnißvoll, so zweideutig, daß ich glauben muß, es sey etwas vorgefallen, was dich bereuen lasse, mir bekannt

zu haben, daß du mir gut bist. Ich ahne etwas trauriges, etwas furchtbares beinahe. Kommt es vielleicht daher, daß ich dich noch zu wenig kenne, daß du immer über deine Verhältnisse geschwiegen? Ich weiß meiner Mutter nicht zu antworten, wenn sie mich fragt, wer du bist, und ob ich gewiß bin, daß ich mich keinem Falschen anvertraut. Ich sagt' es dir ja so oft, daß ich nicht begreife, wie du einem Mädchen von meiner Niedrigkeit, von meiner Erziehung, von meinem Geist so wohlwollen könnest, denn du hast höhere Ansprüche zu machen, du bist jung, du bist schön, bist so geistreich, daß du mich beschämst, so fein, daß du mich verlegen machst, und so reich, daß ein armselig Landmädchen dir nicht genügen kann. Was suchst du denn in mir? Wär' es möglich, daß du mich für mehr hieltest, als ich bin, oder — Piedro, vielleicht für weniger? Mich schaudert bei diesem Gedanken, vergib mir, daß ich dir ihn bekenne; aber du würdest dich täuschen! Nein! du bist redlich, du bist gut! Mag geschehen seyn, was da wolle, ich vertraue dir!

Vittoria.

Nachschrift.

Die Mutter läßt dich grüßen. Checco scheint Alles zu wissen, und er schilt mich, so oft er mich sieht. Leider ist's allzu bekannt. Der Michaele wird bald von Palazzuolo loskommen; ich bin des Todes, wenn ich ihn sehe."

In der That war sie auch im Innersten beunruhigt, obgleich ihr Gemüth zu stark, zu gesund und heiter, oder mit andern Worten, ob es gleich zu italienisch war, um sich gänzlich trüben und verstören zu lassen. Kein Herz ist für Freude so offen und empfänglich, als das der glücklichen Bewohner jener schönen Ebenen, Berge, Meere, Städte und Dörfer von den Schneegipfeln des Simplon bis zur Meerenge von Messina;

mitten im äußersten Elend, in Armuth und Verlassenheit, in Zuständen, die ein nordisches Gemüth zur Verzweiflung reizen, ringt sich noch Lebenslust und Verlangen nach Genuß und Freude hervor, und wenn sie nicht wissen, wie sie morgen leben werden, so leben sie heute nur desto froher und sorgenloser. Der Nordländer der gewohnt ist, sich kein Glück ohne Schweiß zu denken, erstaunt über dieses Temperament der Italiener, und nennt es Leichtsinn, während er von keinem Bettler an St. Peters Pforte beneidet wird, der des Sommers Schatten und des Winters Sonne genug hat, um seine Ruhe zu genießen, während man am Ende doch zugestehen muß, daß die Südländer, wie die edeln Früchte ihres Landes, ohne sonderliche Noth und Arbeit von selbst in Gesundheit und Leben herangedeihen. Die Italienerinnen, sagt man, treiben die Liebe wie ein Geschäft, zu dem sie einzig geboren sind. Das ist richtig, aber sie sind zu natürlich, zu einfach, und selbst oft zu ungebildet, immer aber zu gesund, um jene Sentimentalität zu kennen, welche im Norden Mode ist; ihre Leidenschaften sind mächtiger und feuriger, aber sie verzehren sich eben darum nicht, weil sie zu thätig, weil sie weniger passiver Natur sind, als unsere deutschen Schönen, und wenn sie auch wüthen und toben, wie sie weinen und schluchzen, so lachen sie doch gleich wieder.

So war auch Vittoria, die noch dazu nicht in der Stadt erzogen war, und somit ihr Inneres viel unverdorbener, gesünder, heiterer und kräftiger erhalten konnte. Obgleich von wohlhabenden Eltern geboren, hatte sie doch nichts weiter gelernt, als Lesen und Schreiben, sie kannte nur den Tasso, weil ihn der Schäfer hatte, aber die Vortheile der weitern Ausbildung wurden durch einen natürlichen Verstand, durch Leben und Munterkeit, ein treffliches Herz und die

ungesuchte Grazie reichlich ersetzt, welche selbst einer Bäuerin von Albano oder Olevano eigen ist.

Freilich sollte sie auf eine harte Probe gestellt werden. Es waren kaum vierzehn Tage verflossen, seit Giulio so eilig von ihr Abschied genommen, als ein Bediente in ihrem Hause erschien, und die Mutter um Erlaubniß bat, daß ihr — Prinz Eugenio Chigi, die Herzogin Isabella Colonna von Zagarolo, und deren Bruder, der Fürst Sigismondo Colonna, einen Besuch machen dürfen.

Mutter und Tochter starrten den Bedienten an, als ob er wahnsinnig wäre, oder als ob er einen Carnevalsscherz mit ihnen treiben wolle, aber er sprach leider die Wahrheit, und es wurde nur zu sehr Ernst mit diesem vornehmen Besuche. Die überraschten Leute konnten sich nicht überzeugen, daß Personen von so hohen und fremden Namen und Titeln, die sie kaum aussprechen konnten, ihnen eine Visite zugedacht hatten; sie hielten es für Scherz, und der Bediente ließ sie halb in Verlegenheit und Verwunderung, halb in Unmuth und Zorn zurück. Aber es währte keine halbe Stunde, als ein Wagen vor's Haus fuhr, und eine glänzende Dame und zwei vornehme Herren herausstiegen.

Vittoria und ihre Mutter geriethen in unsägliche Verzweiflung. Schon hörte man die Gäste auf den Treppen, der Bediente klopfte, und die römischen Herrschaften traten herein.

Vittoria wurde glutroth, als sie sich vom Kopf zu Fuß mit recht dreisten, stolzen, wohl auch höhnischen Blicken gemustert sah; sie schlich zurück, die Mutter suchte Worte und fand keine, bis endlich der Alte das Wort nahm, und sagte: Ihr wundert Euch über unsern Besuch? aber hört mich an, ich habe mit Euch zu reden. Erlaubt Ihr, das ich mich niederlasse?

Die Mutter brachte Sitze, stammelte Entschuldigungen, Vittoria stand am Fenster, in Todesangst erwartend, was der alte Herr sagen werde.

Wir sind auf eine sonderbare Art mit einander bekannt geworden, meine gute Frau, begann er; zuerst aber sagt mir, ist jenes schöne Kind dort Eure Tochter? Vittoria, glaub' ich.

Ja, antworte die Mutter verwirrt. —

Sagt mir, kennt Ihr nicht einen gewissen Signor Piedro — Ihr erschreckt — Ihr erschreckt — Ihr werdet roth, schöne Vittoria — ich habe Euch Nachrichten von ihm zu bringen. — Ihr kennt ihn also, und seyd ihm wohl gut? Sagt mir aufrichtig, was hat er Euch denn weiß gemacht? Für was hat er sich denn ausgegeben? Was hat er Euch versprochen? —

Mutter und Tochter waren wie vom Blitz gerührt. Es ist schon richtig, fuhr Eugenio fort, sich gegen die Herzogin wendend, aber sie wissen vielleicht noch nicht — Sagt mir, holde Tochter, hat Euch denn Prinz Chigi seinen Namen nie genannt? —

Prinz Chigi! rief die Mutter, ihre Tochter anstarrend. —

Nun ja, Prinz Chigi, mein Sohn, oder jener Signor Piedro, das ist eins und dasselbe! Ihr wundert Euch? Also hat er's Euch geheim gehalten, so hat er Euch betrogen? In der That, es ist nicht schön von ihm! Ihr seyd ein Mädchen wahrlich von ausnehmender Schönheit, liebe Vittoria, aber dennoch hätt' er seine Pflicht nicht dergestalt vergessen sollen! Bleibt doch nur, fürchtet Euch nicht, ich weiß, daß Ihr keine Schuld habt; Ihr seyd mir als ein eben so gutes und ehrbares, als schönes Kind geschildert worden. Aber zum Glücke kam mir das leichtsinnige Verständniß noch zur

rechten Zeit zu Ohren, zu dem mein Sohn Euch berückt hat, und es ist meine Pflicht, Euch zu warnen, Euch den zärtlichen Lügner zu enthüllen, zu entlarven, Euch, wie es mich schmerzt, von meinem einzigen Nachkömmling etwas sagen, und erfahren zu müssen, was weder ihm noch mir Ehre, Euch aber gewiß den höchsten Nachtheil bringen könnte, wenn Ihr nicht weise genug seyd, meinen Vorstellungen zu folgen, wenn Ihr nicht einen unbesonnenen Jungen von Euch stoßt, der Euch von Liebe plaudert, ohne Euch nur seinen wahren Namen zu sagen. Ihr habt ein großes Unglück erlebt, Vittoria, Ihr habt einen Bräutigam auf eine schmerzliche Weise verloren —

Herr, versetzte die Mutter, schont unserer, wenn es wahr ist, daß Ihr Prinz Chigi seyd und Piedro Euer Sohn ist — meine Tochter hat nichts verschuldet, und seyd Ihr, wer Ihr wollt, so haben wir nicht verdient, eine Beleidigung von Euch zu erfahren.

Wer beleidigt Euch denn? Ich gewiß nicht. Glaubt Ihr, daß es mir Freude mache, meinen Sohn auf einem so sträflichen Betrug ertappt zu haben? Aber kann ich anders, ohne meine Vaterpflicht, ohne die Menschlichkeit gegen Euch zu verletzen? Wär' es denn nicht grausamer, wenn ich Euch in der Täuschung ließe, in die Euch die Leidenschaft des Prinzen, sein jugendlicher Leichtsinn, und vielleicht etwas zu viel Nachgiebigkeit von Eurer Seite versetzt hat? — Nein, er ist Eurer nicht mehr würdig, Ihr müßt ihn verachten, Herzogin Isabella Colonna!

Prinz Chigi, rief Vittoria erschreckend, sich zusammenraffend, und vortretend — diese Dame hier — diese Dame —

Ist die Herzogin von Zagarolo, und wollte dem Unwürdigen ihre Hand schenken —

Und er liebt sie vielleicht nicht, rief Vittoria —

Du bist kühn, liebe Tochter! Aber zürnt Ihr nicht, Donna Isabella, es ist ein gutes Landmädchen, das keinen Begriff von der Würde der Personen hat, mit denen es das verliebte Schelmenstück unsers Abenteuers in Bekanntschaft gesetzt hat. Und Ihr seyd ihm also wirklich so gut?

Herr, darüber kann ich Euch keine Antwort geben, versetzte Vittoria schnell.

Und warum denn nicht?

Weil ich zuvor Piedro hören muß, und Euch früher keine Rechenschaft schuldig zu seyn glaube. —

Es ist ein Mädchen von Geist, Donna Isabella, sie ist stolz und trotzig, und ich wundere mich immer weniger, daß Giulio sich vergessen konnte —

Meinet Ihr, Herr Prinz, daß ich Euern Spott ertragen könne? — O guter Himmel, sey mir gnädig —

Vittoria, rief die Mutter, sie bei der Hand ergreifend, schweige, schweige, du bist nicht bei dir selbst. —

Laßt mich, Mutter, ich bin's, ich fühle, ich sehe schrecklich klar, worauf es abgesehen ist. —

Auf nichts anderes, sagte Eugenio, als dich vor einer Gefahr zu bewahren, die unvermeidlich ist, wenn du nicht klüger, nicht besonnener bist, als mein halb verlorner Sohn —

Verlorner Sohn, fiel Vittoria rasch ein, verlorner Sohn, weil er mich liebt? Prinz, Ihr beleidigt mich, und Ihr irrt Euch, wenn Ihr glaubt, daß ich Euch länger anhöre.

Eben wollte sie mit heftiger Bewegung hinwegstürzen, als die Mutter sie anhielt, als Eugenio sich erhob und ihr zurief: Noch einen Augenblick, schöne Vittoria!

Etwa eine neue Beleidigung? erwiderte Vittoria.

Hört mich an, versetzte Don Eugenio: ich will Euch wohl, ich will Euch nicht unglücklich wissen! Wenn Ihr

vernünftig seyd, so werdet Ihr von Stund an allen und jeden Umgang mit dem Prinzen abbrechen; von nun an wißt Ihr, wer er ist, und von nun an ist es sträflich, ist es Wahnsinn, wenn Ihr ihm Gehör gebt! Wenn Ihr dem vermummten Piedro gut wart, so bringt Euch Prinz Chigi nur Schande und Entehrung! Ihr zürnt, schönes Kind, Euer Auge funkelt, aber es ist dennoch wahr! Hört, wie ich Euch glücklich machen, wie ich für Euch sorgen will. Ich weiß, daß Ihr jenem verblendeten Anbeter Eurer Schönheit, der Euch den Bräutigam mordete, noch immer gewogen seyd. Ich will ihn freimachen, er soll ohne Strafe ausgehen, und es steht bei Euch, ihm Eure Hand zu reichen. —

Ha, das ist zu viel, rief Vittoria mit dem Ausdruck einer stolzen Verachtung, Ihr schämt Euch nicht, den Kuppler zu machen und nennt Euern Sohn seiner Herkunft unwürdig?

O Giulio, Giulio, schrie Eugenio, was ladest du auf mein Haupt! — Hat dich mir der Himmel zu meiner Strafe geboren werden lassen? — Höre, bethörtes Mädchen! Schmeichle dir nicht, daß du allein von diesem Wahnwitzigen geliebt seyst, überzeuge dich, daß er nur deine Schande, dein Verderben will; in meinem eignen Hause hielt er sich eine Buhlerin, in dieser Stunde liegt er in ihren Armen, von dir hinweg eilt er an ihren Busen.

Vittoria blieb wie versteinert stehen, während Isabellens Bruder den Prinzen bei'm Arm ergriff und mit einem verächtlichen Blick auf Vittorien sagte: Laßt uns, Don Eugenio, hinweggehn! Laßt diese unsinnigen Menschen in ihr Verderben rennen! Ihr habt genug, habt über Eure Pflicht gethan! Es scheint, daß diese Genzaneserin nicht zufrieden ist, für ehrbar behandelt zu werden, es wird besser seyn, wenn Ihr sie —

O, daß ich ein Mann wäre, rief Vittoria außer sich,

wie wollt' ich Euch Eure unerhörte Frechheit bereuen lehren! Laßt mich, Mutter, laßt mich, was können sie mir anthun? Sie sollen's wissen! O glaubt mir, stolze Prinzen, daß auch ich verachten kann, und um so mehr, je mehr ich Recht und Grund dazu habe!

Damit rannte sie hinaus, und ließ die Mutter in Verzweiflung, die beiden Prinzen und die Herzogin aber in einer wunderbaren Mischung von Erstaunen und Grimm stehen. Eugenio ergriff das Wort und sagte: Mutter, wenn Ihr Eure Tochter nicht zur Vernunft anhaltet, wenn Ihr meinen Sohn nur einmal noch über Eure Schwelle treten laßt, so geb' ich Euch mein Wort, daß Ihr's schrecklich büßen und schrecklich bereuen werdet! Damit kehrte er der halbohnmächtigen Mutter den Rücken zu, reichte Isabellen den Arm und ging.

Prinz Giulio hatte durch den Alles aufspürenden Griechen die ländliche Reise des Herrn Vaters erfahren, und ergrimmte dergestalt darüber, daß er fast Marien vergaß. Als sich die Wuth aber einigermaßen abgekühlt hatte, sah er ein, daß er Rom und Marien nicht verlassen könne. Er begann nun zu erwägen, wer wohl der teuflische Verräther seiner zärtlichsten, verborgensten Geheimnisse seyn möge. Er dachte freilich zuerst an den Griechen, an die Warnungen, an die Bestürmungen Mariens; aber hatte nicht eben dieser ihn immer von den Anschlägen des Vaters benachrichtigt? Wie wäre das möglich und erklärbar, wenn er der Verräther war?

Er unterließ nicht, diesen Verdacht gegen Demetrio merken zu lassen, aber der Grieche überzeugte ihn bald eines andern, wenigstens für den Augenblick; er stellte ihm seine

Dienstbeflissenheit, seine Gefahr, seine Liebe zu ihm mit blendenden Farben dar; er machte ihm einige Personen in Rom und in Genzano verdächtig; er meinte, daß Michaele seine nächtliche Kapuzinerwanderung und die durch sie gemachte Entdeckung benutzt, daß vielleicht der Improvisatore geplaudert habe, und in jedem Falle, sagte er, schicke ihm der Vater seine Spione nach, er möge hingehen, wohin er wolle. Ja Demetrio schwur ihm, binnen kurzer Zeit den Verräther zu entdecken und seiner Rache zu überliefern, so daß der Prinz sich von Demetrio's Unschuld überzeugt hielt.

Noch war der Vater nicht heimgekehrt, als Giulio folgenden Brief von Vittorien erhielt:

„Prinz Chigi, ich weiß nicht, ob es mir zusteht, Euch bei Eurem wahren Namen anzurufen! Nur Piedro liebte mich, und ihm durfte auch ich meine Neigung zuwenden. Dieser für mich einst so theure, süße Name ist nicht mehr, ist grausam zu nichts geworden, und so war denn auch die Liebe, die unter seiner Hülle glühen durfte, nichts anders, als eine schöne Täuschung, deren Zerstörung die holde Freiheit aufhebt, eine Zeile an Euch richten zu können. Aber nicht die Furcht vor Eurer hohen Person, nicht die Erwägung meines niedrigen Standes konnte mich abhalten, Euch zu schreiben, da mein tief beleidigtes, gekränktes, schrecklich betrogenes Herz und der gerechte Unwille über den Urheber des bittersten Leidens, das ich je erfahren, Genugthuung fordert. Aber Euer Herr Vater, Gott vergeb' ihm seine Sünde, benahm sich so unwürdig seines hohen Standes, daß ich glauben muß, er habe mich nur berücken, er habe Euch nur verläumden wollen. Du wärst der Bräutigam jener stolzen Dame? Du wärst es gewohnt, arme Mädchenherzen zu täuschen; du liebtest eine andere in Rom; dich hätte ihre Liebe so schnell zur Abreise

bewogen; du hättest meine Schande, mein Elend, mein Verderben gewollt? Nein, Piedro! Laß mich dich so anrufen, denn an deinen wahren Namen kettet sich eine furchtbare Antwort auf diese Fragen meines verrathenen Herzens. — Nein, Piedro, das konntest du nicht, das ist Verläumdung, ist höllische Bosheit! Noch hab' ich dich nicht verdammt, noch nicht geurtheilt über dich! Wasche dich rein, strafe deinen Vater Lügen, dann will ich glauben, daß nur die Schaam, der Sohn eines so verachtungswürdigen Mannes zu seyn, dich bewegen konnte, deinen Namen, deinen Stand zu verhehlen. O, geliebter, furchtbarer Mann, lade die Rache des Himmels nicht auf dich, dem du dein Angesicht, deine Worte, dem du Alles abgeborgt, um mein schwaches Herz für dich zu berücken! Denk' an die schreckliche Nacht des Blumenfestes, denk' an den Mord, der vor deinen Augen geschah! Vor dem Hochzeittage ereilt oft der Tod die bethörten Sterblichen! Das Liebchen haben sie vor Augen, die klingende Laute in der Hand, ein Lied auf der Lippe, Blumen unter den Füßen und einen Dolch im Herzen! Fürchte die Rache auch in den Hallen deiner Paläste! Beschäme mich nicht, mache mich nicht zur Lügnerin, wenn ich sage: du bist unschuldig! O Geliebter, denk' an die schwarze Gestalt des Unglücklichen in jener unvergeßlichen Stunde! Sie war uns eine warnende Erscheinung des Himmels oder ein schreckliches Gaukelspiel der Hölle!

Vittoria."

Giulio las diese Zeilen mit äußerster Bewegung. Einen Augenblick gedachte er nach Genzano zu fliegen, aber womit sollte er sich entschuldigen, wodurch abermals täuschen? Wie leicht konnte er dem Vater begegnen! Und durfte er Marien verlassen, die der Hülfe doch mehr bedurfte, die ein größeres Recht auf sein Herz hatte, gegen die er sich

tiefer versündigt? Er blieb; er wollte abermals gehen und blieb doch. Zuletzt schrieb er einen Brief; an jeder Zeile stockte er, seine Unbesonnenheit fing an, sich mächtig an ihm zu rächen; er hatte die Pflichten gegen zwei Wesen verletzt, und sah sich nun in der furchtbaren Nothwendigkeit, dies beiden zu bekennen und vielleicht beide dadurch zu verlieren. Seine Worte hüllten sich in dunkle Ausflüchte, er versicherte, daß er selbst kommen, daß er sich persönlich entschuldigen, daß er sich selbst richten werde!

Er überlegte hin und wieder, aber er sah kein Mittel, sich aus dieser Verwicklung von Pflichten zu befreien, die sich wechselseitig aufhoben. In jedem Wort Mariens gewahrte er einen Vorwurf, eine Warnung und sein aufgeregtes Gewissen fand überall neuen Stoff zur Reue. Der Grieche verließ ihn kaum einen Augenblick, suchte ihn zu zerstreuen, zu erheitern, spottete seiner Unruhe, seiner Verlegenheit, wiederholte die Versicherung, daß er den Verräther enthüllen werde, und ihm schien es ein leichtes, sich aus dieser drückenden Lage herauszuhelfen. Ihn zu zerstreuen, schlug er ihm eine Schnepfenjagd in Tivoli vor und Giulio ließ sich dazu überreden.

Beinahe hätte ihn der leidende Zustand, in dem sich Maria seit einigen Tagen befunden und der sich täglich zu verschlimmern schien, in Rom zu bleiben bestimmt. Seitdem er von Genzano zurückgekehrt war, seitdem er das gute Kind dem Abbate entrissen hatte, kam er täglich, es zu besuchen, aber nur bei nächtlicher Weile, in einen Mantel gehüllt und mit einem tüchtigen Degen bewaffnet, auf die Gefahr hin, daß etwa ein Abbate zu bestrafen wäre, oder geheime Nachstellungen ihn zur Vertheidigung nöthigten. Den Tag über unterhielt sich die unglückliche Maria mit häuslichen, wirthschaftlichen Geschäften, oder auch mit Lesen, denn der Prinz

brachte ihr Bücher und gab sich selbst die Mühe, des Abends da oder dort zu erklären, wo sie nicht verstand, wo ihre Kenntniß des italienischen nicht zureichte. Nun aber fand er sie zuweilen zerstreuter, unruhiger, als gewöhnlich; er fragte, er suchte etwas aus ihr herauszubringen, aber er bemühte sich umsonst, den Grund dieser innern Bewegung zu erforschen. Was ihn am meisten beunruhigte, waren Anspielungen von recht bitterer, schmerzlicher Wahrheit, Hindeutungen auf seine Treulosigkeit; wenn er aber in sie dringen wollte, so fand er nichts, als Dankbarkeit für seinen wohlthätigen Schutz, Anerkennung der vielen Opfer, die er ihr brachte und eine Art von Verzweiflung über die Unmöglichkeit, ihm so vieles auch nur etwas vergelten zu können. Mehrmals schien sie auf dem Punkte zu seyn, ihm ein Geständniß zu thun, aber sie bekämpfte sich immer wieder und schwieg.

Giulio eilte spät in der Nacht aus ihren Armen, und ritt mit Anbruch des Tages in Begleitung Demetrio's in die Campagna hinaus. Als er die albanischen Berge im Morgenduft herüberlächeln sah, kam ihm in den Sinn, nach Genzano zu reiten, aber der Grieche wandte alle Beredsamkeit an, um ihm diesen Gedanken auszureden. Ich will nicht sagen, sprach er, thut es Eurem Herrn Vater, nein, thut es Euch selbst, thut es Marien zu Lieb'. Was wollt Ihr für den Augenblick zu Eurer Entschuldigung vorbringen? Wird sie Euch nicht beschämen? Wartet nur noch einige Tage, Briefe sind unterdessen das beste und sicherste; seyd überzeugt, daß wir unsere Spione haben, die uns bis in's Bett, bis in's Reich der verborgensten Träume verfolgen. — Habt Rücksicht für Vittoria selbst; sicherlich hat sie der wüthende Eugenio auf's Aeußerste bedroht, und würde nicht säumen, seine Drohungen auszuführen, sobald Ihr seinen Willen

so unnachsichtlich verhöhnet. Laßt uns heute jagen, denn Ihr habt Zerstreuung nöthig, und morgen nach Rom zurückkehren.

Giulio fand, daß Demetrio Recht hatte, und man zog nach den Bergen von Tivoli hinüber. Lassen wir nun unsere beiden Jäger durch die Campagna streifen, und begeben wir uns nach den elysischen Bergen hinüber, denen Giulio mehr als einen Blick der Sehnsucht zuwarf.

Neben Vittoria's Haus befand sich ein kleiner Hofraum, über dessen Gemäuer sich ein reiches und üppiges Orangenlaub hinschlang, das zusammen mit etlichen Feigenbäumen und den schönen bis an die Loge des Hauses emporgerankten Weinreben diesem Plätzchen das Ansehen eines Gärtchens gab. Hier finden wir an dem Morgen, da unser Giulio nach Tivoli hinüberzog, die geliebte Genzaneserin mit Aufhängen der Wäsche beschäftigt, welche die Bewohnerinnen der römischen Gebirge so anmuthig schmückt. Sie spannte das Seil von dem hohen Treppengeländer des Hauses bis zu den Zitronenbüschen und Feigenbäumen hinüber, und sang, um den Kummer des Herzens hinweg zu scheuchen, eines der artigen Ritornelle, die unter dem Landvolk üblich sind. Wer sie so gesehen hätte, der hätte sich leicht an die holde Fabelwelt Homers erinnert, denn Nausikaa, die am Meeresufer mit ihren Dienerinnen wusch und das Herz voll naiver Liebessehnsucht hatte, war gewiß nicht schöner, als unsere Latinerin, deren Wuchs und Gesichtsbildung, ja selbst deren Tracht in die Vorwelt versetzte, um so mehr, als man auf der steinernen Treppe des Hauses über das begrünte Gemäuer in die Campagna hinwegsah, hier den grünen, sanften Hügel, auf dem Aeneas seine Stadt erbaute, und dort gar

das Meer vor Augen hatte, auf dem Ulyß irrte, und das blaue inselartige Vorgebirge, wo er die Zauberin Circe traf.

So war Vittoria beschäftigt, so sang sie nach Herzenslust ihre Rittornelle, als zwei weibliche Wesen oben auf der Loge erschienen und in den Hof herabsahen. Sie waren reich und vornehm nach römischer Weise gekleidet, und die eine, welche die Gebieterin der andern schien, trug einen blauen Shawl wunderbar anmuthig um den Kopf geschlagen. Vittoria stutzte und fragte zögernd, was den Damen beliebe. Seyd Ihr Vittoria? rief nun eine von ihnen, und als ein ja erfolgte: Wollt Ihr erlauben, daß wir ein Wort mit Euch reden?

Vittoria ließ ihre Wäsche und stieg die Treppe zur Loge hinauf, nicht ohne Angst, dieser neue überraschende Besuch möchte abermals Unglück über sie bringen. Sie begrüßte die Fremden übrigens freundlich, und lud sie ein, in's Zimmer zu treten.

Als sie innen waren, betrachtete die eine, jene mit dem blauen Shawl über dem Kopf, unsere Vittoria mit lebhaftem Affekt, so wie diese ihrerseits das feine schöne Angesicht der Unbekannten, obwohl mit einer Art von Scheu, anblickte. Man blieb sich so eine Zeit lang stumm gegenüber, bis endlich die Fremde, das Tuch vor dem Gesicht haltend, wie in einer Aufwallung von Scham oder Bestürzung, leise fragte: Ihr seyd also Vittoria? —

Diese stutzte, und sie mit großen Augen anblickend, versetzte sie: Und wer seyd Ihr?

Ihr seyd — fuhr jene fort, indem ihr beinahe die Stimme versagte, Ihr seyd — Giulio's — Giulio's — Geliebte —

Voll Erstaunen erhob sich die Genzaneserin, und sagte: Wann werden doch endlich diese quälenden Besuche aufhören?

— Wer seyd Ihr — was verlangt Ihr von mir? Wer gibt Euch das Recht mich zu befragen — etwa mein Unglück? —

O Gott, rief Maria, denn sie war es, o Gott! — Weiter brachte sie nichts hervor; sie bedeckte ihr Angesicht, sie schien zu weinen.

Vittoria war verwirrt, bestürzt, sie wollte sprechen, als die Fremde ihr Tuch vom Gesicht nahm, die Hände zum Himmel emporhob und mit überströmenden Augen ausrief: Ach Himmel! wie schön ist sie! Ich bin verloren, auf ewig verloren! O Giulio — warum hast du mich verrathen?

Vittoria wußte nicht, was sie denken sollte. Ein schrecklicher Verdacht, eine furchtbare Ahnung stieg in ihr auf, erbleichend sagte sie: Wär' es denn wahr, wirklich wahr, was der Prinz sagte — es wäre keine Verläumdung — kein Trug der Hölle — keine Schlangentäuschung boshafter Menschen — Donna — Ihr wärt vielleicht — Ihr —

Das unglückseligste Wesen bin ich auf dieser Erde, rief Maria, das Spiel eines entsetzlichen Schicksals — ohne Vater, ohne Mutter, ohne Heimath, ohne Gott! — Meere und Korsaren, alle Schrecken menschlicher Verworfenheit, der Glaube Eures Christus — die Treue Eurer Glaubensbrüder — der Stolz Eurer Prinzen — die Verführung Eurer falschen Männer — Eure Priester und Eure Heiligen — und endlich Eure Schönheit, Vittoria, ist das nicht genug, um eine arme, getäuschte, heimathlose Waise zu vernichten? Gott, was wird aus mir werden! Wo ist ein Ort, an dem ich Ruhe finde, wo ein Herz, auf das ich vertrauen darf, wo ein Gedanke, der mich nicht an mein Elend erinnerte?

Vittoria verstand wenig oder nichts, sie ahnte nur, daß sich ihr ein Geheimniß enthüllen werde, dessen Eröffnung sie schon so lange gefürchtet, und dennoch gewünscht. — Maria

schwieg im Uebermaß des Schmerzes, und bedeckte von neuem ihr Angesicht.

Jetzt nahm Felice das Wort, denn sie war die andere Fremde, und erzählte Vittorien die Geschichte unserer Ungläubigen, ihre Ankunft im Casino, die Liebe des Prinzen zu ihr, die Grausamkeit des Vaters, das Verlöbniß mit der Herzogin — die Verstoßung aus dem Hause, die Wuth Giulio's — das entdeckte Geheimniß, daß er noch eine Geliebte habe — die Verzweiflung Mariens — ihren Entschluß, sich zu überzeugen, Vittorien selbst zu sehen; sie schilderte das Alles mit so warmen, lebendigen Farben, so rührend und eindringend, das Bild der Leidenden in Thränen Zerfließenden, war so ergreifend, so erschütternd, daß Vittoria nicht wußte, ob sie sich selbst, oder Marien mehr beklagen, ob sie Giulio härter beschuldigen, und ihren eigenen Verlust im Anblick dieser Unglücklichen vergessen und verschmerzen sollte.

Das habt Ihr gelitten, gute Maria? rief sie endlich, sich zärtlich gegen sie hinüberbeugend — so hat er Euch verrathen, und so habt Ihr ihn geliebt? Und alles wäre wahr, buchstäblich wahr, was dieses Mädchen sagte? —

O nur zu wahr, rief Maria, nur zu wahr ist mein rettungsloser Untergang, nur zu wahr seine Treulosigkeit — nur zu verführerisch Euer Anblick, getäuschte, hintergangene Vittoria! —

Es erfolgte ein langes Stillschweigen, Maria war ihrem Schmerz hingegeben, und Vittoria schien mit einem Gedanken umzugehen, der ihr ganzes Wesen in Anspruch nahm. Auf die Erde blickend, spielte sie mit einem Rosenbande, das nach Albanerart ihren Arm verzierte. Endlich fuhr sie zusammen, als ob sie aus einem Traum erwachte, sah Marien lange mit tiefer Rührung an, ergriff dann ihre Hand, und sagte:

Das Schicksal hat uns in gleiche Leiden versenkt, liebe Freundin, glaubt aber nur, daß die meinen nicht milder sind, als die Eurigen. Sagt mir aufrichtig, liebt Ihr den Prinzen noch? —

Leider, stammelte Maria, leider noch. —

Wohlan, so schwör ich Euch bei allem, was uns heilig ist, bei'm Heiligsten, was wir kennen und haben, bei unserer Liebe zu dem Verräther, ich entsage ihm —

Ihr, Vittoria, Ihr wolltet das thun, Ihr könntet es — Ihr wolltet — wolltet mich retten? rief Maria, emporfahrend und Vittorien schmerzhaft entzückt anblickend.

Ich hab' es schon gethan, antwortete die Genzaneserin entschlossen! Wir sehen uns nie wieder, nie! Ihr habt meinen Schwur; seyd glücklich, wenn Ihr's vermögt, und vergeßt mich. —

Das seyd Ihr — ein Engel, rief Maria außer sich, auf die Kniee stürzend, und Ihr könnt es, Ihr wolltet es? — Nein! es ist nicht möglich, er muß Euch lieben, muß Euch nur desto mehr lieben, da Ihr entsagt — er kann mich nicht mehr achten, ich bin wie nichts gegen Euch — ich begreife, begreife, wie er Euch lieben mußte — wie er meiner vergaß. — O Vittoria, Ihr macht mich doppelt unglücklich, indem Ihr mich glücklich machen wollt!

Steht auf, Schwester meines Leidens, versetzte Vittoria, gegen einen Thränenstrom ankämpfend, der in ihr großes Lichtauge quellen wollte — laßt mich, vergeßt mich, traut auf mich, sucht mich nie wieder —

Aber, rief Maria, aber Ihr könnt nicht, könnt nicht —

Meine Hand gehöre einem andern. — Laßt mich, es ist entschieden, ich weiß, wie ich's zu machen habe — es ist nur ein Weg, den ich gehen kann, und ich will ihn gehen; er

ist hart und rauh, voll fürchterlicher Dornen, ja voll Blut — Maria, aber ich will ihn gehen, denn es ist der einzige — Giulio muß mich verachten, ich werde das Weib eines andern!

Maria schwankte. Da nahm sie Vittoria in ihren Arm und drückte sie mit männlicher Heftigkeit an den Busen; sie weinte, ihre Lippen, einst die Wonne des Treulosen, begegneten dem Kusse Mariens. — So lagen sie sich lange am Herzen, Maria lehnte das Haupt an Vittoriens Brust und benetzte sie mit brennenden Thränen, bis sich Vittoria ihr entwand, und sagte: Lebe wohl, Maria, dein Geliebter sieht mich nie wieder!

Damit ließ sie die beiden im Zimmer zurück, und eilte hinaus. Felice trocknete Mariens Augen, und mußte sie fast gewaltsam mit sich fortziehen.

In einer Stunde hatten sie Genzano schon verlassen, und kamen noch vor Abend in Rom an.

Maria selbst wußte so wenig, als unsere Leser, wer diese rührende Scene herbeigeführt habe. Schon mehreremal hatte sie Winke von Felice erhalten, die Entfernung des Prinzen, die öftern Reisen in's Gebirge betreffend, und zuletzt kam ihr ein Brief von unbekannter Hand zu, worin ihr im Ton der äußersten Theilnahme gesagt wurde, daß der Prinz ein Liebchen in Genzano habe; Name und Haus des Mädchens wurden bezeichnet, und sie selbst ermahnt, sich zu überzeugen.

Jetzt hatte sie keine Ruhe mehr, sie wollte selbst nach Genzano. Eifersucht, beleidigte Liebe und Unmuth trieben

sie, den Tag zu benutzen, an welchem Giulio in die Campagna ritt; Felice sorgte für einen Wagen, und Maria war kühn genug, allein allen Gefahren Trotz zu bieten. Der Advokat, in dessen Hause sie wohnte, wurde durch die Vorspiegelung getäuscht, daß Giulio mit Marien im tiefsten Geheimniß eine Zusammenkunft verabredet habe. So ging denn Maria in männlicher Verkleidung am Morgen aus dem Hause; der Wagen stand außen bei St. Giovanni bereit. In Genzano kleidete sich Maria um. Nach der Rückkehr sagte man dem Advokaten, der Prinz sey ebenfalls angekommen, und schärfte ihm noch einmal Verschwiegenheit ein.

Erst am Abend des folgenden Tages kehrte Giulio zurück, und begab sich mit einbrechender Nacht, in seinem Mantel gehüllt, zum Liebchen. Maria empfing ihn kalt, und blieb, den Kopf auf die Hand gestützt, sitzen, als ob sie bösen Humors, als ob er nicht zugegen wäre. Mehrere Fragen des Prinzen blieben unbeantwortet, bis er endlich empfindlich sagte: Du scheinst wenig Freude an meiner Rückkehr zu haben, Mariuccia! Welche Grille geht dir durch den Kopf, daß du so gar wenig bemerkst, mit welcher Ungeduld ich dir wieder zueilte?

Warum seyd Ihr auch fortgegangen, versetzte sie trübselig.

Du bist nicht klug, Mariuccia, kann ich denn immer bei dir bleiben?

O nein, das könnt Ihr nicht, ich weiß es wohl, das könnt Ihr nicht, Ihr müßt in die Campagna reiten, müßt auf die Jagd gehn, nicht wahr? nach Tivoli, oder nach Albano, oder — nach Genzano? —

Giulio, etwas betroffen, antwortete: ich war in Tivoli, und diese kleine Zerstreuung war mir sehr nöthig. —

Ist's auch gewiß, fragte Maria etwas boshaft, daß Ihr

in Tivoli wart? Ich glaube fast, daß Euch Genzano besser gefällt, daß Ihr lieber dort auf die Jagd geht! —

Ich komme von Tivoli, rief Chigi etwas unmuthig, was kann dir auch daran liegen, wohin ich reite?

O sehr viel, Alles, Prinz Giulio. — Nicht wahr im Gebirge drüben gibt es außerordentlich schöne Mädchen —

Was soll diese Frage? —

Ich meine nur so, Giulio, es fällt mir nur so ein — ich meine, es wäre möglich, daß Euch etwas ganz anderes in jene schöne Gegenden hinüberzöge, als die Schnepfenjagd —

Du bist nicht vernünftig —

Ja, wer weiß, ob Ihr nicht gar so ein anmuthiges Liebchen besucht, wenn Ihr auf die Jagd geht —

Ich war in Tivoli, rief Giulio höchst ärgerlich, hörst du, in Tivoli, und das sey dir genug! Aber ich dachte nicht daran, einen so quälenden Empfang zu erfahren, sonst —

Sonst wärt Ihr wohl noch nicht nach Hause gekehrt? Verzeiht mir, Prinz, auch ich habe meine trüben Stunden, und in der Einsamkeit, worin Ihr mich Tage lang laßt, steigen mir oft recht wunderliche, schwermüthige Gedanken auf.

Aus dieser Unterredung mußte der Prinz nothwendig Verdacht schöpfen, daß Maria etwas von einer Nebenbuhlerin wisse, oder wenigstens ahne. Wie wir aber gerne unwillig werden, wenn man uns über einem Fehler ertappt, den wir auf irgend eine Weise, wenn auch nur mit unserer Selbstsucht, entschuldigen zu können glauben; wie wir uns für gekränkt, für beleidigt halten möchten, wenn man uns beschämen will und das vollste Recht hat, es zu thun; so ging es auch dem Prinzen, und er verließ Marien rasch mit verstimmtem Gemüthe.

Noch hatte Giulio seinen Besuch nicht wiederholt, als ihm der Schäfer Garavaglia von Genzano gemeldet wurde. Was treibt diesen nach Rom und zu mir? dachte er; gewiß ein neues Schelmenstück, das ich erfahren soll!

Willkommen, Checco, rief er dem eintretenden Improvisatore entgegen; was bringt Ihr neues? Ihr seyd doch nicht gelaufen? —

Nein, antwortete Checco, bewahre mich Gott davor; wer einen Prinzen in Incognito zum Freund hat, der ihm den Esel loskauft, der würdigt die mütterliche Erde kaum eines verächtlichen Fußtritts. Darf ich ein Wörtchen mit Euch reden, Herr Piedro, oder Prinz Chigi, und zwar eines frisch vom Herzen?

Warum nicht, Checco? Ich bin noch derselbe, der ich war, als ich Euch am Blumenfest in der Osteria traf, und von Euch in Vittoria's Haus geführt wurde!

Weil ich denn doch einmal die Schuld von allem haben muß, eben weil ich Euch in jenes Haus führte, so wird es mir auch erlaubt seyn, daß ich mich ein wenig in Eure Angelegenheiten mische. Ich thu' es, bei'm Bachus! ungern, aber es ist nicht mehr zu ändern. Vittoria's Mutter hat mich leider zum Vertrauten all' Eurer Geheimnisse gemacht, so oft ich ihr auch sagte: Laßt mich, ich will nichts davon, ich will nichts wissen, ich kümmere mich nicht darum?

Der Prinz hieß ihn niedersitzen und unumwunden reden. Ja, wer hätte sich's auch gedacht, begann Checco, daß Ihr ein Prinz wäret. Aber was kümmert's mich? Ich muß mich nun doch einmal Eurer annehmen, und der Ritt von Genzano herein wäre mir sauer geworden, wenn ich nicht in Ariccia, in Albano und in der Osterie halb Wegs Rom eingekehrt wäre. Damit ich recht aufrichtig spreche, so muß ich

Euch zuerst sagen, daß Ihr Eure Sache schlecht gemacht habt. Verzeiht mir, ich spreche zu Euch, wie ich's in Genzano in der Schenke that. Aber was, bei'm Himmel! führt Ihr auch das Mädchen so an der Nase herum?

Der Prinz war nicht besonders über diesen Eingang erfreut, aber dennoch ließ er den Schäfer fortfahren.

Nun, Ihr seyd jung, versetzte Checco, und man muß Nachsicht mit Euch haben. Aber was wolltet Ihr denn mit Vittorien? Sie ist freilich zum Verrücktwerden schön, aber wolltet Ihr sie denn je heirathen, oder glaubtet Ihr, Ihr könntet sie auch ohne Sakrament haben? Nun, ich will Euch nicht predigen, ich will Euch nicht erinnern, daß so etwas einmal für allemal auch für einen Prinzen nicht angeht, ich will Euch nur die Nacht des Blumenfestes in's Gedächtniß zurückrufen, wo Ihr einen Menschen kennen gelernt habt, der zwar kein Prinz ist, aber dennoch von Vittorien geliebt wurde; einen Menschen, der keinen Bräutigam dulden konnte, und der ihn in Eurer Gegenwart und im Angesicht des Liebchens niederstieß; einen Menschen, der noch weniger dulden wird, daß Ihr ihm sein Mädchen, weiß der Himmel wie, weggefischt habt, ohne auch nur die geringste ehrliche Absicht aufweisen zu können. —

Was redet Ihr von dem verruchten Mörder, rief Giulio finster, von dem Unseligen, der dem Arm der Gerechtigkeit anheimgefallen ist —

O, Ihr irrt Euch gewaltig, versetzte Checco! Der Cerbera ist so frei wie Ihr!

Ist frei — ist frei? rief Giulio zusammenfahrend. —

Ei nun, eben darum komm' ich nach Rom. Man weiß, daß er mehr als einmal geheim bei Nacht aus dem Kloster wegschlich, und den weiten Weg von Palazzuolo nach Genzano

in Kapuzinertracht zurücklegte, daß er in Vittoriens Haus ging. — Doch was soll das? Jetzt ist er freigesprochen, und ich weiß, wem er's zu verdanken hat.

Und wem? fragte Giulio erschrocken.

Eurem Herrn Vater. Michaele hat mir Alles anvertraut. Ich würde Euch gewiß keine Sylbe davon gesagt haben, wenn ich's nicht so gut mit Euch meinte, wenn ich Euch nicht warnen und blutiges Unglück von Euch wenden möchte. Genug, Michaele ist frei, und —

Und Vittoria —

Heirathet ihn über kurz oder lang.

Der Prinz stand auf, sah den Schäfer an, und sagte endlich: Ihr habt zu viel Verse gemacht, Improvisatore, das Gehirn ist Euch verbrannt.

Meint Ihr? Prinz, ich rathe Euch, bringt Vittorien keine Serenade; Michaele ist frei, Michaele ist ihr Bräutigam!

Ihr seyd wahnsinnig!

Etwa weil ich zu einem Sinnverirrten rede? Und was habt Ihr auch dagegen? Könnt Ihr das Mädchen heirathen? Und Michaele dürft Ihr eben nicht verachten. Er ist ein guter, trefflicher Bursche, der seinem Liebchen bis zur Raserei gut ist. Wollt Ihr ihn verdammen, weil er seinen Nebenbuhler ermordet, oder weil er Euch im Wege steht? Ihr habt in beidem Unrecht, denn mit jenem Dolchstich hat er Euch eine gute Lehre gegeben, und mit dem andern erinnert er Euch an Euer Vergehen gegen Vittorien, und mahnt Euch, jene Lehre zu Herzen zu nehmen. Alle Welt! die Jugend ist wild und man hat einen brausenden Kopf; ich selbst liebte vor zwanzig Jahren ein schönes Mädchen in Ariccia, und habe einen ruchlosen Buben, den ich bei ihr traf, mein Messer durch den Leib gerannt. Glaubt Ihr, daß ein wüthender

Liebhaber vor Eurem Prinzentitel Furcht habe? Michaele gewiß nicht.

Giulio hörte das Alles mit steigender Bewegung an, indem er öfter halblaut wiederholte: Vittoria heirathet den Mörder Minicuccio's?

Und was ist nur wunderbares daran? Sie weiß, daß Ihr sie nie ehelichen könnt, und hält sich für zu gut, um Euch für etwas anderes zu gelten. Sie mag auch vor Eurem Herrn Vater und seinen Helfern Furcht haben, was weiß ich? So viel ist gewiß, daß Michaele den ganzen Tag bei'm Liebchen sitzt, und daß man von einer schleunigen Hochzeit spricht. —

Das thäte Vittoria — schrie Giulio, starr vor Wuth und Ingrimm, das wagt ein elender, dem Schwert entlaufener Mörder? So schwör' ich bei dem Gott, der eine solche fluchwürdige Hochzeit verhindern muß, wenn er gerecht bleiben will, daß ich es thun werde, falls seine Gerechtigkeit eingeschlafen ist. —

Lästert die Gerechtigkeit Gottes nicht, junger Mann, sondern hütet Euch, damit sie nicht auf Euer eigenes Haupt falle.

Eher soll er von meiner Hand verbluten —

Ruhig, Prinz Chigi, das soll er nicht. Wer hat Euch zum Richter über ihn gemacht? —

Meine Liebe zu Vittorien. —

Und worauf sich denn diese? Wie könnt Ihr sie entschuldigen, als mit Eurem fürstlichen Leichtsinn? Wie, wenn eben diese Liebe zu Vittorien gegen Euch spräche, wenn sie Rache verlangte, wenn sie den beleidigten Nebenbuhler vermöchte, den Richter über Euch zu machen? Prinz, ich bin wahrlich aus guter Absicht für Euch nach Rom gekommen, denn ich will Euch wohl, und glaubt mir, daß es mir keine

Freude macht, mich um Eure Angelegenheiten zu bekümmern. Ihr habt Liebeshändel mit unserer Vittoria angefangen, und ich sah dem Ding ungern zu, doch hab' ich geschwiegen, denn es geht mich nichts an. Jetzt hat sich Euer Name, Euer Stand und Euer Unrecht, Eure Verschuldigung kund gethan, Vittoria ist zu ihrer Pflicht zurückgekehrt, und Michaele, dem sie immer gut war, ist wohl werth, ihr Mann zu seyn, wenn sie auch gleich so schön ist, daß sie Euch wohl zur Falschheit verleiten könnte. Euer Vater ist gegen Euch, und er hat Recht, er droht Euch Gefahr, er droht Euch blutige Rache, und ich komme, um Euch zu warnen, um Euch zu bitten, Vittorien und wenn Ihr wollt, uns allesammt zu vergessen. Kein Mensch in Genzano weiß, daß ich nach Rom gegangen bin. Die Mutter Vittoriens wollte mich schon bereden, zu Euch zu gehen; aber einem Prinzen den Ruffiano zu machen, das thät' ich nicht mehr um alle Esel der Welt. Laßt darum die Leute drüben machen, was sie wollen, kümmert Euch nicht mehr um ihre Hochzeiten, so habt Ihr auch ihre Dolche nicht mehr zu befürchten.

Nein, rief Giulo, im Zimmer auf und ab rennend, nein, ich kann nicht, ich will nicht — und Vittoria, sagt mir, Vittoria —

Heirathet den Michaele Cerbera, wie ich Euch sagte —

Und dennoch, dennoch soll er sie nicht zum Altar führen, so gewiß noch ein Dolch für ein Menschenleben gefährlich ist. —

Wenn Ihr so sprecht, Prinz, so muß ich mich gegen Euch erklären. Ich versichere Euch, daß Ihr mit all' Eurer Wuth nichts ausrichtet, daß ich Michaele alles haarklein mittheile, daß Euer Vater im Moment davon benachrichtigt wird, daß man Euch zwingen kann, zuzulassen, was Ihr aus

Vernunft und freiem Willen, aus Reue über Euer Schelmenstück geschehen lassen solltet, und erinnere Euch an den Sänger in der Nacht des Blumenfestes, an den Kapuziner, der Euch auf der Loge erschien, und an den Bräutigam, der seine Braut zu vertheidigen wissen wird.

Giulio warf sich auf's Kanapee, raffte sich alsbald wieder auf, und schritt durch's Zimmer, dann faßte er Checco bei der Hand, und rief: Vittoria, sagt Ihr, Vittoria selbst will's so?

Nicht anders, als ich sagte —

Vittoria liebt den Mörder noch —

Liebt den Mörder, dessen Schuld nur die Liebe zu ihr gewesen, und vergißt den Verführer, der sie betrogen! Aber Prinz, ich werd' Euch lästig, und Ihr werdet es mir! Thut, was Ihr wollt! Was kümmert's mich! Ich habe mich genug um Euch geplagt, und muß nun zu meinem Esel!

Damit ergriff er seinen Hut, sagte Lebewohl, und ging. Giulio blieb erschüttert zurück. Er fühlte mit Schaudern, daß der sonderbare Schäfer Recht habe.

Nachdem dieser verschwunden, und er seine Fassung wieder gewann, hätt' er Alles gegeben, um ihn noch einmal zu sprechen; er schickte an's Thor St. Giovanni hinaus, und beschrieb den Improvisatore, aber umsonst. Checco war fort.

Zwei Briefe an Vittoria waren schon unbeantwortet geblieben, und er mußte nun glauben, daß sie den freigewordenen Cerbera, sey es aus einem neuerwachten Gefühl von Liebe, oder aus Rache gegen ihn, oder aus Ergebung in den Willen ihrer Mutter, oder aus irgend einem Grunde zu

heirathen versprochen habe. Was wollte er nun beginnen? Er fiel auf den Gedanken, den Griechen hinüber zu schicken, der ja doch einmal um Alles wußte, wiewohl sein Mißtrauen gegen ihn von Tag zu Tage wuchs, besonders, da er ihn einmal allein bei seinem Vater, wie es schien im Gespräch vertieft, getroffen. Demetrio wußte sich aber so geschickt zu entschuldigen, und Giulio bedurfte seiner so dringend, daß er's wagte, ihn mit einem dritten Briefe an Vittorien abzusenden, worin er sie befragte, ob der Improvisatore die Wahrheit gesagt habe. Demetrio schwur, diesen Auftrag pünktlich auszurichten, und zu untersuchen, wie Alles beschaffen sey, und wie man sich an Cerbera rächen könne.

In zwei Tagen kehrte der Grieche mit der Nachricht zurück, daß Vittoria's Hochzeit auf die nächste Woche festgesetzt sey. Der Bräutigam, erzählte er, kommt ihr nicht von der Seite. Als ich in's Zimmer trat, saßen sie beisammen, als ob sie Mann und Weib wären. Ich wußte nicht, wie ich mich benehmen sollte; ich hatte im Sinn, eine Ausflucht vorzubringen, als sich Vittoria erhob, und nachdem sie die Mutter gerufen, mit einem verlegenen Blick auf mich sagte: Wollt Ihr mit der Mutter vielleicht reden, hier ist sie! Ich entschuldigte, log, schwatzte, und ging. Heute früh nun traf ich sie allein. Die Mutter sagte, sie wisse nicht, wem mein Besuch gelte, und ich überreichte Euern Brief. Vom Prinzen Chigi? fragte das Mädchen. Nehmt ihn zurück ich erbrech' ihn nicht. Ich that beleidigt, verwundert, aber Vittoria lief davon, und ließ mich allein mit der Mutter. Diese sagte mir kurz und gut, daß ihre Tochter kommende Woche den Michaele heirathe, und daß sie sich sogleich an den Herrn Vater wenden werde, wenn Ihr Euch noch einmal unterstündet, sich ihr auf irgend eine Weise zu nähern.

Und sie entschuldigten sich nicht? rief Giulio empört. —

Nicht im geringsten. Ich ging hierauf, und suchte den Schäfer auf. Dieser aber gab mir eben so wenig Gehör. Ich nöthigte ihn in die Osterie, wo er drei Stunden lang Mora spielte. Ich zwang ihn zum Trinken, er blieb nüchtern; ich begann von Euch zu reden, er sang ein Ritornell; ich bat ihn um Aufschluß, und er improvisirte.

Und Cerbera, der Bräutigam? —

Begegnete mir auf der Straße, und sah mich mit einem grimmigen Blick an. Ich wünschte ihm einen guten Morgen, und er kehrte zurück, und sagte mir in's Ohr: Hütet Euch, wieder den Briefträger zu machen, ich könnt' ihm sonst die Antwort mit Eurem Blut besiegeln.

Und das wäre wahr? —

Geht ja nicht nach Genzano, um diese Ueberzeugung zu gewinnen, es könnt' Euch das Leben kosten.

Ich will sehen, was ich vermag, versetzte Giulio kalt und entschlossen. Ich schwöre aber, Vittoria soll diesen Cerbera so wenig heirathen, als ich die Herzogin Isabella.

Die Nacht durchwachte er in marternder Unruhe, bald gesonnen, Vittorien trotz ihrer unvergeßlichen Schönheit zu verachten und ihrer Heirath nichts entgegenzusetzen, bald sich an ihr zu rächen, und von dem Trotz des Bräutigams beleidigt, ihn fühlen zu lassen, wie überlegen er ihm sey. Kein Wunder war es deshalb, daß er seine Maria fast gänzlich vernachlässigte, daß er nur flüchtig bei ihr verweilte und sie beinahe lieblos behandelte, daß er gegen sie, wie gegen alle Welt, mißtrauisch wurde. Den Vater mied er, und wenn er ihm begegnete, so benahm er sich steif und kalt gegen ihn. Was ihn aber mehr als Alles drückte, das war die Wuth

gegen den unbekannten Verräther, den zu entdecken er bisher vergeblich bemüht gewesen.

Daß der Vater wisse, wo Maria wohne, schien ihm außer Zweifel. Eben daraus schöpfte er Verdacht, und ahnete einen durchgreifend fein angelegten Plan. Er entschuldigte selbst zuweilen Vittorien, und sah in ihrem Heirathsversprechen nichts als die Furcht vor dem Zorn Eugenio's, als die Wirkung seiner Anschläge; die Art aber, wie sie sich gegen seine Briefe, gegen seine Boten benommen, änderte gleich wieder die mildere Gesinnung gegen sie, er klagte sie der unverzeihlichsten Falschheit an, wüthete gegen ihr Bild, ob er es gleich nicht aus der Einbildungskraft vertreiben konnte, und ahnete nicht von ferne, welch' einen schönen, heldenmüthigen Entschluß die unglückliche Genzaneserin für Marien's Zufriedenheit gefaßt hatte.

Täglich wurde ihm Demetrio verdächtiger. Er wußte nun zuverlässig, daß er häufige Zusammenkünfte mit dem Vater habe, verschwieg aber seinen Verdacht, um ihn auf einmal zu entlarven. Auf der andern Seite leistete ihm dieser geheimnißvolle Mensch so viele wirkliche, mit Aufopferung verbundene Dienste, daß ihm sein Benehmen immer räthselhafter wurde.

Es fügte sich wundersam, daß er bei einer Prozession, der er mit Demetrio beiwohnte, abermals den armenischen Bischof sah, welcher ihm vor einiger Zeit auf dem Campo vaccino begegnete. Der ehrwürdige, weißbärtige Priester faßte Demetrio mit einem durchdringend scharfen Blick in's Auge, und Giulio sah seinen Begleiter wieder erblassen, und somit bestätigte sich der Argwohn in ihm, daß Demetrio in jedem Fall ein Mensch sey, auf dessen Haupt eine große Schuld laste.

Kennt Ihr den Armenier? fragte er, als sie aus der

Kirche heraustraten. Er betrachtet Euch immer, als ob er sich in Euch etwas ganz besonderes dächte.

Demetrio versetzte, daß sie möglicherweise sich in Griechenland könnten gesehen haben, daß er sich aber nicht erinnere, wo und wie. Giulio hingegen behielt es wohl im Angedenken, und behandelte ihn von nun an kalt und vornehm, vertraute ihm nichts mehr an, und gelobte, sich an ihm zu rächen, wenn es ihm gelinge, ihn zu entlarven.

Bald sollte er darüber schreckliche Gewißheit haben.

Die Unruhe trieb ihn von einem Ende der Stadt zum andern. Eines Abends — es war der letzte heitere unsers Giulio's — nachdem er den Griechen von sich entfernt hatte, wandelte er einsam durch die Ruinen des alten Roms, vor das St. Sebastiansthor hinaus, die appische Straße bis zum Grabgewölbe der Cäcilia Metella verfolgend. Die vielen Trümmer des Kastells, in dem sich zu Petrarcs Zeiten die stolzen Colonna's gegen die Päpste vertheidigten, erinnerten ihn nur an sein eigenes feindliches Verhältniß zu diesem Fürstenhaus. An dem Riesenthurm von Capo di Bove, wie die Landleute das Grab der Metella nennen, vorüber, gelangte er durch den Circus des Caracalla zum Bacchustempel.

Er befand sich der uralten Grotte nahe, wo nach der Fabel Numa Pompilius mit der Nymphe Egeria ein für das Wohl des heranwachsenden Staates so heilsames Liebeverständniß unterhielt, und mit ihr die trefflichsten und holdesten aller Kinder, weise und vernünftige Gesetze, zeugte. Er stieg den Abhang vom Bacchustempel hinab, und wandelte in dem einsamen, todtenstillen Thale zwischen den niedern Campagnenhügeln der Grotte zu.

In dieser wohlthätigen Stille, die auch kein Laut unterbrach, als das Murmeln der Quelle, die in der tiefen Höhlung der Grotte niederplätscherte, in dieser abgeschlossenen Wildniß, wo man die Nähe einer Stadt nicht ahnet und nichts um sich gewahrt, als traurige Hügel mit wenigen Büschen und Bäumen, dem fast vertrockneten Flüßchen Accia nach, worin einst das Bild der Cybele gewaschen wurde, im Hintergrund eine Mühle und der kleine Tempel der Fortuna muliebris, der an Coriolan erinnert, und östlich ein Stück vom frascatanischen Gebirge: in diesen schwermüthigen Umgebungen fühlte er sich zum erstenmal wieder ruhig.

Bin ich nicht ein Thor, sagte er zu sich selbst, auf einen alten Marmorblock gelagert, daß ich mich so von meiner Leidenschaft beherrschen lasse; daß ich mein Glück und meine Lebensfreude an einer Quelle schöpfen zu müssen glaube, aus der nur der giftige Strom der Zwietracht quillt? Was wollte ich mit Vittorien? Sey sie das schöne, große, herrliche Wesen, zu dem sich meine Phantasie hinaufträumte, oder das schwache Weib, das jetzt vor meinem beleidigten Herzen steht, warum sollt' ich nicht, wie der Schäfer, sagen, was kümmert's mich? Ja du hast nur zu Recht, glücklichster der Sterblichen! Du bist allein so glücklich, weil du so frei so selbstständig bist! Du hast keine Vittoria und keine Maria, du bist kein Chigi und hast nichts als einen Esel und ein Paar alte Poeten! Bist du nicht bei all' deinem Leichtsinn, bei all' deiner Armuth, deiner schlechten Haushaltung, deiner Liederlichkeit unendlich weiser und vernünftiger noch, als ich? Und bin ich nicht ein viel größerer Verschwender, als du? Wie hab' ich Haus gehalten mit dem meinigen? Das beste, ergebenste Herz unverzeihlich verrathen, Vater und Familie zu Feinden gemacht, mich einem Teufel anvertraut, den ich nicht einmal

entlarven kann, meinen Namen, meinen Stand, ja mein Herz und meine Ehrlichkeit befleckt! Wahrlich, was ist dagegen die Zerrüttung deiner Umstände, Improvisatore? Mit dreißig Scudi hab' ich dir dein Alles, deinen Esel wiedergegeben und deine Mandoline! Wer machte aber wieder gut, was ich verschuldet? Bei'm allmächtigen Himmel, ich bin es allein, der es versuchen kann, und ich will es!

Diesen Gedanken verfolgte Giulio bis in's einzelnste, und verließ mit einem männlichen, freilich allzuspät gefaßten Entschluß die heilige Grotte der Nymphe. Er ging dem Almo nach, zum Tempel und zur Mühle hinab, und kehrte in die Stadt zurück. Die Nacht überraschte ihn, eh' er auf's Campo vaccino kam.

Hätte der alte Chigi Giulio's Gedanken in der Grotte der Egeria gewußt oder nur geahndet, Alles hätte eine andere Wendung genommen. Aber leider, zum Unglück des beweinenswerthen Sohnes und zur lebenslänglichen Qual und Reue des Vaters, wußte dieser nur von der unmäßigen Wuth, mit der er die Nachricht von Vittoriens Verheirathung aufgenommen und von dem verwegenen Entschluß, sie verhindern zu wollen. Daraus ensprang das traurige Ende, das Schuldige und minder Schuldige, selbst die Unschuld in's Verderben riß.

Es kam der Tag, wo der Plan Eugenio's endlich mit Gewalt ausgeführt, alle Hindernisse beseitigt und der unglückliche Giulio gezwungen werden sollte, dem Willen der Familie nachzugeben.

Morgens empfing Marie, zu ihrem tödtlichen Schrecken, einen Besuch von Giulio's Vater. Der harte, stolze Mann

drohte ihr mit Schande und ewigem Gefängniß, wenn sie sich weigere, seinem Befehle Folge zu leisten. Von Stund an solle sie dem Prinzen entsagen, nie mehr mit ihm zusammenzukommen und sich von Rom wegbegeben, wogegen ihr der Vater an einem andern Orte Italiens die Mittel zu einem sorgenlosen und ehrenvollen Leben versprach. Ja, jene angedrohten Strafen würden unnachsichtlich erfolgen, wenn sie nur ein Wort davon gegen ihren Verführer verlauten lasse. Die Verzweiflung preßte dem armen Kinde das entsetzliche Versprechen aus, das je über seine Lippen kommen konnte, und der tyrannische Römer ließ sie ohne Bewußtseyn ihrer selbst, auf dem Bette zurück. Der Advocat befand sich nicht in Rom und seine Familie wurde streng bedroht, wenn sie den Besuch des Fürsten dem Sohne verrathen sollte.

Auf den Abend wurde eine große Festlichkeit im Palast Chigi veranstaltet, um Giulio zu Hause zu halten. Ahnungslos willigte er ein, die Gäste zu empfangen. Aber — wie wunderbar sind die Fügungen des Geschicks — kaum hatte sich die Gesellschaft versammelt, als sich — der armenische Bischof bei'm Prinzen melden und ihn um eine kurze Unterredung bitten ließ.

Giulio eilte hinaus und empfing den ehrwürdigen Orientalen in gespannter Erwartung.

Ohne alle Umschweife hub dieser sogleich von dem Griechen an: Ihr seyd in einem gefährlichen Irrthum, Don Giulio, wenn Ihr jenen Menschen für würdig haltet, mit Euch umzugehen. Ich hab' ihn endlich entdeckt, ich hab' ihn erkannt und bin gewiß, daß er das ruchlose Scheusal ist, das ich vor mehr als zehn Jahren in Constantinopel kennen gelernt habe.

Nun erzählte er Giulio, daß dieser Demetrio von Herkunft

allerdings ein Grieche von einer Insel des Archipels sey, daß er aber in Constantinopel seinen Glauben abgeschworen und den Turban genommen, daß er wegen schändlicher Verbrechen zum Tode verurtheilt worden, sich aber durch Flucht zu retten gewußt habe. Wo er sich seitdem aufgehalten, was er gethan und getrieben und wie er nach Rom gerathen, das wisse er nicht, daß er aber eine und dieselbe Person mit jenem verruchten Renegaten sey, darin habe ihn ein griechischer Priester bestärkt, der ihn ebenfalls wiedererkannt habe.

Es ist unnöthig, die Bestürzung, die Beschämung, die Wuth des Prinzen bei dieser Nachricht zu schildern. Genug, er dankte dem Armenier mit brennenden Worten, versprach ihn morgen aufzusuchen, ließ sich bei der Gesellschaft mit plötzlicher Unpäßlichkeit entschuldigen, eilte aus dem Hause und nach der Wohnung Demetrio's, den er aber nicht traf.

In halber Raserei den Dolch, der für den Schändlichen bereit war, durch die Lüfte zückend, flog er nach Mariens Haus und fand sie von Verzweiflung überwältigt, auf dem Sopha hingestreckt, während Felice ihre Habseligkeiten, ihre Kleider, ihren Schmuck, lauter Geschenke des Prinzen, zusammenpackte.

Felice erschrak dermaßen, als sie ihn herbeistürzen sah, daß ihr das Bündel, das sie in der Hand trug, zur Erde fiel. Was geht hier vor? was thust du, Mädchen? schrie Giulio; was ist Marien widerfahren?

Keine Antwort erfolgte, Felice floh hinweg und ließ ihn mit der Geliebten allein. Lange gab sie kein Zeichen des Lebens; er streichelte ihre Wange, drückte ihr wüthende Küsse auf den Mund und sie erwachte zusammenfahrend, wie bei'm Anblick eines Mörders.

Was ist's? rief Giulio, was ist dir, Herz? Was hat man dir gethan? Wo willst du hin? —

Maria sah ihn mit feuchten, erloschenen Augen an, ergriff seine Hand mit krampfhaftem Affekt und sagte: Auf ewig, auf ewig soll ich von dir lassen; das wollen sie, das muß ich — heute noch — in dieser Stunde noch! — Fliehe — laß mich, um's Himmelswillen, ich bin verloren, wenn sie dich hier treffen!

Du von mir? rief Giulio, sie mit beiden Armen männlich umfassend und vor sich hinhaltend, du heute noch von mir?

Ein höhnisches Gelächter, in das er ausbrach, zeugte von dem unnatürlich gereizten Zustand seines Innern.

Jetzt raffte sich die Osmanin auf, und stürzte sich ihm mit fürchterlichem Ausdruck in allen Mienen und Geberden zu Füßen. O, rette mich, rief sie, rette mich, Geliebter, rette mich vor dem Griechen!

Vor dem Griechen? rief Giulio entsetzt aus.

Vor ihm, Giulio, nur vor ihm! Er ist mein, er ist dein Todfeind, er ist unser Verräther, er ist die Kreatur deines Vaters, er wird uns unrettbar verderben! O fürcht' ihn, er ist ein gräßlicher Mensch! Giulio, laß mich's dir endlich bekennen, was ich bisher unter Höllenqualen verbarg, was ich weiß, seit du mich auf der Treppe in Fusano mit den Armen umfingst: es ist der Seeräuber, der mich von Palermo entführte, der mich meinem Vater stahl, dem ich entsprungen war und in dessen furchtbare Hände ich nun von neuem fallen soll! Er will mich wieder, er hat mich wieder, ich bin verloren!

Giulio blieb wie erstarrt stehen. — Und du, Maria? sagte er endlich, und du, warum verschwiegst du dies so lange? Warum mußt du diese Nacht mit ihm fliehen?

O, er drohte, mich und dich zu ermorden, er schwur einen gräßlichen Eid, es zu thun, wenn ich ihn verrathe; ich durfte

nicht sprechen, so sehr mir's den Busen sprengen wollte — nur warnen konnt' ich dich — ich zittere für dein Leben, ich kenne den Korsaren — schweigen mußt ich bis heute, und du hättest mich nie wieder gesehen, wenn dich mein guter Engel nicht eben in dem Augenblick hieher geschickt hätte, wo ich gezwungen war, dies Haus, und dich und Rom auf ewig zu verlassen —

Und wer — wer zwang dich? fragte Giulio bleich wie eine Leiche. —

O, wie kannst du fragen, dein fürchterlicher Vater. — Diesen Morgen — ich weiß nicht, wie mir die Zeit seither verschwand — diesen Morgen kam er, drohte mir Schande und Kerker, und —

Und du wolltest einwilligen?

O wärest du in dieser Stunde nicht gekommen, nie hättest du's erfahren, so wär' ich aus deinen Augen verschwunden, und deine Ruhe, dein Friede kehrte dir wieder! — Was liegt an mir — verloren bin ich doch —

Und er mein Verräther, er! schrie der Prinz, sich mit der Faust vor die Stirn schlagend. — O ich Wahnwitziger — ich Verblendeter!

Alles, Alles, mein Giulio, Alles hat er verrathen, rief Maria mit einem unsäglich zärtlichen Blicke, Alles — erräthst du, was ich meine?

Wie? fragte Giulio stutzend —

Auch dein — Maria stockte.

Auch mein —

Geheimniß in Genzano!

Giulio erschrak. Ist's möglich, ist's möglich? Und du —

Alles weiß ich, und ich selbst — o vergib mir — ich selbst habe deine Vittoria gesehen —

Sprichst du im Fieber, Weib? —

Nein, mein Giulio, versetzte Maria in erschütternd schmerzhaftem Ton, ich selbst war in Genzano — an jenem Tage, da du nach Tivoli —

Es ist nicht möglich —

Nach Tivoli gingst — der Grieche, der entsetzliche Grieche hatt' es so veranstaltet — und Vittoria, mein Herz, ich muß dir's sagen, Vittoria hat dir entsagt, nur aus Mitleid für mich —

Genug, sagte Giulio, es ist zu viel! ich fass' es nicht! genug, Maria! Ein andermal mehr, für jetzt laß mich gehn!

O wohin, Giulio, wohin? rief Maria, ihn mit beiden Armen umfangend — du willst mich verlassen, jetzt verlassen —

Du hast Recht, antwortete der Prinz; vergib, ich dachte nicht dran, mir schwindelt der Kopf, und dieser Dolch lechzet nach Blut!

O laß ihn mir, schrie die Geliebte, von Schauer gefaßt — Gott im Himmel, laß ihn mir! Ueberliefere den Verbrecher dem Arm der Gerechtigkeit, aber fliehe du ihn, er kennt das Mordgeschäft besser als du. — O bei allen Heiligen, hab' Acht auf dein Leben!

Indeß stürzte Felice herein, und rief: Sie sind da — sie sind da!

Wer ist da? rief Chigi, wuthentflammt den Dolch hervorreißend. —

Heiße sie fliehen, rief Maria, den Geliebten heftig umschlingend, heiße sie fliehen, sag ihnen, daß der Prinz hier ist — daß ich gerettet bin. —

Aber Giulio riß sich los, und eilte hinaus, wo er jedoch

nur einige Bediente traf. Er fragte nach Demetrio, aber der verschmitzte Bösewicht war bereits entflohen.

Er verweilte bei Marien die ganze Nacht unter tausend Gefühlen und Gedanken, die sich in ihm durchkreuzten! Die Entdeckung des Verräthers, die Vorwürfe, die er sich über sein Vertrauen zu ihm zu machen hatte, die verzehrende Glut der Rachsucht, die in ihm tobte, der Gedanke an Vittoria's großmüthige Aufopferung, die Nothwendigkeit, Marien zu retten, die Wuth gegen den Vater, das und noch unzählige andere Dinge konnten zureichen, ihn für die augenblickliche Gegenwart fühllos zu machen, und ihn bei ermattenden Kräften in einen Zustand von Stumpfsinn zu versetzen.

Endlich stand der Entschluß fest, des folgenden Tages sich mit Marien trauen zu lassen, und mit ihr auf immer von Rom hinwegzugehen.

Einem jungen Fürsten, wie Giulio, der ein keckes und abenteuerliches Leben liebte, konnte es nicht an ergebenen Menschen fehlen, die aus Interesse oder Anhänglichkeit ihm hülfreiche Hände zu seinen Unternehmungen boten. So ließ er denn etliche kommen, denen er eine große Belohnung versprach, wenn sie ihm den Griechen auslieferten, oder ihn wenigstens an einen dritten Ort mit ihm zusammenbringen könnten, denn daß der Prinz mit ihm in Todfeindschaft gerathen, das hatte der schlaue Verräther schon erfahren, und man konnte versichert seyn, daß er sobald als möglich entfliehen werde. Auch schickte er jemand in den väterlichen Palast, mit der Anweisung, ihm von allem Nachricht zu geben, was sich dort zutrüge.

Schon hatte er einen Priester bestellt, der ihn den Abend noch mit Marien trauen sollte, als gegen zweiundzwanzig Uhr ein Besuch eintraf, den er jetzt am allerwenigsten erwartet hätte: der Schäfer Garavaglia.

Was führt Euch hieher, Freund Checco? rief ihm der Prinz voll Erstaunen entgegen.

Der Genzaneser betrachtete erst ihn eine zeitlang, sodann Marien, die über seine Erscheinung keine geringe Unruhe zeigte, und hub an:

Manch' Lied hab' ich dir schon gesungen,
und immer ist's dir auch erträglich,
will's Gott in's falsche Herz gedrungen.

Doch weil's bei Spaß und Scherz geblieben,
so hast du mit uns armem Volke
auch nichts als deinen Scherz getrieben!

Weil Alles eitel ist auf Erden,
und weil du endlich mich gezwungen,
an deinem Wahnsinn irr zu werden,

So säum' ich auch fortan nicht länger,
und jener Thor, den du verhöhnest,
wird dir zum ernsten, ernsten Sänger!

Du liebst zu streifen und zu wandern,
nnd weißt, es folgen Lautenklänge
und Todesseufzer, eins dem andern!

Ein Stündchen, wenn die Sterne funkeln,
dem Liebchen! Nun, was ist's, doch denke,
solch' eine Nacht kann ewig dunkeln.

Giulio konnte sich eines kalten Schauers nicht erwehren, und unterbrach den Sänger. Was wollt Ihr, Schäfer, sagte er, was faselt Ihr von Tod und ewiger Nacht!

Herr Prinz der Tod ist so lang ein Spaß, bis er vor der Thüre steht, antwortete Checco; laßt Euch kurz in Prosa fragen: wo habt Ihr Vittorien?

Giulio starrte ihn an, ohne zu begreifen. — Vittorien? ich? fragte er — Schäfer! Schäfer! Ihr habt den Verstand mit den Schafen verloren, und ihn sicherlich um einen Spottpreis weggegeben.

Ihr seyd witzig, Prinz, entgegnete Checco, aber ich frage noch einmal, wo habt Ihr Vittorien? Chigi, Chigi, es kann Euch gefährlich werden, und ich möchte nicht, daß ich Euch ein Leichenlied singen müßte!

Maria erblaßte. Was ist geschehen? rief sie hastig, um's Himmelswillen, sprecht!

Fragt den Prinzen, wie man Mädchen entführt —

Ihr seyd wahnsinnig, Freund — rief Chigi — wer entführt Mädchen? was ist geschehen? wo ist Vittoria?

Der Improvisatore sah ihn vom Kopf zu Füßen an, unbeweglich vor ihm stehend und die Arme faltend. Endlich schüttelte er nach italienischer Weise den Kopf und sagte: Also Ihr wißt nichts davon, daß heute Nacht Vittoria mit Gewalt entführt und nach Rom gebracht worden? —

Ist's möglich, schrie Giulio, und wer, wer hat's gethan? Vittoria in Rom?

Prinz, Prinz, versetzte der Schäfer, ruhig den Kopf schüttelnd, die Sache wird ernsthaft. Man meint, Ihr habt's gethan!

Giulio sah Marien an. Urtheile du, sprach er, ob ich diese Nacht Vittorien gesehen. Die Geliebte erröthete und winkte zu schweigen; der Prinz aber, dem in diesem Augenblick ein schrecklicher Gedanke aufstieg, klopfte dem Improvisatore auf die Schulter und sagte: Aufrichtig gesprochen,

lieber Checco, ein Chigi kann's gewesen seyn, der Vittorien raubte, aber nicht ich — sondern mein Vater!

Der Schäfer schwieg mit Achselzucken.

Giulio bat ihn, zu erzählen. Er sagte, daß gestern einige Stunden nach einbrechender Nacht ein Wagen mit militärischer Begleitung vor's Haus der Vittoria gefahren, daß ein vornehmer Herr herausgestiegen und der Tochter befohlen habe, unverzüglich mit ihm nach Rom zu fahren; im Fall sie sich weigere, so drohte er sie fesseln und in den Wagen bringen zu lassen. Die armen verlassenen Weiber sahen keine andere Wahl, als sich in ihr Schicksal zu ergeben und der vornehme Herr gestattete es als eine Gnade, daß die Mutter die Tochter begleiten durfte. Ein Mädchen von zehn Jahren, welches sich zur selben Zeit im Hause befand, lief sogleich nach Michaele, aber der kam vor Mitternacht nicht von Velletri nach Hause. Heute früh, als er das Liebchen besuchen will, findet er weder Tochter, noch Mutter, und hört nur von ihrer gezwungenen Abreise in Gesellschaft des vornehmen Herrn. In zehn Minuten saß er schon auf einem Roß und flog davon. Ich, der ich den Vorgang von eben dem Mädchen hörte, setze mich zu Esel und trabe Rom zu, laufe in Euren Palast, frage nach Euch, treffe auf einen Mann, der mich hieher weiset, und höre, daß Ihr seit gestern Abend nicht mehr gesehen worden.

Giulio durchblickte leicht das ganze abscheuliche Gewebe des Planes, den der Vater gestern Abend ausführen wollte, er überzeugte sich, daß er es war, der Vittorien entführen ließ, und wollte dem Schäfer alles offenbaren; aber dieser fiel ihm in's Wort, und sagte: Ich will nichts von Euern Geheimnissen hören; was kümmert's mich? Das aber sollt Ihr mir sagen, wo Ihr Vittorien habt.

Giulio strengte alle Kraft der Beredsamkeit an, um ihn von seiner Unschuld zu überzeugen; er erwähnte des Griechen, und erfuhr nun, daß ihn der Schäfer mit Michaele in Rom gesehen. Indem kam jener Spion in den Palast gelaufen und verkündete, daß der alte Herr mit Demetrio in Begleitung eines zweiten verschlossenen Wagens nach dem Casino Fusano abgefahren sey.

Das wirkte mehr als Alles auf den Schäfer; man wurde eins darüber, der Alte führte das Mädchen nach Fusano, um dort seine Zwecke mit ihr auszuführen, und jetzt wurde ungesäumt beschlossen, ihm zu folgen.

Der Prinz sorgte für drei Pferde; Maria in männlicher Kleidung sollte mitreiten. Mit Einbruch der Nacht setzte man sich zu Roß. Der Improvisatore aber nahm den Prinzen vorher noch bei der Hand, und sagte in ernstem, gutmüthigem Tone: Ich will glauben, Don Giulio, daß Euer Vater der Räuber ist! Ich konnt' es auch nicht von Euch erwarten, darum wollt ich Euch vorher fragen. Nun geh' ich Euch nicht mehr von der Seite, und will die Gefahr abzuwenden suchen, die Euch droht. Eins leg' ich Euch an's Herz: Fürchtet den Mörder Minicuccio's.

Maria that blindlings, was man sie hieß. Vor dem Schäfer hatte sie ein innerliches Grauen, denn sie verstand nicht, was er wolle, sie erzitterte nur bei jedem seiner räthselhaften Worte, und ihre Seelenangst für den Prinzen stieg mit jedem Momente. Um Gotteswillen bleibe hier, gehe nicht fort, wenn du kannst, rief sie, den Geliebten umhalsend; ich hab' eine furchtbare Ahnung, mir graut vor dem Casino, mir graut vor der Nähe des Meeres — mir graut vor dem Griechen!

Es ist nicht möglich, daß ich bleibe; ich bin es meinem

Gewissen, meiner Ehre schuldig! Ich muß — Gott weiß, was Vittorien droht — ich bin die Ursache ihres Unglücks, meine Pflicht ist, sie zu retten, meine Schuld zu tilgen, und dann im nächsten Augenblick soll uns die Hand des Priesters für immer verbinden.

So sprach Giulio, von seinem Schicksal getrieben. Um aber den Vorauseilenden nicht unterwegs zu begegnen, schlug man den Weg rechts der Tiber ein, der heut zu Tage nach Fiumiccino führt, da man vermuthen konnte, der Vater werde die nächste Straße nach Ostia durch's St. Paulsthor gefahren seyn.

Man ritt so stark, als es Maria nur ertragen konnte, über all' die vielen Campagnenabhänge hin, durch die schaurige Einöde nach dem Meere zu. Der Himmel war sternhell und es wäre eine Freude gewesen, diesen Ritt an der Seite eines so schönen, so ergebenen Mädchens zu machen, wenn in der Brust der beiden Liebenden eine frohe Empfindung noch Raum gefunden hätte. Aber die Leiden einer so wilden, schmerzlichen Vergangenheit, das Gefährliche, Entscheidungsvolle, Schreckliche der Gegenwart und die Angst vor der Zukunft, ja die Ahnung eines gräßlichen Ereignisses stimmte beide so herab, daß sie kaum eine Sylbe sprachen. Gegen Mitternacht erreichte man den rechten Tiberarm wieder und die Ruinen des alten Portus, in der traurigen Umgebung einiger schwarzen Pinien, stiegen über die Campagna vor und der See des Trajan, oder die alte Meeresküste, wurde zur Linken sichtbar. Man eilte über die Tiber; die vielen Gräben, die unzähligen sich durchkreuzenden Gehege nöthigten sie, abzusteigen und zu Fuß zu gehen. Maria erbangte vor den wilden Büffeln, die da und dort, wie Ungeheuer der Nacht und der Schattenwelt, auf den öden Gründen weideten und unsere Wanderer anstarrten.

Der Schäfer sang Dutzende von Rittornellen, und diese einsame Stimme in der Todtenstille einer solchen Einöde machte zuweilen selbst auf Giulio's männliches Gemüth einen unheimlichen Eindruck. So schritten sie über die heilige Insel, die im Alterthum den Dioscuren geweiht war, immer nach der Richtung des schwarzen Thurmes zu, der jenseits des linken Tiberarms aus seinem Gebüsche in die Nacht emporgrauste.

Sie langten nicht ohne Klagen der schwächeren Begleiterin, endlich am Fuße des Flusses an. Aber wie nun übersetzen? Es stand zwar eine armselige Fischerhütte in der Form eines Zuckerhuts, so wie man sie in diesen traurigen Meergegenden findet, am Abhang des Strandes, aber sie war leer, und niemand zu errufen.

Es befand sich zwar ein Kahn unten, aber weder der Prinz, noch der Schäfer wußten ein Ruder zu regieren, und der seichte Fluß erforderte einen geübten, ortskundigen Mann. Sie setzten sich darum alle drei an der Tiber nieder, Giulio in schwere Gedanken versunken, auf die Fläche des Stromes blickend, der nur desto melancholischer wird, je näher er dem Meere kommt, in dem er vergehen soll, und der ein schwermüthiges Bild des Sterblichen ist, welcher so trauernd, so elend in sein Grab sinkt. Der Schäfer aber, für keinen trüben Eindruck offen, sang die heitersten Lieder zum andern Ufer hinüber.

Die Ungeduld des Prinzen wuchs mit jedem Augenblick. Eine verlorne Minute konnte vielleicht entscheiden. So nahe an Ostia, so nahe an dem unglückseligen Casino, und nicht hinüber können!

Zuletzt sprang er auf, und rief voll wilder Unruhe: Ich kann nicht länger bleiben; ich muß hinüber! Versuchen wir's, Checco! Ob wir da oder dort sterben, was liegt daran?

Um aller Liebe willen, rief Maria erschrocken, du bist außer dir! Gehe nicht hinüber — Gott! wenn es eine Warnung wäre, wenn der Himmel wie dein guter Engel zu dir spräche, zum letztenmal vielleicht — o diese fürchterliche Angst in meinem Herzen, diese schwarze Ahnung — es ist, es ist eine Warnung, Giulio! folge mir, widersetze dich dem Himmel nicht, der dich retten will!

Giulio sah über den Strom hinüber, er schwieg lange, da faßte er mit plötzlicher Bewegung sein Pferd am Zügel und eilte hinab.

Maria schrie auf, der Improvisatore rief ihm nach — Prinz Chigi!

Und was? entgegnete dieser.

Und wenn sie Recht hätte? —

So hat es Gott so gewollt, entgegnete Giulio mit Unruhe und sprang in die Barke.

So sey's denn, Unbekannte, versetzte der Schäfer, steigen wir ein! er ergriff sein Pferd, Maria bat, beschwor; umsonst!

Wir finden bei so vielen, selbst bei den größten Menschen, denen sich das Schicksal mehr geoffenbaret hat, als andern, daß sie in ihren letzten Augenblicken wie verblendet sind. Die ahnungsvolle Geliebte mußte folgen, und die Barke stieß vom Lande.

Unsere beiden Ruderer lenkten nach dem Thurme hinüber, Maria glaubte jeden Moment, zu versinken, und die augenblickliche Gefahr vertilgte die Ahnung dessen, was drüben erfolgen sollte.

Sie kamen glücklich zum andern Ufer und stiegen aus. Man mußte auch den übrigen Weg zu Fuß zurücklegen, denn nun umgaben sie die Trümmer des alten, in den Sarazenenkriegen zerstörten Ostia, das einst Roms weltbeherrschende

Flotten in seinem Hafen barg, und nun eine Reihe unordentlicher, selten erklärbarer, da und dort versunkener Ruinen und Schutthaufen ist. Unzählige riesenhafte Gräber glaubt man zu schauen, wenn man bei Nacht durch diese steinigten, auf= und abziehenden, oft in Gestrüpp und Gehegen sich verlierende Pfade wandelt. Vor allen Trümmern der alten Stadt ragt noch der Jupiterstempel nahe am Tiberufer mit seinen drei gewaltigen Wänden empor, und ist weithin in der Ebene der Campagna sichtbar. Das Schloß von Ostia dämmerte ungewiß im Sternenschein, und der zauberhafte seltsame Eindruck, den das einsame, nur von einigen Pinien umgebene Kastell in der Wildniß schon bei Tage macht, mußte sich besonders für die erhitzte Einbildungskraft unserer Liebenden, in dieser nächtlichen Todtenstille, in dieser Sternenbeleuchtung nur erhöhen.

Es erscholl Hundegebell; Giulio hielt an, aber sie trafen nur den Wächter einer armseligen Campagnenhütte in der Nähe von Ostia, und unsere Wanderer lenkten gegen den Pinienwald hinüber, hinter dem sie in der Stille der Nacht schon das Meer brausen hörten. Der Prinz beflügelte seine Schritte, endlich erreichten sie den bessern Weg, der nach dem Casino führt, und stiegen zu Pferde. Bald verschwand der ritterliche Thurm von Ostia hinter ihnen, und sie kamen am Canal des Parks an.

Jetzt fiel es dem Prinzen erst ein, daß dies eben kein Aufenthaltsort für Marien sey, und er gerieth auf den Gedanken, sie nach Ostia zurückzuschicken und von dem Schäfer begleiten zu lassen. Aber weder dieser, noch die furchtsame Geliebte wollte ihn verlassen, und so willigte er denn ein, Alles allein der Zukunft überlassend.

Den Park fand man verschlossen. Giulio rief, aber

umsonst. Maria sah darin abermals eine Warnung des Himmels, und fing von neuem an, ihren Freund zu beschwören, daß er ihrer Ahnung folgen und bis zu Anbruch des Tages warten solle. Aber er hörte nicht mehr, er schoß sein Gewehr los; in einigen Momenten vernahm man eine Stimme — es zitterte ein Licht, Giulio rief, befahl aufzuschließen, und ein Mann eilte gegen die Brücke und das Thor des Parks.

Das Thor öffnete sich, und unser Chigi sprang hinein. Der Mann verwunderte sich über die unerwartete abenteuerliche Erscheinung des jungen Prinzen, und der Zufall wollte, daß es einer von den Arbeitern war, welcher ihn wohl kannte. Ist Prinz Eugenio hier? fragte er mit Hast.

Es sind etwa zwei Stunden, daß er angekommen —

Und mit wem? —

Weiß der Himmel, wer's ist! Zwei Wägen voll Menschen! Ein albaner Mädchen und eine alte Frau, die wie verzweifelt that, und der Herr, der mit Euch einmal hier gewesen. So viel weiß ich, und weiter nichts —

Und was ist seither vorgefallen? —

Ei was weiß ich! es muß eine sonderbare Geschichte im Werke seyn; ich verstehe nichts davon, der Jäger hat mir nur gesagt, daß man das schöne Mädchen mit Tagesanbruch Civita Castellana zuführen wolle.

Der Prinz sah den Schäfer an, und sagte: Nicht wahr, Checco, das wird nicht geschehen? Das lassen wir nicht zu. Und seyd ihr nun überzeugt?

Garavaglia bejahte es durch Zeichen, und man eilte dem Casino zu. Ist Alles zu Bett? fragte der Prinz.

Der alte Herr hat noch Licht, und im Zimmer der Albaneserinnen ist's auch noch helle.

Jetzt führte Giulio seine beiden Begleiter in ein Gemach.

Kaum hatte er den Hut weggelegt, als der Vater schon herbeischickte und fragen ließ, was es gebe. Er liegt auf dem Bette sagte der Bediente, aber er hat noch nicht geschlafen, und ist wild, wie ein Eber!

Bleibt, bleibt, rief Giulio zu Marien und zu Checco; ich bin in kurzem wieder bei Euch. Checco, habt ein wachsam Auge auf sie! versteht Ihr mich? In diesem Schlosse geht's nicht mit rechten Dingen zu.

Damit stürzte er hinaus und flog nach dem Schlafgemach des Vaters, das er offen fand.

Der alte Herr erschrak und wurde leichenblaß. Er starrte den Sohn an, als ob er seinen Augen nicht trauen dürfe, und vermochte nichts hervorzubringen, als: Bei allen Teufeln, was wollt Ihr hier?

Eine kurze Frage an meinen Vater richten, anwortete Giulio. Komm' ich Euch etwa ungelegen?

Der Vater schwieg.

Machen wir's kurz, fuhr Giulio in höchst wunderbarem Tone fort; denn ich habe wenig Zeit zu verlieren. Lieber Vater, Ihr habt nicht gut gethan, das Mädchen zu rauben; Ihr seyd zu alt zu solchen Dingen und habt einen Sohn, der Euch auf die Finger sieht! Wir sind nur noch kurze Zeit beisammen, drum laßt uns in Frieden scheiden! Vorerst führt Vittorien wieder in ihre Heimath zurück, und das gleich morgen früh. Sie ist ja versprochen, und ich bin's auch. Sodann müßt Ihr dem Griechen, Eurem trefflichen Spion, kein Lager mehr in Eurem Hause geben, nicht einmal bei den Hunden! Ihr zürnt mir, daß ich in die ehrbarste und hübscheste aller Türkinnen verliebt bin, und Ihr habt's mit einem Renegaten, mit einem Korsaren, mit einem Mörder, Verbrecher, mit einem zum Tode verurtheilten Bösewicht zu thun?

Der Alte betrachtete ihn, wie einen Verrückten. Schließen wir Frieden, lieber Vater, begann Giulio wieder, es ist Zeit, es ist höchste Zeit! Brandmarkt Eure Seele, Euern Namen, Euer Haus nicht mit einer Schandthat, die ohne Gleichen ist! Laßt diese Vittoria ihrem Bräutigam — ich thu' es ja auch — denn ich habe schon das meine. — Zwei Dinge müßt ihr auf der Stelle thun: Vittorien gebt frei, und den Handlanger Eurer Frevel laßt sogleich fassen, überliefert ihn der Gerechtigkeit, oder ich muß bei einem gewissen armenischen Bischof Hülfe suchen, der den Seeräuber entschleiert hat; Ihr wißt, bei jenem, der mich letzthin besuchte, als Ihr mich zu Hause halten wolltet, um indessen Eure Schlachtopfer in Eure Gewalt zu bekommen. Wißt, lieber Vater, dieser ehrbare Hausgenosse der Chigi, ist derselbe Korsar, der unsere Zuleika ihrem Vater raubte, derselbe, der hier unser Casino mit seiner Bande anfiel, und weil er mit Feuer und Schwert nicht über uns siegen konnte, nun einen andern sehr beschimpfenden Triumph über uns gewonnen hat.

Der Vater hatte sich vom Bett erhoben, warf den Schlafrock um, und nachdem er einigemal durch das Zimmer geschritten war, blieb er vor dem Sohn stehen, faßte ihn in's Auge, und sagte: Seyd Ihr denn bei Verstand?

O ich bin's, rief Giulio, aber leider jetzt zu spät! — Er wollte fortfahren, aber der Vater zog die Klingel; es erschien ein Bedienter, und Eugenio sagte: Sogleich soll Demetrio zu mir kommen!

Giulio warf sich auf einen Sessel; beide schwiegen, der Vater ging wie außer sich im Zimmer auf und ab. Der Bediente kehrte zurück, und verkündete, daß Demetrio's Zimmer leer sey.

Seht Ihr's? seht Ihr's rief Giulio, seht Ihr's, daß es

zu spät ist? — Laßt den Griechen nicht entkommen; schickt Vittorien nach Hause, oder ich mache Eure Schande aller Welt kund. — Gott — was mir einfällt! Ich muß fort. Lebt wohl, lebt wohl, lieber Vater!

Giulio war der Gedanke aufgestiegen, der Bösewicht, dem ja doch jede Schandthat möglich zu seyn schien, könnte in demselben Augenblick etwas gegen Marien vornehmen. Er flog nach dem Gemache, wo er sie zurückgelassen und fand sie noch. Jetzt aber sollte der Grieche aufgesucht werden. Indem verkündete ein Jäger, daß er ihn aus dem Casino eilen und gleich darauf mit einem schwarzgekleideten unbekannten Manne um's Haus habe gehen sehen.

So ergriff er denn ein Schießgewehr, ein anderes gab er dem Improvisatore; die Geliebte schloß er ein und sagte: Gute Nacht, Maria! ich komme bald wieder.

Er hörte sie laut weinen, als er die Thür schloß. O Giulio — Giulio! rief sie, bleibe hier, bleibe bei mir, gehe nicht hinunter! — Lege dich schlafen, Kind, gab er zur Antwort, bald sehen wir uns wieder. —

Er rief ein halb Dutzend Männer zusammen und befahl ihnen, durch den Pinienwald zu streifen und jeden, den sie träfen, zu ergreifen, oder wenn er sich widersetze, zu tödten. Er selbst mit Checco wollte alle Winkel durchsuchen. Die Thore waren geschlossen; von einer Seite mußte den Verbrecher der Canal, von der andern das Meer hindern, es konnte nicht anders seyn, sie mußten ihn in ihre Gewalt bekommen.

Als sich Giulio im Freien befand, fing er an: Ich möchte doch Vittorien noch einmal sehen; gehen wir um's Casino herum, vielleicht hat sie noch Licht.

Checco folgte. Ihr Fenster ist hell! Dort, seht, Schäfer, dort ist sie eingeschlossen; wie wär's, wenn wir ihr riefen?

Bei Bacchus Blut! seyd Ihr vernünftig, Prinz? Wollt Ihr neuen Jammer bereiten?

Mich dünkt, es wäre herrlich, entgegnete Giulio, wenn wir ihr riefen! Die Nacht ist schön und ich fühle mich wohl. Schon dämmert's auch dort drüben über der Campagna; bald ist's Tag, bald ist's vorbei mit dieser Nacht! Vittoria! rief er laut zu dem hohen Fenster des alten Baues hinauf — Vittoria! Vittoria!

Prinz — die Serenade am Blumenfeste — flüsterte Checco.

Vittoria! rief Giulio abermals und das Fenster öffnete sich. Sey gegrüßt, liebes Kind! Ja du bist's! du bist's! ich sehe dich wieder! Fürchte dich nicht vor mir! ich bin gekommen, dich zu befreien und wir werden in Ruhe seyn, sobald der Tag anbricht! —

O Gott! — rief's oben — und die Gestalt, die am Fenster war, stürzte weg.

Vittoria! ertönt' es abermals von unten, nur einmal noch und wir sehen uns nie mehr in diesem Leben. Vittoria —

Zum zweitenmal erschien sie und Addio, Addio! klang's herab.

Addio! rief Giulio. — Die Waffe sank ihm aus der Hand und er streckte die Arme empor. — In diesem Augenblick stürzten zwei Männer hinter dem Bau hervor, und ehe sich's der unglückliche, dem schönen Bild am Fenster hingegebene Jüngling versah, fuhr ihm ein Dolch durch die Brust.

Die Serenade! schrie der Schäfer, die Serenade! Mord! Mord! — Er gab Feuer und einer stürzte, der andere floh.

Ein Schrei ertönte vom Fenster herab. — Der Prinz lag zur Erde, fürchterlich getroffen, in den letzten Zügen. — Man stürzte herbei; Licht wurde gebracht; mit Entsetzen sah

man Giulio im Blut schwimmen und — Demetrio lag in einiger Entfernung.

O, hab' ich's Euch nicht geweissagt? rief der Schäfer vor dem Prinzen knieend; die Serenade! die Serenade! Nun ist's zu spät — Gott sey mit Eurer Seele.

Giulio vermochte nicht mehr zu sprechen; er suchte nur dem Schäfer die Hand zu geben. — Jetzt eilte ein Jüngling mit fliegenden Haaren herbei. Ach arme, unglückselige Maria!

Sie sank an dem Verscheidenden nieder. — Die Türkin — die Türkin! — erscholl's von Mund zu Mund. — Sie vermochte nicht zu sprechen; sie rang die Hände, sie hatte keine Thränen mehr — ihre Ahnung war nur zu schrecklich eingetroffen. —

Da kam auch der Vater — todtenbleich, wie der sterbende Sohn. — Wo ist er? wo ist er? — stammelte er. — Er hielt sich an dem Arm eines Jägers — die Füße trugen ihn nicht mehr. — Mein Sohn! mein Sohn! fluche deinem — deinem Vater nicht! — weiter vermocht' er nicht — er kniete nieder, er fiel über ihn her — von einer Seite der Vater — von der andern das unglückliche Mädchen. — Giulio schlug die Augen noch einmal auf — Giulio! mein Giulio! — schrien beide — vergibst du mir? Sohn, mein einziger Sohn, stotterte Eugenio. — Giulio ergriff die Hand des Vaters und die der Geliebten, er legte sie zusammen; der Alte war besinnungslos in dem Augenblick, er wußte kaum, wem er die Hand reichte, und Giulio verschied.

Hülfe, Hülfe! so erscholl's jetzt hinter ihnen — Vittoria's Mutter — meine Tochter, o mein armes Kind! — Einige Leute folgten ihr. — Der Vater, die Geliebte lagen über dem Leichnam.

Da erschien ein Mann und drängte sich durch die

Schreckensgruppe. — Michaele! rief der Schäfer, ihn beim Arme fassend. — Aber der Mörder blieb kalt, warf ihn von sich und sagte: Ich bin Euer, ich fliehe nicht! —

Man ergriff ihn, man band ihn. — Doch wozu verweilen wir länger bei dieser traurigen Scene; wozu schildern wir die Verzweiflung der Liebenden, die Furien im Herzen des Vaters, den bedauernswürdigen Zustand Vittoriens, diese unwiederbringlichen Verluste, diese beweinenswerthen Folgen einer Leidenschaft, dieses Gemische von Schuld und Unschuld, von Liebe und Haß, von Aufopferung und Rache? — Werfen wir den Blick weg von dieser so vielfach geweissagten und doch nicht verhinderten Nachtscene. Wünschen wir dem unglücklichen Vater Frieden für sein blutendes Gewissen; der guten Vittoria Vergessenheit ihres Leidens in der Einsamkeit ihrer schönen, für sie nun so traurigen Heimath; unserer Maria Trost in dem bessern Theil, den sie erwählte, in der Stille eines Klosters; dem Rächer Vergebung seiner Sünde; dem Schäfer ein Ende, so glücklich, als sein Leben war, und folgen wir lieber dem geliebten Verschiedenen in die Ruhe einer bessern Welt, in der ihn keine Leidenschaft mehr in Schuld verwickeln, kein Vorurtheil im Genusse des Schönen und Guten stören und keine Bosheit in der Fülle eines höhern Daseyns unterbrechen wird! —

Friedrich Hölderlin's
Leben, Dichtung und Wahnsinn.

Es ist schon lange Zeit her, daß ich mir vorgenommen, der Welt etwas von Hölderlin's Vergangenheit, seinem jetzigen Leben, oder vielmehr Halb- und Schattenleben, und besonders von dem furchtbaren Zusammenhange mit jener mitzutheilen, und ich wurde von mehr als einer Seite durch Freunde seiner Muse dazu aufgefordert. Denn ein langer fünfjähriger Umgang mit dem Unglücklichen hat mich mehr als jeden andern in Stand gesetzt, ihn zu beobachten, ihn kennen zu lernen, seinem so wunderlichen Ideengange und selbst den ersten Ursprüngen und Ursachen seines Wahnsinns nachzuspüren. Ich gab mir mehr als andere Mühe, seine Launen zu ertragen, und während die wenigen seiner vormaligen Freunde, die ihn in seiner nun mehr als zwanzigjährigen Einsamkeit besuchten, nur ein paar Augenblicke verweilen mochten; sey es, daß ihr Mitleid zu rege wurde, daß sie von der Erscheinung eines so beklagenswerthen geistigen Verfalls sich zu tief erschüttert fühlten, oder daß sie schnell damit fertig waren, indem sie vermeinten, man könne nun schon

einmal kein vernünftiges Wort mehr mit ihm reden, und es verlohne sich der Mühe nicht, dem psychischen Zustand des Verwirrten einige Aufmerksamkeit zu schenken: so hielt ich keine Stunde für verloren, die ich ihm widmete, besuchte ihn ununterbrochen mehre Jahre lang, sah ihn oft bei mir, nahm ihn auf einsame Spaziergänge, in Gärten und Weinberge mit mir, gab ihm zuweilen Papier zum Schreiben, durchsuchte seine noch übrigen Schriften, brachte ihm Bücher, ließ mir vorlesen und bewegte ihn unzähligemal, Klavier zu spielen und zu singen. So wurde ich nach und nach an ihn gewöhnt und legte das Grauen ab, das wir in der Nähe solcher unfreien Geister fühlen, sowie er seinerseits sich an mich gewöhnte und die Scheu ablegte, die ihn von jedem ihm nicht ganz bekannten Menschen trennte. Ich hatte nun wohl im Sinne zu versuchen, ob es mir nicht gelänge, seinen jetzigen Geisteszustand zu zergliedern und die Entstehung dieser bedauernswürdigen Verwirrung seines Innern in einer strengern, wissenschaftlichern Form von den ersten Anlässen und Motiven herzuleiten und bis auf den Punkt hin zu verfolgen, wo das Gleichgewicht entschieden verloren ging; allein es wurde mit hundert andern flüchtigen Entwürfen im Drängen und Treiben eines allzu unruhigen Lebens vergessen. Nun, da mir der wunderbare schwermüthige Freund so fern gerückt ist, und das traurige Bild des Einsamen mir eben unter süßem, südlichem Lichthimmel untergegangen war, ist es eine seltsame Anregung, die ich vom Vaterlande aus erfahre,

wie ich aufgemuntert werde, meinen alten Vorsatz doch endlich einmal auszuführen. Ich widerstehe denn nicht länger, wiewohl ich mir nicht vornehme, eine philosophische Zergliederung von Hölderlin's Innerm zu wagen, sondern mich blos anheischig mache, die Beobachtungen und Bemerkungen schlechtweg mitzutheilen, welche sich mir im Umgang mit ihm aufdrangen. Freilich werden uns diese zuweilen nöthigen, ein wenig zu speculiren; allein wir werden uns immer innerhalb der Grenzen einfacher Beobachtung halten, keine psychologische Untersuchung, sondern eine schlichte Charakterschilderung entwerfen; und somit hoffen wir, den vielen, die für Hölderlin interessirt sind, die seine Muse schätzen und gern genaueres über ihn selbst hörten, einen nicht unangenehmen Dienst zu thun, wenn wir etwas von ihm erzählen und zeigen, wie sich dieser Geist verirrte, und wie er sich nun in und zu sich selbst sowie zu seiner Vergangenheit und zur Außenwelt verhält. Dabei müssen wir natürlich auch einige Worte über seine Poesie sagen, deren schönste und reifste Blüthen und Früchte endlich die so ehrenwerthen Dichterfreunde, Ludwig Uhland und Gustav Schwab, gesammelt, gereinigt und an's Licht der Welt gestellt haben. Da wir in der That nicht wissen, ob er nur noch am Leben ist *), indem wir schon seit Jahresfrist

*) Allerdings lebte er noch als der Verfasser diesen Lebensabriß 1830 für die Zeitgenossen nach Deutschland sandte, ohne wohl zu ahnden, daß Hölderlin ihn weit überleben würde, denn dieser setzt noch jetzt sein Pflanzenleben, in Tübingen fort.

durch weite Strecken von ihm getrennt sind, und da er bei einer nun wenigstens vierundzwanzigjährigen Abgeschlossenheit von aller und jeder Berührung mit Welt und Menschen fast nicht mehr wie ein Lebendiger zu betrachten ist, so wird es kein Verstoß gegen Gefühl und Schicklichkeit sein, wenn wir seinen Zustand öffentlich schildern. Denn wie seine Dichtung gehört auch sein Leben unserer Zeit, unserm Vaterland, unserer Kenntniß an; genug, daß wir uns hüten, dem Unglücklichen zu nahe zu treten, und daß uns die scheue, düstere Ehrfurcht vor der unbekannten Macht, mit der er sein lebelang gerungen, deren despotische grauenerweckende Kraft uns in seinen hinterlassenen Werken so oft als Gegenstand seiner Klagen und seines Kampfes entgegentritt, abhalte, mit ungebührlicher, ja frevelhafter Uebereilung ein allgemeines Urtheil über eine geistige Erscheinung zu wagen, die für uns am Ende doch ein Räthsel ist, wir mögen uns mit unserer Weisheit geberden, wie wir wollen, um sie in ihrem Wesen, in ihren Ursachen und Folgen zu zergliedern und zu beschreiben.

Wir theilen zuerst einiges über sein früheres äußeres Leben mit und hängen dem sogleich unsere Bemerkungen an, sobald wir etwas finden, was auf sein späteres Schicksal bezogen werden muß. Denn die Keime, die ersten Gründe und Ursachen desselben sind in den frühesten Entwickelungsjahren seines Lebens, ja gewissermaßen einzig und allein in der unselig feinen geistigen Organisation zu suchen, die bei allzu vielen Täuschungen, harten Ereignissen und traurigen Combinationen äußerer Umstände sie endlich in sich selbst zerstörte.

Friedrich Hölderlin ist im Jahr 1770 zu Neislingen in Schwaben geboren. Seine erste Erziehung scheint äußerst gut, zart, liebevoll und fein gewesen zu seyn. Hölderlin behielt immer eine große Liebe zu seinem Geburtsort und zu seiner Mutter, welche noch am Leben war, als ich Deutschland verließ. Die unendliche Zartheit mit welcher der junge Geist organisirt war, die edle, feine, tieffühlende, aber allzu empfindliche Natur, eine kecke, verwegene Phantasie, die sich von den frühesten Knabenjahren an schon in dichterischen Träumen wiegte und nach und nach eine Welt aufbaute, die der reifere Jüngling zu seinem bittersten Schmerze nur als

Geschöpf seines Innern und als schweren, schroffen Gegensatz zur wirklichen erkannte, ein äußerst lebendiger Sinn für Musik und Dichtkunst, das waren Dinge, welche sich bald in dem Knaben zeigen mußten, und welche, wie es scheint, durch eine zarte Behandlung der Aeltern gewartet, genährt und erhalten wurden. Schon die äußere Bildung Friedrichs war liebenswürdig über die Maßen; ein tiefes, glühendes, schönes Auge, eine hohe Stirne, ein bescheidener, geistreicher, unwiderstehlich einnehmender Ausdruck gewann ihm alle Herzen. Die Herzensgüte, der angeborene Adel, die warme, lebhafte Denk- und Empfindungsweise und eine natürliche Grazie machten ihn so angenehm, als seine Fassungskraft und seine hervorleuchtenden Talente Lehrer und alle Umgebungen mit den besten Hoffnungen erfüllten. Ein reiner Sinn und ein unbeflecktes, durchaus jungfräuliches Gemüth erwarben ihm Achtung und Liebe, sowie er diese denn auch noch in seinen spätern Jahren beibehielt, als er anfing aus dem lautern Quelle seines Innern zu schöpfen, als er sich entschieden der Poesie widmete, ja noch da, als schon ein harter Schicksalsschlag um den andern an der Zerstörung seines Geistes arbeitete. Hölderlin mußte rein und ohne Flecken in seiner fast weiblich sanften Seele bleiben, wenn er nicht untergehen sollte; für ihn konnten die wilden Vergnügungen, der taumelnde Rausch der Sinne nur Verderben und Tod seyn. Der Erfolg lehrte es.

Talentvoll, von dem besten Herzen, von den einnehmendsten Manieren, von der ausdrucksvollsten und gefälligsten Gesichtsbildung, konnte der junge Hölderlin nur gefallen und Alt und Jung an sich fesseln. Hätte man jetzt nach dieser glücklich gelebten Jugend den aufstrebenden Jüngling in eine Richtung gebracht, die seinen Neigungen und Wünschen,

seinen Träumen und Talenten angemessener gewesen, so wäre wohl sein Geist ewig klar geblieben. Allein es sollte anders werden. Hölderlin's böses Geschick führte ihn in ein Seminarium, worin junge Leute für das Studium der Theologie vorbereitet und erzogen wurden. Er wurde, wie er selbst in seinen spätern Jahren, ja noch zur Zeit seines Irrens sagte, von außen bestimmt und gezwungen, sich der Theologie zu widmen. Dies widersprach gänzlich seiner Neigung. Er hätte sich gern dem Studium der alten Literatur, den schönen Künsten, vorzüglich der Poesie, und auch der Philosophie und Aesthetik ausschließlich überlassen mögen. Nun mag es wohl auch die Art, wie man Wissenschaft und Sprachen treibt und lehrt, gewesen seyn, die unserm geduldigen besser begabten Jünglinge harte Fesseln anlegte. Man mag über dererlei Erziehungsanstalten sagen, was man will, so bleibt es immer wahr, daß dem einzelnen Lehrer zu viel Gewalt überlassen ist. Sieht man, wie oft ein solcher Lehrer von äußerst beschränktem Geiste, wenn auch von vielem Wissen ist; wie unklar, zwecklos, mit welchen Umwegen zum Ziele gearbeitet wird; wie man Alles erschwert; wie selten die Lehrer von hellem Kopf und Urtheil sind; wie wenig sie die Mittel verstehen, um die Jugend zu leiten; wie wenig sie Talent und Kraft haben, um aufkeimende Fähigkeiten zu wecken, zu nähren, auf guten Weg zu bringen; wie gänzlich solche Stubenmenschen mit dem Leben unbekannt sind; wie wenig sie den Menschen kennen: so kann man begreifen, wie es möglich ist, daß oft Talente von Bedeutung gänzlich irregeleitet und in Gefahr gebracht werden, nie mehr durch eigne Selbsterziehung verbessern zu können, was in frühern Jahren durch die Engbrüstigkeit und Unfähigkeit der Lehrer an ihnen verdorben wurde. Statt daß ein solcher im

Stande seyn sollte, jede Eigenthümlichkeit der Schüler herauszufinden und je nach der Beschaffenheit des Individuums so oder anders auf seine Receptivität zu wirken, macht er keinen Unterschied, sondern treibt die Zöglinge mechanisch auf eine Art zu einer Arbeit an, als wenn sie nichts als gleichgebaute Uhren wären, deren Stahlfeder des Lebens man nach Belieben aufzöge. Diese traurige Erfahrung mag auch auf das ohnedies so verletzbare und empfindliche Wesen unsers jungen Dichters gewirkt haben. Jedoch studirte er mit Eifer die alten Sprachen, gehörte zu den Besten und war besonders für das griechische eingenommen.

Der Zufall fügte es, daß ich von einem artigen Geschichtchen hörte, das Hölderlin in dieser Zeit vielfach bewegte. Die Mutter eines Freundes von mir erzählte diesem einmal von einer Neigung, die der junge, schöne, liebenswürdige Hölderlin zu ihr gehabt, als sie noch halb Kind gewesen. Wiewohl im Kloster, nährte das reizbare Gemüth des sechzehnjährigen Jünglings doch eine zarte Flamme für das Mädchen; es war ihm wieder gut, und sie kamen oft in einem hübschen Garten zusammen. Dieses geheime Verhältniß beschäftigte seine Phantasie aufs lebendigste und nährte und erfüllte ihn mit jenen süßen Empfindungen, welche uns die Jugend so reizend verzaubern und verschönern. Hölderlin's Empfindungsweise, seine Natur, sein ganzes Wesen wurde dadurch nur noch gefährlicher verfeinert und verzärtelt. Seine Poesie aber erhielt Nahrung und Leben.

Jedoch waren seine Gedichte nur Nachahmungen und uneigenthümliche Hervorbringungen; es scheint, daß er Schiller und Klopstock vor sich hatte.

Die Erzeugnisse während seiner Universitätsjahre haben schon einen eigenthümlichen Charakter. Die Begeisterung

für das griechische Alterthum, das Studium der alten hellenischen Meisterwerke gaben ihnen einen gewissen Ton, wie selbst seine späteren und vollkommneren haben. Seine ganze Seele hing an Griechenland, er saugte mit unbefriedigter Begier an jenen Quellen reiner Schönheit, an jenen Producten der gesundesten Natur, der einfachsten Denkweise, des großartigsten Ehrgeizes. Hölderlin selbst war nicht wenig erfüllt von Ruhmbegierde und trug den Kopf voll Entwürfe, seinen Namen bekannt und unsterblich zu machen und sich zunächst aus diesem beengenden Wirkungskreise, aus diesen für ihn so widrigen und spannenden Verhältnissen zu befreien. Der Umgang mit talentvollen Männern, mit strebenden Jünglingen befeuerte seine Ungeduld. Er faßte den Gedanken zu seinem „Hyperion", schrieb auch etwas daran, was jedoch später gänzlich verändert wurde. Das Stück, welches in Schiller's „Horen" abgedruckt ist, hat auch nicht eine Zeile von dem spätern „Hyperion." Man sieht daraus, wie lange er dieses Gedicht in sich herumtrug, und es ist hier am Ort, zu bemerken, daß er nicht schnell arbeitete, daß er nicht ohne Noth sich von seiner Geburt losrang, daß er seinen Gedanken oft mehrmals, und immer in anderer Wendung und Form zu Papier brachte, bis er glaubte, daß er nun am reinsten und vollkommensten ausgedrückt sey. Dies erhellt aus seinen Papieren, wo man dasselbe Gedicht ein halb Dutzend mal, und immer verbessert, finden kann.

Seine Universitätsgenossen schätzten ihn sehr, wiewohl sie ihn wunderbar und zuweilen allzu zart und melancholisch fanden. Hölderlin war übrigens nicht ungesellig, wenn er auch sich wenig unter die wilde Schaar der Studenten mischte. Manchmal, wurde mir erzählt, konnte er sich wochenlang zurückziehen, und er unterhielt sich alsdann fast einzig mit

seiner Mandoline, zu der er sang. Er klagte viel und schmerzlich, und Leiden einer allzu zärtlichen, sentimentalen Liebe, Eifer und ungestümer Drang nach Ruhm und Ehre, die Gehässigkeit seiner Lage, die Abneigung gegen sein Facultätsstudium konnten wohl das einzige seyn, was ihn bis jetzt zu Klagen nöthigte, wenn es nicht mehr als Alles dies seine allzu kindliche, schwächliche, gereizte, weichnervige Natur war, die ihn zu offen für jeden Eindruck, zu nachgiebig gegen rauhe und trübe Ereignisse machte. Er gewöhnte sich nach und nach an, mit dem gesammten Zustand aller menschlichen Dinge, wie sie heutzutage sind, unzufrieden zu werden, und schöpfte außer der Bildung, die er aus dem Studium der Alten gewann, noch eine für ihn nur zu gefährliche, unnatürliche Verachtung der Mitwelt aus der Quelle, aus der so manchem Gesundheit und frischer, ewig heller Sinn hervorgegangen.

Diese ausschließliche Verehrung der Griechen hatte sofort auch Unzufriedenheit mit dem Lande zur Folge, wo er geboren ward, und brachte endlich jene Ausfälle gegen das Vaterland hervor, die wir im „Hyperion" finden, und die für mein Gefühl so empörend sind.

Wir sehen in diesem allmählig immer feindseligern Verhältnisse, in das er sich zur Welt stellte, und das ihm gar nichts weniger, als natürlich war, schon die ersten Anlässe zu dem traurigen Zustande, der sich auf diese Weise schon in der Blüthe seines Lebens, unter Umständen, die allerdings für seine Phantasie, für seinen Stolz, seinen Ehrgeiz, seine Traumwelt nichts reizendes hatten, die aber keineswegs unglücklich und unerträglich waren, ehe nur etwas erhebliches gethan und geleistet worden, trotz einer Zukunft voll weiter und schöner Hoffnungen allmälig vorbereitete. Hätte er einen

Reichthum von Humor, hätte er Witz und jene glückliche Gabe gehabt, sich, und Welt und Menschen zu parodieren, so würde er ein Gleichgewicht für die Seite besessen haben, die ihn unabwendbar dem Verderben entgegenführte: aber seine Natur war nicht damit ausgestattet, seine Muse konnte nur klagen und weinen, ehren und preisen oder verachten, aber nicht im heitern Scherze spielen und stechen.

Indessen dachte in dieser Zeit noch keine Seele daran, daß dem schönen, herrlichen Jünglinge ein solches Alter voll Jammer bevorstehe, und Friedrich von Matthisson sagte oft, daß er nicht wohl einen angenehmern und einnehmendern jungen Menschen gesehen, als Hölderlin etwa um diese Zeit war.

Wie weit sein „Hyperion" schon auf der Universität gedieh, konnte ich nie gewiß erfahren. Sicher ist nur, daß der Gedanke, der Entwurf und einzelne Stücke dieser Epoche seines Lebens angehören. Manche lyrische Gedichte, die am Ende zu Stande kamen, zeigen schon ganz die volle, reine, schöne Seele seiner vollendetern, jener eigenthümlichen, so tiefen und rührenden Bilder, jene flammende frische Liebe zur Natur und ihren ewigen heiligen Freuden, sind aber auch schon erfüllt von Schicksalsideen und erregen düstere Besorgnisse durch die gesteigerte, oft überspannte Empfindungsweise, in die ihn sein reizbares, wunderliches Wesen hineinzog, trotzdem, daß es immer die Natur war, die er verehrte und anbetete.

Nach Vollendung seiner Studien verließ er Würtemberg und ward Hofmeister in einem angesehen Hause in Frankfurt. Ein junger Mann, der Ansprüche aller Art machen konnte, von einem unermüdet strebenden Geist, den empfehlendsten körperlichen Eigenschaften, Dichter und Musiker: so

konnte es nicht fehlen, er mußte sein Glück machen. Die Mutter seiner Zöglinge, ein junges Weib, wie es scheint, von schwärmerischer Seele, und feurigem, lebendigem Gemüth, fühlte die Macht der Liebenswürdigkeit in dem leidenschaftlichen jungen Manne nur allzu sehr, und es währte nicht lange, so hatte Hölderlin's Flöte, Klavierspiel und Mandoline, sein zärtliches Lied, seine Sentimentalität im Umgang, seine artige, feine Person, sein schönes Auge, seine Jugend, sein ungewöhnlicher Geist und sein ausgezeichnetes Talent das phantasiereiche, für alle diese Vorzüge gleich empfängliche Weib bis auf den höchsten Grad entzündet. Hölderlin liebte gleich stark, gleich schwärmerisch; sein ganzes Gemüth gerieth in Brand und Glut. Noch zu Zeiten seines Wahnsinns, wohl nach mehr als zwanzig Jahren, wurden Briefe bei ihm aufgefunden, die ihm seine geliebte Diotima geschrieben, und die er bis jetzt verborgen gehalten. Der junge Enthusiast spannte seine Kräfte bis zur überschwenglichsten Exaltation, seine Tage verflossen in diesem Liebeswahnsinn. Die höchste Gedankenwelt Platon's erfüllte ihn; er verließ die Wirklichkeit, schmachtete in einer träumerischen, genußvollen Gegenwart und bereitete sich eine entsetzliche Zukunft.

Dieses Liebesverhältniß, von beiden Seiten mit gleicher Leidenschaft betrieben, konnte nicht lange währen, und Hölderlin mußte endlich auf eine höchst unangenehme Weise das Haus verlassen, da es der Gemahl seiner Diotima bemerkte. Hölderlin's Schmerz war unsäglich; der verwöhnte, im süßen Sinnenrausch einer so sublimen Liebe verzärtelte Jüngling mußte ins rauhe Leben hinaus. Doch wurde noch nicht Alles unterbrochen, man unterhielt noch einen Briefwechsel, man verabredete, sich zu gewissen Zeiten in einem Stern zu finden, den man in demselben Augenblick ansah, und man

kam sogar auf einem Gute Diotima's noch zusammen. Aber Hölderlin hatte doch einen Riß in seinem Innern, der immer gefährlicher wurde; sein Gemüthszustand war von nun an mehr als je exaltirt, seine Klage bitterer und reicher, je mehr sie einen wahren Gegenstand für ihren Schmerz hatte, und es war nun allein noch die Befriedigung seines auf den höchsten Gipfel gestiegenen Ehrgeizes übrig, die ihn hätte retten können.

Sein „Hyperion" wurde vollendet: eine Dichtung, über die wir nichts sagen, weil sie jedem vorliegt. Nur sei es uns vergönnt, zu erinnern, daß in ihr ein dumpfer, fürchterlicher Schmerz vorherrscht, und daß seine ganze poetische Welt von einem drückend schweren Nachthimmel überhangen ist. Es lassen sich auf jeder Seite beinahe einige Gedanken finden, die gleichsam Prophezeihungen seiner eigenen schrecklichen Schicksale sind. Jede Blume darin neigt ihr Haupt. Trotz der allebendig schönen Bilder und der glühenden Liebe zur Natur, zur Vorwelt und zu Griechenland ist der Geist dieses Romans, oder vielmehr dieser Sammlung lyrischer Gedichte, eine tiefe unheilbare Krankheit, die selbst aus der Schönheit einen tödtlichen Stoff zieht, ein unnatürliches Ankämpfen gegen das Verhängniß, eine wunde Sentimentalität, eine schwarze Melancholie und eine unselige Verkehrtheit, mit welcher der Dichter sich gewaltsam in den Wahnsinn hineinarbeitet.

Hölderlin kam nun nach Weimar und Jena, eben als sich der großen Männer so viele daselbst aufhielten. Er glühte von Ruhmbegier, von Drang, sich auszuzeichnen. Seine vollendetsten Gedichte fallen in diese Zeit. Ein so seltenes Talent, verbunden mit der Grazie seiner Erscheinung, konnte nicht anders als Eindruck machen. Jetzt kam Alles darauf

an, daß sein Ehrgeiz befriedigt wurde. Wund, wie er war, gereizt und erbittert, konnte er es nicht tragen, wenn ihm Hindernisse in den Weg traten. Man sagt, daß seine geliebte Diotima durch Verbindungen, die sie mit einigen angesehenen Männern hatte, für ihn wirkte. Der edle Schiller hatte ihn äußerst lieb gewonnen, achtete sein Streben ungemein und sagte, daß er weit der talentvollste von allen seinen Landsleuten sey. Er suchte ihm gutes zu thun und zu einer Professorstelle zu verhelfen. Wäre das geschehen, so hätte Hölderlin einen bestimmten Wirkungskreis gehabt, er hätte sich beschränken lassen, wäre gesund geworden, wäre nach und nach erstarkt, seine geistige Ueberspannung hätte nachgelassen, er wäre nützlich geworden, und ein Weib an seiner Seite hätte vollends jede unnatürliche Richtung seiner Gemüthskräfte zerstört und ihn gelehrt, wie man leben, arbeiten und sich behelfen müsse, wenn man mit Menschen menschlich leben wolle. Aber Hölderlin's unglückliches Schicksal und die Mißgunst seiner Feinde lenkte es anders. Es wurde ihm ein anderer vorgezogen, und er sah sich hintangesetzt. Man sagt, daß ihm Göthe nicht gut gewesen. Dies scheint wahr zu seyn, denn so oft ich von Göthe mit ihm zu sprechen anfing, wollte er ihn schlechterdings nicht kennen, was bei ihm immer der Ausdruck einer feindlichen Gesinnung ist. Schiller's dagegen und vieler anderer Männer erinnerte er sich oft.

Dies war ein entscheidender Schlag für Hölderlin's ganzes Wesen. Er sah seine besten Hoffnungen vereitelt, fand seinen Stolz, sein lebhaftes Selbstgefühl beleidigt, sein Talent, seine Kenntnisse hintangesetzt, seine Ansprüche als unzulänglich erklärt und fand sich abermals wieder aus dem Traum einer wirksamen, thätigen, glücklichen Zukunft, als ein

einsamer, verlassener Pilgrim in ein Leben hineingestoßen, für dessen Unglimpf er kein starkes Gegengift in sich hatte, dessen Unbill zu ertragen er viel zu weichlich, viel zu zart eingerichtet war.

Er kam nun in die Schweiz, wo er Lavater, Zollikofer und andere kennen lernte, dichtete kräftige, schöne Lieder und entwarf auch den Plan zu einer Tragödie. Sie auszuführen konnte ihm aber nie möglich werden; denn es ist wohl unbestreitbar, daß sein poetisches Talent kein dramatisches, sondern ein rein lyrisches war. Auch die Philosophie beschäftigte ihn, und die beginnende schelling'sche Lehre scheint großen Eindruck auf ihn gemacht zu haben, wie er mir denn unter dem unverständlichsten Wortschwall später zuweilen von Kant und Schelling erzählte. Es hatte sich seiner aber schon eine tiefe Melancholie bemeistert, so daß er die Menschen floh, sich einschloß, seiner Trauer überließ und so gleichsam mit Fleiß und Absicht jenem Zustande vorarbeitete, der nicht länger mehr ausbleiben konnte, wenn nur auch eins hinzugekommen wäre. Ich meine das verzweifelte Unternehmen, sich im Sinnentaumel, in wilden, unordentlichen Genüssen, in betäubenden Ausschweifungen zu vergessen.

Das blieb nicht aus. Hölderlin ward abermals Hofmeister, und zwar in Frankreich. Er konnte unmöglich ein wüstes Leben ertragen. Er war für ein reines, geordnetes, thätiges Leben geboren, seine geistige und körperliche Natur mußte zu Grunde gehen, wenn er besinnungslos genug war, nun genießen zu wollen, ohne zu fühlen, wie er vorher fühlte, ohne zu genießen. Es währte kurze Zeit, so gerieth sein Geist durch die Schwächung eines so unordentlichen Verhaltens dermaßen aus den Fugen, daß er Anfälle von Wuth und Raserei bekam.

Auf eine unerklärbare Weise, plötzlich und unvermerkt, ohne Geld und Habseligkeiten, erschien er in seinem Vaterlande. Matthisson erzählte mir einmal, daß er ruhig in seinem Zimmer gesessen, als sich die Thür geöffnet, und ein Mann hereingetreten, den er nicht gekannt. Er war leichenblaß, abgemagert, von hohlem, wildem Auge, langem Haar und Bart und gekleidet wie ein Bettler. Erschrocken steht Matthisson auf, das schreckliche Bild auffassend, das eine zeitlang verweilt, ohne zu sprechen, sich ihm sodann nähert, über den Tisch hinüberneigt, häßliche, ungeschnittene Nägel an den Fingern zeigt und mit dumpfer, geisterhafter Stimme murmelt: „Hölderlin.“ Und sogleich ist die Erscheinung fort, und der bestürzte Matthisson hat Noth, sich von dem Eindrucke dieses Besuchs zu erholen. In Neislingen bei seiner Mutter angelangt, jagte er sie und sämmtliche Hausbewohner in der Raserei aus dem Hause.

Er hielt sich einige Zeit bei ihr auf und hatte helle und gute Augenblicke, wiewohl er immer von der schwärzesten Melancholie geplagt war. Abermals, aber nun zum letztenmale sollte sein für die Liebe so offenes, unglückliches Herz entzündet werden. Allein man war genöthigt, ihm den Gegenstand seiner Neigung und Verehrung zu entreißen, und ein sehr naher Blutsverwandter von ihm heirathete das Frauenzimmer. Dies fehlte noch, um Hölderlin's Raserei zu vollenden. Nie mehr in seinem Leben wollte er diese Person kennen, wiewohl sie oftmals um ihn war. Hölderlin behauptete schlechterdings, daß er nicht die Ehre habe, seine Majestät jemals gesehen zu haben.

Nun hörte ein wohlwollender, gutgesinnter Prinz, der Hölderlin in Jena kennen gelernt hatte, von seiner unseligen Lage und nahm sich vor, ihn durch eine angemessene Beschäftigung

zu zerstreuen und, wenn es möglich wäre, zu retten. Er wurde von ihm zur Stelle eines Bibliothekars berufen. Aber Hölderlin war verloren. Seine Anfälle von Raserei waren ungestümer und häufiger als je. Er beschäftigte sich mit einer Uebersetzung des Sophokles, die des wunderbaren und närrischen schon manches enthält. Genug, Hölderlin konnte nicht mehr zu Hause behalten werden; unter dem Vorwand, daß er Bücher in Tübingen einkaufen müsse, ward er dahin geschickt, dort aber in das Klinikum gebracht, wo man versuchen wollte, ihn medicinisch zu curiren.

Zwei Jahre verweilte er hier; allein sein Geist ward nicht mehr hell, seine Denkkraft zerstört, seine Nerven unglaublich zerrüttet, und er sank endlich in den schrecklichen Zustand, in dem er sich nun befindet. Er wurde im Hause eines Tischlers aufgenommen, wo er in einem kleinen Zimmerchen, ohne etwas anderes als ein Bett und einige wenige Bücher zu haben, nun schon über zwanzig Jahre lebt.

Tritt man nun in das Haus des Unglücklichen, so denkt man freilich keinen Dichter darin zu treffen, der so gerne mit Platon am Ilyssus wandelte; aber es ist auch nicht häßlich, sondern die Wohnung eines wohlhabenden Tischlers, eines Mannes, der eine für seinen Stand ungewöhnliche Bildung hat, und sogar von Kant, Fichte, Schelling, Novalis, Tieck u. a. spricht. Man fragt nach dem Zimmer des Herrn Bibliothekars — so läßt er sich noch immer gern tituliren — und kommt auf eine kleine Thüre zu. Schon hört man innen reden, man glaubt, daß dort Gesellschaft sey. Der brave Tischler sagt aber, er sey ganz allein und rede Tag und Nacht mit sich selbst. Man besinnt sich, man zaudert anzupochen,

man fühlt sich innerlich beunruhigt. Zuletzt klopft man an, und ein heftiges, lautes „Herein!“ wird gehört. Man öffnet die Thüre, und eine hagere Gestalt steht in der Mitte des Zimmers, welche sich auf's tiefste verneigt, nicht aufhören will, Complimente zu machen, und dabei Manieren zeigt, die voll Grazie wären, wenn sie nicht etwas krampfhaftes an sich hätten. Man bewundert das Profil, die hohe gedankenschwere Stirne, das freundliche, freilich erloschene, aber noch nicht seelenlose, liebe Auge; man sieht die verwüstenden Spuren der geistigen Krankheit in den Wangen, am Mund, an der Nase, über dem Auge, wo ein drückender, schmerzlicher Zug liegt, und gewahrt mit Bedauern und Trauer die convulsivische Bewegung, die durch das ganze Gesicht sich zuweilen verbreitet, die ihm die Schultern in die Höhe treibt und besonders die Hände und Finger zucken macht. Er trägt ein einfaches Wamms, in dessen Seitentaschen er gern die Hände steckt. Man sagt einige einleitende Worte, die mit den verbindlichsten Verbeugungen und einem Schwall von Worten empfangen werden, die ohne allen Sinn sind und den Fremden verwirren. Hölderlin fühlt jetzt, artig, wie er war, und wie er der Form nach es noch ist, die Nothwendigkeit, dem Gaste etwas freundliches zu sagen, eine Frage an ihn zu richten. Er thut es; man vernimmt einige Worte, die verständlich sind, die aber meist unmöglich beantwortet werden können. Hölderlin selbst erwartet nicht im mindesten Antwort und verwirrt sich im Gegentheil auf's äußerste, wenn der Fremde sich bemüht, einen Gedanken zu verfolgen. Darüber später, wenn wir zu unsern eignen Unterhaltungen mit ihm kommen; für jetzt nur die flüchtige Erscheinung. Der Fremde sieht sich eure Majestät, eure Heiligkeit, gnädiger Herr Pater betitelt. Allein Hölderlin ist äußerst unruhig; er empfängt solche Besuche sehr

ungern und ist nachher immer verstörter als früher. Ich that es deswegen jederzeit wider Willen, wenn mich jemand bat, ihn zu Hölderlin zu führen. Doch war mir dies noch lieber, als wenn man allein zu ihm ging. Denn alsdann war die Erscheinung für den Einsamen, von allem Menschenumgang Abgeschlossenen zu neu, zu störend, und der Fremde wußte ihn nicht zu behandeln. Hölderlin selbst fing auch bald an, für den Besuch zu danken, sich abermals zu verbeugen, und es war alsdann gut, wenn man nicht länger verweilte.

Länger hielt sich auch keiner bei ihm auf. Selbst seine frühern Bekannten fanden eine solche Unterhaltung zu unheimlich, zu drückend, zu langweilig, zu sinnlos. Denn eben gegen sie war der Bibliothekar am wunderbarsten. So war einmal Friedrich Haug, der Epigrammatiker, bei ihm, der ihn von lange her kannte. Auch er wurde königliche Majestät betitelt und Herr Baron von Haug geheißen. Wiewohl der alte Freund versicherte, daß er nicht geadelt sey, so ließ Hölderlin dennoch schlechterdings nicht ab, ihm jene vornehmen Titel zu spenden. Gegen ganz Fremde kehrt er absolute Sinnlosigkeit vor. Aber wir wollten zuerst nur zeigen, wie er sich äußerlich darstellt, und wir gehen nun in's genauere ein, zuvörderst blos erzählend.

Anfänglich schrieb er viel und füllte alle Papiere an, die man ihm in die Hand gab. Es waren Briefe in Prosa oder in pindarischen freien Versmaßen, an die theure Diotima gerichtet, häufiger nach Oden in Alcäen. Er hatte einen durchaus sonderbaren Styl angenommen. Der Inhalt ist: Erinnerung an die Vergangenheit, Kampf mit Gott, Feier der Griechen. Ueber die Gedankenfolge für jetzt noch nichts.

In der ersten Zeit bei dem Tischler hatte er noch sehr viele Anfälle von Raserei und Wuth, so daß jener nöthig hatte, seine derbe Faust anzuwenden und dem Wüthenden tüchtig mit Schlägen zu imponiren. Einmal jagte H. ihm seine sämmtlichen Gesellen aus dem Hause und schloß die Thüre. In Zorn und Convulsionen gerieth er gleich, wenn er jemand aus dem Klinikum sah. Indem er oft frei herumging, war er natürlich dem Spott heilloser Menschen ausgesetzt, deren es überall gibt, und deren Bestialität auch ein so furchtbarer, durch das Unglück geheiligter geistiger Zufall ein Gegenstand des dummen Muthwillens ist. Das machte nun Hölderlin, wenn er's bemerkte, so wild, daß er mit Steinen und Koth nach ihnen warf; und dann war es ausgemacht, daß er noch einen Tag lang fortwüthete. Mit tiefem Bedauern haben wir bemerken müssen, daß selbst Studirende thierisch genug waren, ihn zuweilen zu reizen und in Zorn zu jagen. Wir sagen nichts darüber, als daß von allen Bübereien, welche auf Universitäten die Faulheit hervorbringt, diese wohl eine der nichtswürdigsten ist.

Oft nahm die Frau des Tischlers oder eine der Töchter und Söhne den Armen in die Gärten und Weinberge hinaus, wo er sich alsdann auf einen Stein setzte und wartete, bis man wieder nach Hause ging. Es ist zu bemerken, daß man ganz wie mit einem Kinde mit ihm verfahren mußte, wenn man ihn nicht störrisch machen wollte. Wenn er so ausgeht, so muß man ihn zuvor anmahnen, sich zu waschen und zu säubern, indem seine Hände gewöhnlich schmutzig sind, weil er sich halbe Tage lang damit beschäftigt, Gras auszureißen. Wenn er alsdann angekleidet ist, so will er durchaus nicht vorausgehen. Seinen Hut, den er tief auf's Auge hinabdrückt, lupft er vor einem zweijährigen Kinde, wenn er

anders nicht zu sehr in sich vertieft ist. Es ist sehr lobens- und erwähnenswerth, daß die Leute in der Stadt, die ihn kennen, ihn nie ausspotten, sondern ruhig seines Weges gehen lassen, indem sie oft zu sich sagen: Ach, wie gescheut und gelehrt war dieser Herr, und jetzt ist er so närrisch. Allein läßt man ihn aber nicht ausgehen, sondern nur in dem Zwinger vor dem Hause herumwandeln.

Im Anfang kam er manchmal zu dem unlängst verstorbenen trefflichen Conz. Dieser fleißige und thätige Freund der alten Literatur hatte einen Garten vor dem Hirschhauerthore in Tübingen, wo er nach einer Gewohnheit von Jahrzehnten täglich eine Stunde vor Mittag seinen Gang hinrichtete. Ein Vierteljahrhundert hindurch sah man ihn um diese Zeit seinen schweren Körper hinaustragen und sofort am Thore halten, wo ihm der Thorwart regelmäßig die Pfeife anzünden mußte. Alsdann ging der Dichter ruhig und langsam weiter und hielt sich einige Stunden draußen im Freien oder im Gartenhause auf. Als er den Aeschylos übersetzte, kam Hölderlin, der damals noch mehr Feuer und Kräfte hatte, oftmals zu ihm hinaus. Er unterhielt sich alsdann mit Blumenpflücken, und wenn er einen tüchtigen Strauß beisammen hatte, so zerriß er ihn und steckte ihn in die Tasche. Conz gab ihm auch zuweilen ein Buch hin. Einmal, erzählte er mir, bückte sich Hölderlin über ihn her und las einige Verse aus dem Aeschylos herunter. Sodann aber schrie er mit einem krampfigen Lachen: „Das versteh' ich nicht! das ist Kamalattasprache;" denn zu Hölderlin's Eigenheiten gehört auch die Bildung neuer Wörter.

Diese Besuche hörten mit der Zeit auf, je schwächer und dumpfer er wurde. Ich hatte Noth ihn zuweilen zu bewegen, daß er mit mir einen Spaziergang in den conz'schen Garten

machte. Er hatte allerlei Ausreden; er sagte: Ich habe keine Zeit, Eure Heiligkeit — denn auch ich bekam alle Titel durchweg —; ich muß auf einen Besuch warten; oder er brauchte eine ihm gewöhnliche, höchst sonderbare Form, indem er sagte: Sie befehlen, daß ich hier bleibe. Manchmal aber, wenn das Wetter schön und hell war, brachte ich ihn doch zum Anziehen, und wir gingen hinaus. Einmal an einem Frühlingstage war er höchlich erfreut über die reichen Blumenbüsche und die Fülle der Blüthen. Er lobte die Schönheit des Gartens auf die artigste Weise. Sonst war er aber immer unvernünftiger, als wenn ich ihn allein bei mir hatte. Conz bemühte sich, ihn an vergangenes zu erinnern, jedoch umsonst. Einmal sagte er: Herr Hofrath Haug, dessen sie sich noch gut erinnern werden, hat unlängst ein sehr schönes Gedicht gemacht. Hölderlin, wie gewöhnlich ganz und gar unachtsam auf das, was man zu ihm spricht, versetzt: Hat er eins gemacht?" so daß Conz herzlich darüber lachte. Wir gingen sodann nach Hause, und Hölderlin küßte beim Abschied auf der Straße Herrn Conz die Hand auf's eleganteste.

Sein Tag ist äußerst einfach. Des Morgens, besonders zur Sommerszeit, wo er überhaupt viel unruhiger und gequälter ist, erhebt er sich vor und mit der Sonne und verläßt sogleich das Haus, um im Zwinger spazieren zu gehen. Dieser Spaziergang währt meist vier bis fünf Stunden, so daß er müde wird. Gern unterhält er sich damit, daß er ein Schnupftuch in die Hand nimmt und auf die Zaunpfähle damit zuschlägt, oder das Gras ausrauft. Was er findet, und sollte es nur ein Stück Eisen oder ein Leder seyn, das steckt er ein und nimmt es mit. Dabei spricht er immer mit sich

selbst, fragt sich und antwortet sich, bald mit ja, bald mit nein, häufig mit beidem; denn er verneint gern.

Alsdann geht er in's Haus und schreitet dort umher. Man bringt ihm sein Essen auf's Zimmer, und er speist mit großem Appetit, liebt auch den Wein und würde so lange trinken, als man ihm gäbe. Ist er mit dem Essen zu Ende, so kann er keinen Augenblick länger das Geschirr in seinem Zimmer leiden, und er stellt es sogleich vor die Thürschwelle auf den Boden. Er will durchaus nur drin haben, was sein ist; alles andere wird auf der Stelle vor die Thüre gelegt. Der übrige Theil des Tages verfließt in Selbstgesprächen und Auf- und Abgehen in seinem Zimmerchen.

Womit er sich tagelang beschäftigen kann, das ist sein Hyperion. Hundertmal, wenn ich zu ihm kam, hörte ich ihn schon außen mit lauter Stimme declamiren. Sein Pathos ist groß, und Hyperion liegt beinahe immer aufgeschlagen da; er las mir oft daraus vor. Hatte er eine Stelle weg, so fing er an mit heftigem Geberdenspiel zu rufen: O schön, schön, eure Majestät! — dann las er wieder, dann konnte er plötzlich hinzusetzen: Sehen Sie, gnädiger Herr, ein Komma! Er las mir auch oft aus andern Büchern vor, die ich ihm in die Hand gab. Er verstand aber nichts, weil er zu zerstreut ist und nicht einmal einen eignen Gedanken, geschweige einen fremden verfolgen kann. Jedoch lobte er seiner gewöhnlichen Artigkeit zufolge das Buch immer über die Maßen.

Seine übrigen Bücher bestehen aus Klopstock's Oden, Gleim, Cronegk und dergleichen ältern Poeten. Klopstock's Oden liest er oft und zeigt sie gleich vor.

Ich sagte ihm unzähligemal, daß sein Hyperion wieder neu gedruckt worden, und daß Uhland und Schwab seine

Gedichte sammelten. Ich erhielt aber nie eine andere Antwort als eine tiefe Verbeugung und die Worte: Sie sind sehr gnädig, Herr von Waiblinger! Ich bin Ihnen sehr verbunden, eure Heiligkeit. Oft wollte ich, wenn er eine Frage auf diese Weise abschnitt, mit Gewalt auf eine vernünftige Antwort dringen, drehte meine Worte, ließ nicht ab, brachte immer wieder dasselbe in anderer Wendung vor und hörte erst auf, als er in heftige Bewegung gerieth und einen fürchterlich kunterbunten, sinnlosen Wortschwall hervorbrachte.

Der Tischler verwunderte sich bald, daß ich so viele Gewalt über ihn ausüben konnte, daß er mit mir ging, sobald ich wollte, und daß er sich auch in meiner Abwesenheit so viel mit mir beschäftigte. Womit ich ihn am meisten vergnügte, das war ein hübsches Gartenhaus, das ich auf dem Oesterberge bewohnte, dasselbe, worin Wieland die Erstlinge seiner Muse niederschrieb. Hier hat man Aussicht über grüne, freundliche Thäler, die am Schloßberg emporgelagerte Stadt, die Krümmung des Neckars, viele lachende Dörfer und die Kette der Alp. Es wird nun mehr als fünf Jahre, daß ich hier einen angenehmen Sommer verlebte, mitten im Grün, bei so erquickender Aussicht, beinahe ganz im Freien. Leider lastete damals ein so gefährlicher Druck auf meinem Geiste, daß selbst der Genuß dieser freundlichen Natur nicht im Stande war, mich innerlich zu erheitern und zu stärken, und ich hier einen Roman schrieb, den ich bald darauf für werth hielt, verbrannt zu werden, und in dem nur weniges enthalten war, dessen ich mich nicht jetzt schäme. Doch kam später noch der Gesang der Kalonasora hier zu Stande, der, als er drei Jahre darauf gedruckt wurde, wenigstens dem Verfasser den Beifall der gerühmtesten Kenner und Freunde der Poesie erwarb. Hier aber war es, wo ich Hölderlin jede Woche einmal hinaufführte.

Oben angelangt, und in's Zimmer eintretend, verneigte er sich jedesmal, indem er sich meiner Gunst und Gewogenheit auf's angelegentlichste empfahl. Höflichkeitsfloskeln bringt er allenthalben an, und es ist wirklich oft, als ob er damit geflissentlich Jedermann recht fern von sich halten wollte. Hat er einen Grund, so ist es gewiß dieser; es ist aber vielleicht zu viel, allem und jedem eine tiefere Ursache zuschreiben zu wollen als die bloße Sonderbarkeit und Curiosität.

Hölderlin öffnete sich das Fenster, setzte sich in seine Nähe und fing an in recht verständlichen Worten die Aussicht zu loben. Ich bemerkte es überhaupt, daß es besser mit ihm stand, wenn er im Freien war. Er sprach weniger mit sich selbst, und dies ist mir ein vollkommener Beweis, daß er klarer wurde; denn ich habe mich überzeugt, daß jenes unablässige Selbstgespräch nicht anders als eine Folge der Unstätheit seines Denkens und der Ohnmacht ist, einen Gegenstand festzuhalten. Davon hernach. Ich versorgte ihn mit Schnupf- und Rauchtabak, an welchem er eine große Freude hatte. Mit einer Prise konnte ich ihn ganz erheitern, und wenn ich ihm nun gar eine Pfeife füllte und ihm Feuer machte, so lobte er den Tabak und die Maschine auf's lebhafteste und war vollkommen zufrieden. Er hörte auf zu sprechen, und wie er sich nun so am besten fühlte, und es nicht gut war, ihn zu stören, so ließ ich ihn, indem ich etwas las.

Womit er viel zu schaffen hatte, das war das pantheistische Ein und All, mit großen griechischen Charakteren über meinem Arbeitstisch an die Wand geschrieben. Er sprach oft lange mit sich selbst, immer das geheimnißvolle, vielbedeutende Zeichen anschauend, und einmal sagte er: „Ich bin nun orthodox geworden, eure Heiligkeit! Nein, nein! ich studire

gegenwärtig den dritten Band von Herrn Kant, und beschäftige mich viel mit der neuen Philosophie." Ich fragte ihn, ob er sich Schelling's erinnere. Er sagte: „Ja, er hat mit mir zu gleicher Zeit studirt, Herr Baron!" — Ich sagte, daß er nun in Erlangen sey, und Hölderlin erwiderte: „Vorher ist er in München gewesen." Er fragte, ob ich ihn schon gesprochen, und ich sagte ja.

Dies freilich auf die wunderbarste Weise von der Welt. In Stuttgart schon war mir einmal seine Bekanntschaft entgangen, indem ich sein Hierseyn eben erfuhr, als er im Begriff war abzureisen, und Herr Hofrath Haug, der mich zu ihm führen wollte, mir nur einige für mich sehr schmeichelhafte Worte von ihm sagte. Als ich später einmal nach Erlangen kam, wollte ich ihn besuchen. In seinem Hause angekommen, fand ich niemand, der mich gemeldet hätte. Alles war todtenstill. Ich wußte weder Stockwerk noch Thüre und stand lange Zeit in einem Gange, indem ich über dieses sonderbare Warten lachen mußte. Nein, dacht ich, ich gehe dem großen Philosophen nicht aus dem Hause, bis ich endlich einmal zu seiner Bekanntschaft gekommen bin, und einmal muß sich ja doch etwas lebendiges hier regen, wo Alles zu Hause ist, was sich im Himmel und auf Erden beweget. Plötzlich hört' ich Husten. Das war Schelling! sagte ich mir, das war er! das muß er gewesen seyn! und nun keck und ohne weiteres auf die Thüre zu, von wo der Schall herkam, und angepocht. Das geschah. In demselben Augenblicke fast stand auch schon eine Person vor der Thüre, deren Physiognomie durchaus mir den Philosophen zeigte. Schelling fragte mich heftig, ob ich ein Fremder sey, und bat mich in ungestümer Schnelligkeit, ihn nach dem Essen zu besuchen, indem er jetzt gebunden sey. Ich schaute ihm ruhig in's

Gesicht, empfahl mich und ging. Nun, sagte ich zu mir selbst, habe ich ihn gesehen und gesprochen, aber ich bin ihm doch recht zur Unzeit gekommen! Ich hatte ihm nicht einmal meinen Namen gesagt. Ich weiß nicht, welche Wunderbarlichkeit mich trieb, meinen Besuch nicht zu wiederholen, sondern augenblicklich abzureisen, zufrieden, den großen Philosophen nun doch gesprochen und eben in einem Moment gesehen zu haben, wo er vielleicht in der Begeisterung seines Weltalls brannte.

Doch ich kehre zu Hölderlin zurück. Er erinnerte sich Matthisson's, Schiller's, Zollikofer's, Lavater's, Heinse's und vieler anderer, nur, wie ich schon bemerkt, Göthe's nicht. Sein Gedächtniß zeigte noch Kraft und Dauer. Ich fand es einmal befremdend, daß er das Portrait Friedrichs des Großen an der Wand hängen hatte, und fragte ihn deßhalb. Er sagte mir: „Das haben Sie schon einmal bemerkt, Herr Baron;“ und ich erinnerte mich nun selbst, es wohl viele Monate vorher bemerkt zu haben. So erkennt er auch alle wieder, die er gesehen. Er vergaß nie, daß ich Dichter bin, und fragte mich unzähligemal, was ich gearbeitet hätte, und ob ich fleißig gewesen sey. Dann konnte er aber freilich sogleich hinzusetzen: „Ich, mein Herr, bin nicht mehr von demselben Namen, ich heiße nun Killalusimeno. Oui, eure Majestät: Sie sagen so, Sie behaupten so! es geschieht mir nichts!“

Dies letztere überhaupt hörte ich häufig bei ihm. Es ist, als ob er sich dadurch versichern und beruhigen wollte, indem er sich immer den Gedanken vorhält: es geschieht mir nichts.

Ich gab ihm auch Papier zum Schreiben. Alsdann setzte er sich an den Schreibtisch und machte einige Verse,

auch gereimte. Sie waren jedoch ohne Sinn, besonders die letztern, übrigens metrisch richtig. Er erhob sich sodann und überreichte sie mir mit großen Complimenten. Einmal schrieb er darunter: „Dero unterthänigster Hölderlin.“

Eines Tages hatte ich ihm gesagt, daß auf den Abend Concert sey. Ich hatte daran gedacht, ob es nicht möglich wäre, ihm diesen Genuß zu verschaffen. Allein man konnte es nicht wagen. Vielleicht hätte die Musik zu starken Eindruck auf ihn gemacht, auch war von der Ungezogenheit der Studenten zu befürchten. Genug, ich verließ mit ihm das Gartenhaus. Er war ganz in sich versunken und sprach keine Sylbe. Als ich schon mit ihm in der Stadt war, sah er mich plötzlich an, als ob er aufwachte und sagte: „Concert.“ Gewiß, daß er unterdessen daran gedacht.

Denn die Musik hat ihn noch nicht ganz verlassen. Er spielt noch richtig Klavier, aber höchst sonderbar. Wenn er darankommt, so bleibt er tagelang sitzen. Alsdann verfolgt er einen Gedanken, der kindisch simpel ist, und kann ihn viele hundertmal hindurch drehen und dermaßen abspielen, daß man es nicht mehr aushalten kann. Zudem kommt noch ein schnelles Aufzucken von Krampf, das ihn nöthigt, manchmal blitzschnell über die Tasten wegzufahren, und das unangenehme Klappern seiner langgewachsenen Nägel. Diese nämlich läßt er sich höchst ungern schneiden, und es sind eine Menge Kunstgriffe nöthig, um ihn zu bewegen, wie man sie bei störrischen und eigensinnigen Kindern anwendet. Hat er eine zeitlang gespielt, und ist seine Seele ganz weich geworden, so fällt plötzlich sein Auge zu, sein Haupt richtet sich empor, er scheint vergehen und verschmachten zu wollen, und er beginnt zu singen. In welcher Sprache, das konnte ich nie erfahren, so oft ich es auch hörte; aber er that es mit

überschwenglichem Pathos, und es schauderte einen in allen Nerven, ihn so zu sehen und zu hören. Schwermuth und Trauer war der Geist seines Gesanges; man erkannte einen ehemals guten Tenor.

Kinder liebt er sehr. Aber sie haben Angst vor ihm und fliehen ihn. Den Tod fürchtet er ausnehmend, wie er überhaupt sehr furchtsam ist. Bei seiner entsetzlichen Nervenschwäche ist er leicht zu erschrecken; er fährt beim kleinsten Geräusch zusammen. Wenn er in Bewegung, in Zorn, oder nur in übler Laune ist, so zuckt sein ganzes Gesicht, seine Geberden sind heftig, er dreht die Finger so krampfig zusammen, als ob keine Gelenke drin wären, und schreit auch wohl laut, oder tobt in ungestümen Discursen auf sich selbst. In einem solchen Moment muß man ihn allein lassen, bis sich die Wallung gelegt hat, sonst wird man am Arm hinausgeführt. Ist er ganz aufgebracht so liegt er im Bett und steht einige Tage lang nicht mehr auf.

Einmal kam es ihm plötzlich in den Sinn, nach Frankfurt zu gehen. Man nahm ihm nun die Stiefeln weg, und das erzürnte den Herrn Bibliothekar dergestalt, daß er fünf Tage im Bette blieb. Im Sommer plagt ihn die Unruhe oft so, daß er Nächte lang im Hause auf- und abgeht.

Ich wollte ihm andere Bücher geben und dachte, den Homer, der ihm noch im Gedächtniß sey, werde er doch lesen. Ich brachte ihm eine Uebersetzung, aber er nahm sie nicht an. Ich ließ sie beim Tischler und sagte diesem, er solle behaupten, daß sie ihm gehöre. Dennoch nahm sie Hölderlin nicht an. Der Grund davon ist nicht Stolz, sondern Furcht, sich zu beunruhigen, indem er sich mit etwas Fremden einläßt. Nur das Gewohnte konnte ihn in Ruhe lassen, „Hyperion“ und seine bestäubten alten Poeten; Homer

war ihm seit zwanzig Jahren fremd geworden, und alles Neue störte ihn.

Ich lud ihn auch ein, mit mir in einen Garten zu gehen, wo ein Weinschenke war. Die Aussicht war hier sehr hübsch und man gänzlich unbeobachtet. Hölderlin trank männlich. Auch das Bier schmeckte ihm; er vertrug mehr, als man glauben sollte. Ich sorgte aber, daß nie die Grenze überschritten wurde. Er fühlte sich ganz behaglich, wenn er so eine Pfeife rauchte; denn er sprach nicht mehr und verhielt sich ruhig.

Seiner alten Mutter schrieb er, aber man mußte ihn immer mahnen. Diese Briefe waren nicht unvernünftig; er gab sich Mühe, und sie wurden sogar klar, aber nur so, auch dem Styl nach, wie ein Kind schreibt, das noch nicht fertig denken und schreiben kann. Einer war einmal in der That gut, endete aber so: Ich sehe, daß ich aufhören muß. Hier verwickelte er sich schon, fühlte es selbst und schloß. Man kann diesen Zustand am besten mit der Störung im Denken vergleichen, die man bei Krankheiten, bei starkem Kopfweh, heftiger Schläfrigkeit und des Morgens nach einem allzu unmäßigen Abend bei'm Weine in sich gewahrt.

Mein Gartenhaus war ihm so theuer geworden, daß er nach Jahren, da ich es nicht mehr bewohnte, sich noch danach erkundigte und, wenn er mit der Tischlersfrau in einen in seiner Nähe gelegenen Weinberg ging, mehremale vor die Thür hinaufstieg und schlechterdings behauptete, daß hier Herr von Waiblinger wohne.

Die Natur, ein hübscher Spaziergang, der freie Himmel that ihm immer gut. Ein Glück für ihn ist es, daß er von seinem Zimmerchen aus eine wirklich recht lachende Aussicht auf den Neckar, der sein Haus bespült, und auf ein liebliches Stück Wiesen und Berglandschaft genießt. Davon gehen

auch eine Menge klarer und wahrer Bilder in die Gedichte über, die er schreibt, wenn ihm der Tischler Papier gibt.

Merkwürdig ist, daß er nicht auf Gegenstände zu sprechen gebracht werden konnte, die ihn ehedem in bessern Tagen sehr in Anspruch genommen. Von Frankfurt, Diotima, von Griechenland, seinen Poesien und dergleichen ihm sonst so wichtigen Dingen redet er kein Wort; und wenn man auch geradezu fragt: Sie waren wohl schon lange nicht mehr in Frankfurt? so antwortet er blos mit einer Verbeugung: Oui, Monsieur, Sie behaupten das; und dann kommt eine Flut von halbfranzösisch.

Eine ungemeine Freude hat man ihm damit gemacht, daß man ihm endlich in den letzten Jahren ein kleines Sopha in sein Zimmerchen that. Das verkündete er mir mit einem kindischen Entzücken, als ich zu ihm kam, indem er mir die Hand küßte und sagte: Ach sehen Sie, gnädiger Herr, nun hab' ich ein Sopha. Ich mußte auch gleich Platz nehmen, und Hölderlin traf ich eine zeitlang nachher meist auf ihm an, wenn ich ihn besuchte.

Ich machte in der Zeit, da ich mit ihm umging, viele Reisen nach Italien, in die Schweiz und in's Tyrol, und wenn ich zurückkam, so wußte er immer, wo ich gewesen, und äußerte sich besonders gern über die Schweiz, wo er die schöne Gegend von Zürich und St. Gallen lobte und von Herrn Lavater und Zollikofer sprach. Einmal sagte ich ihm, daß ich nun nach Rom gehe und sobald nicht mehr zurückkehren werde, und lud ihn scherzhaft ein, mein Reisegefährte zu seyn. Er lächelte so liebenswürdig verständig als nur ein Weiser lächeln kann und sagte: „Ich muß zu Hause bleiben und kann nicht mehr reisen, gnädiger Herr!"

Zuweilen gab er Antworten, worüber man fast durchaus

lachen mußte, zumal da er sie mit einer Miene gab, als ob er wirklich spottete. So fragte ich ihn einmal, wie alt er sey, und er versetzte lächelnd: „Siebenzehn, Herr Baron.“ Dies ist aber keine Ironie, sondern gänzliche Zerstreuung. Nie gibt er Acht auf das, was man zu ihm spricht, weil er immer in sich selbst mit seinen unvollkommenen, unklaren Gedanken kämpft; und will man ihn nun plötzlich mit einer Frage aus diesem dumpfen Brüten herausreißen, so muß man mit dem nächsten zufrieden seyn, was ihm auf die Zunge kommt. So ging ich einmal mit ihm über eine Wiese spazieren; ich ließ ihn lange in sich versenkt neben mir hergehen, als ich ihn schnell auf ein neugebautes Haus aufmerksam machte und sagte: Sehen Sie, Herr Bibliothekar, dieses Gebäude haben Sie gewiß noch nicht bemerkt? Hölderlin wachte plötzlich auf und sagte mir mit einem Ausdruck, als hänge das Wohl der Welt davon ab: „Oui, eure Majestät.“

Von seinen schriftlichen Sachen und dem vielen, was er während seines traurigen Lebens geschrieben, besitze ich eine Menge in Deutschland und würde gern etwas davon mittheilen, wenn es mir möglich wäre. Ich erinnere mich nur einer Ode in alcäischem Versmaß, die mit folgenden rührend schönen Zeilen beginnt:

An Diotima.

Wenn aus der Ferne, da wir geschieden sind
ich Dir noch kennbar bin, Dir Vergangenheit,
o Du Theilhaber meiner Schmerzen,
einiges Gute bezeichnen Dir kann — —

In der letzten Zeile sieht man schon, wie er den Gedanken nicht mehr erfassen konnte, und wie es ihm gerade ging, wie einem angehenden oder schlechten Dichter, der sich nicht in's Klare darüber bringen kann, was er sagen will, und

nicht Meister genug darüber ist, um es so stark auszudrücken, als er es empfindet.

In seinen Briefen ist durchgehends der Inhalt ein Kampf und ein Anringen gegen die Gottheit oder das Schicksal, wie er sie gern nennt. Eine Stelle lautet folgendermaßen: Himmlische Gottheit, wie war es unter uns, da ich dir noch verschiedene Schlachten und einige nicht unbedeutende Siege abgewann!

Ein schreckliches, geheimnißvolles Wort fand ich einmal in seinen Papieren. Nach vielem Ruhmwürdigen, was er von griechischen Heroen und alter Götterschönheit sagt, beginnt er: Nun versteh' ich den Menschen erst, da ich fern von ihm und in der Einsamkeit lebe!

Naturanschauungen sind ihm noch vollkommen klar. Es ist ein großer, erhebender Gedanke, daß die heilige, alllebendige Mutter Natur, die Hölderlin mit seiner gesundesten, schwungvollsten, frischesten Poesie feierte, auch da, wo ihm die Welt des bloßen Gedankens in einem unseligen Wirrwar unterging, und es ihm nicht mehr gegeben war, etwas rein abgezogenes consequent zu verfolgen, noch von ihm verstanden wird. Das beweist sein Benehmen im Freien, der Eindruck und die wohlthätige, beruhigende Wirkung, welche die Natur auf ihn äußert, und besonders manche schöne Bilder, die er sich frischweg aus ihr holte, indem er von seinem Fenster aus den Frühling kommen und gehen sah. So malte er in einem Verse auf eine homerisch anschauliche Weise, wie Schafe über einen Steg wandern. Das sah er oft vom Fenster. Er kam auf einen ganz sublimen Gedanken, indem er die silbernen Regentropfen von seinem Dache fallen sah.

Der Zusammenhang wird aber freilich vergebens gesucht, und bemüht er sich, etwas abstractes zu sagen, so verwirrt

er sich, wird lahm und hilft sich am Ende blos mit einer ungewöhnlichen Wortfügung.

Der größte Irrthum, in den manche flüchtige Beobachter dieses verwirrten Seelenzustandes gefallen sind, ist der, daß sie glauben, Hölderlin habe die fixe Idee, mit nichts als Königen, Päpsten und vornehmen Herren umzugehen, weil er jedermann und auch den Tischlern jene hohen Titel gibt. Allein das ist ganz falsch; Hölderlin ist ohne eine durchgehends ihn beherrschende fixe Idee. Er ist mehr in einem Zustande der Schwäche als der Narrheit, und Alles, was er sinnlos vorbringt, ist eine Folge jener geistigen und körperlichen Erschöpfung. Erklären wir uns deutlicher.

Hölderlin ist unfähig geworden, einen Gedanken festzuhalten, ihn klar zu machen, ihn zu verfolgen, einen andern ihm analogen anzuknüpfen und so in regelmäßiger Reihenfolge durch Mittelglieder auch das Entfernte zu verbinden. Sein Leben ist, wie wir gesehen, ein ganz inneres, und dies ist gewiß eine der Hauptursachen, daß er in diesen Zustand der Abstumpfung versunken, aus dem sich herauszuarbeiten ihm schon seine physische Erschlaffung und die unglaubliche Schwäche seiner Nerven unmöglich macht. Es fällt ihm etwas ein, sey es eine Erinnerung, sey es vielleicht eine Bemerkung, die ihm ein Gegenstand der Außenwelt erweckt, er fängt an, zu denken. Aber nun mangelt ihm alle Ruhe, alles stete und feste, um zu erfassen, was nur wie im Dunst in ihm werden wollte. Er sollte ausbilden, und es fehlt die Kraft, auch nur einen Begriff in seine Merkmale zu zerlegen. Er will bejahen: aber wie es ihm nicht um die Wahrheit zu thun ist, denn diese kann nur das Product eines

gesunden, geordneten Denkens seyn, so verneint er im Augenblick, denn die gesammte Welt der Geister ist ihm Schein und Nebel, und sein ganzes Wesen ist ein entschiedener, freilich schrecklicher Idealismus geworden. Sagt er zum Beispiel zu sich selbst: die Menschen sind glücklich; so mangelt es ihm an Halt und Klarheit, um sich zu fragen, warum und wie; er fühlt eine dumpfe widerstrebende Empfindung in sich, er widerruft und sagt: die Menschen sind unglücklich, ohne sich darum zu bekümmern, warum und wie sie es sind. Diesen unglückseligen Widerstreit, der seine Gedanken schon im Werden zernichtet, konnte ich unzähligemal bemerken, weil er gewöhnlich laut denkt. Gerieth er auch wirklich so weit mit dem Festhalten eines Begriffs oder einer Idee, so schwindelte ihm sogleich der Kopf, er verwirrte sich nur desto stärker, es zuckte eine convulsivische Bewegung durch seine Stirne, er schüttelte mit dem Haupt und rief: „Nein! nein!“ Und um sich aus diesem Schwindel, der ihn allzu sehr beunruhigt, herauszutreten, verfiel er nun alsobald in ein Delirium und sagte Worte ohne Sinn und Bedeutung, gleichsam als ob sein Geist, allzu angestrengt durch jene zu lange Function des Denkens sich erholen sollte, während der Mund Worte aussprach, bei denen jener nichts zu thun hatte. Dies wird ferner auch klar aus seinen Papieren. Es ist ihm noch gegeben, einen Satz hinzuschreiben, der etwa das Thema seyn soll, das er ausführen will. Dieser Satz ist klar und richtig, wiewohl er meist doch nur eine Erinnerung ist. Allein wenn er ihn durchführen, ausarbeiten, entwickeln soll, so daß es darauf ankommt, zu zeigen, wie weit er im Stande sey, jene noch gebliebene Erinnerung durchzudenken und den neu ergriffenen Gedanken gleichsam wieder zu erzeugen, so fehlt es ihm sogleich; statt eines Fadens, der das Vielfache

verknüpfen sollte, gehen ihrer so viele durcheinander und verlieren sich mithin in einem wüsten Gespinnst, wie in einer Spinnenwebe. Er wird sogleich matt; er kommt von einem auf's andere und spricht nun endlich mit derselben Mühseligkeit seine Worte aus, mit der ein im Denken und Schreiben noch ungeübtes Kind sich anstrengt, um sich schriftlich zu erklären. Nun aber sind ihm, wie wir eben sagten, noch eine Menge sublimer metaphysischer Gedanken im Kopf, es ist ihm ferner noch ein gewisser Sinn für poetischen Anstand, für originellen Ausdruck geblieben, und er äußert sich sofort dunkel und höchst abenteuerlich, gleich unfähig, seine dunstigen aufgestiegenen Geistesblasen fest zu halten, oder jenen Erinnerungen eine neue Wendung oder eine klare Consistenz zu geben, als auf der andern Seite bemüht, durch eine noch in seiner Macht gebliebene, ungewöhnliche Form und Ausdrucksweise, wie mit Absicht seine Verlegenheit zu verdecken.

Zu dieser Art Poesien gehören selbst schon einige Stücke, welche in der Sammlung seiner Gedichte stehen. Wiewohl sie des Schönen, Frischen und Klaren viel enthalten, ja sogar herrliche, schwungvolle Stellen zeigen, so findet man doch hier und da Untiefen, welche wie schattige Flecken auf einer glatten, sonnigen Wasserfläche aussehen. Hier hatte sich Hölderlin's Geist, dessen Leiden eben zu jener Zeit begannen, wo er diese Gedichte schrieb, schon verwickelt und ist nicht mehr im Stande, den Stoff ganz zu bemeistern. Es wäre daher gut gewesen, wenn die Herausgeber, Uhland und Schwab, die sonst mit so vieler Sorgfalt und Mühe auswählten, diese Stücke entweder weggelassen oder wenigstens für solche, die mit Hölderlin's Zustande unbekannt sind, mit einer Bemerkung versehen hätten. Die zartfühlenden Herausgeber hielt wohl eine Rücksicht für den noch lebenden Dichter ab, der

übrigens für die Erscheinung seiner Gedichte gar kein Interesse zeigte.

Auf diese Art ist er immer mit sich selbst beschäftigt, wenn er nicht etwa in einem Zustand vollkommener Stumpfheit ist. Kommt er nun mit einem Menschen zusammen, so erscheinen die verschiedensten Motive, die ihn so unzugänglich und unverständlich machen. Für's erste ist er gewöhnlich dergestalt in sich versenkt, daß er nicht die mindeste Aufmerksamkeit auf das hat, was außer ihm ist. Es ist eine unermeßliche Kluft zwischen ihm und der ganzen Menschheit; er ist entschieden aus ihr herausgetreten; es findet keine Verbindung mehr mit ihr statt, als etwa die der bloßen Erinnerung, der bloßen Angewöhnung des Bedürfnisses und des nie ganz zu ertödtenden Instinkts. Er erschrak zum Beispiel einmal auf's äußerste, als er ein Kind in einer gefährlichen Stellung am Fenster sah, lief schnell hin und nahm es weg. Diese scheinbar menschliche Theilnahme am Menschlichen ist von seinem einst so tieffühlenden, so aufgeschlossenen warmen Gemüthe zurückgeblieben; aber auch nichts anderes, als dieser instinktmäßige Trieb. Es wäre ihm gleichgültig, wenn man ihm sagte, die Griechen seyen bis auf den letzten Sprößling ausgerottet, oder sie hätten vollkommen obgesiegt und beständen nun als selbstständiger Staat; ja, er würde es nicht einmal in sich aufnehmen, würde es nicht einmal denken, denn es liegt ihm zu fern, ist zu fremd, stört ihn zu sehr. So würde er, wenn man ihm gesagt hätte, ich sey gestorben, mit großem Affect gerufen haben: „Herr Jesus, ist er gestorben?" — aber er hätte im ersten Moment nichts gefühlt und nichts gedacht, jene scheinbar theilnehmenden Worte wären blos Form gewesen, die er immer beobachten möchte, und erst später, wenn er nach und nach Eingang in ihr gefunden

hätte, würde er von meinem Tode gesprochen haben; weiter übrigens gewiß nichts, denn er kann sich anderer schlechterdings nicht mehr annehmen.

Schon diese unablässige Zerstreuung, diese Beschäftigung mit sich selbst, dieser totale Mangel an Theilnahme und Interesse für das, was außer ihm vorgeht, diese seine Abneigung und Unfähigkeit, eine andere Individualität zu erfassen, anzuerkennen, zu verstehen, gelten lassen zu wollen, schon diese Gründe machen eine genaue Communication mit ihm unmöglich.

Nun ist nicht zu vergessen, daß noch eine starke Eitelkeit und eine Art von Stolz und Selbstgefühl in ihm zurückgeblieben. In seiner zwanzigjährigen Einsamkeit fand er nur Nahrung: weil er von aller Welt abgeschieden lebte, so gewöhnte er sich daran, sie nicht mehr nöthig zu haben; weil keine Möglichkeit einer frohen Berührung mit ihr vorhanden war, so tröstete und beruhigte er sich selbst mit stolzen Vorspiegelungen, und er hielt sich wie früher, in der offenen, halb anerkennenden äußeren Welt durch Thätigkeit und Wirken, so nun in seinem abgeschlossenen Leben, wo er sich selbst Ich und Nichtich, Welt und Mensch, erste und zweite Person war für etwas hohes oder höchstes. Diese große Meinung von sich ist aber durch die liebenswürdige Grazie und die unverkennbare Güte seiner Natur verdeckt; Erziehung, angeborener, natürlicher Anstand, ein Sinn für Schicklichkeit, der jetzt nur hie und da durch Geistesabwesenheit und Zerstreuung unbemerkbar wird, Umgang mit trefflichen Männern aller Art und selbst mit Leuten von hohem Stande ließen sie nie hervortreten, und Hölderlin benahm sich daher mit einer Bescheidenheit, mit der er sich viele Herzen gewann. Alle diese Formen der Höflichkeit und Artigkeit sind ihm so

angewöhnt, daß er sie jetzt noch gegen Jedermann beobachtet. Allein wie er bei so zerstörtem geistigem Leben, bei so langer Abgeschiedenheit auf die absurdesten Dinge kommen muß, so übertreibt er auch jene Convenienzen und Ceremonien und nennt die Leute bald Majestät, bald Heiligkeit, bald Baron und bald Pater. Es ist dabei nicht zu vergessen, daß er bei Hofe war, als seine Raserei gewaltsam und entschieden ausbrach, und daß wohl auch etwas Stolz und Eitelkeit mitunter ihr Spiel haben können, so wie seine auffallende Neigung, sich Jedermann in einer unübersteigbaren Ferne zu halten. Aber daß er wirklich mit Königen umzugehen glaubt, daran ist nicht zu denken; denn, wie ich oben bemerkte, er ist kein Narr, hat keine fixe Idee, und sein Zustand ist nur der einer Geistesschwäche, welche durch ein zerstörtes Nervensystem zu einer unheilbaren Krankheit geworden ist.

Wie er Alles meidet, was ihn plagt, was ihm die Denkfunction in noch größere Verwirrung bringt, so erinnert er sich auch weniger gern an die wichtigeren Gegenstände seines frühern Lebens, die seine Krankheit veranlaßt haben. Kommt er aber darauf, so wird er entsetzlich unruhig, er tobt, er schreit, er geht Nächte lang umher, er wird unsinniger als gewöhnlich und läßt nicht eher nach, bis seine allzu geschwächte physische Natur ihre Erhaltungsrechte ausübt. Ist er erzürnt und gereizt, wie zum Beispiel damals, als es ihm in den Kopf kam, plötzlich nach Frankfurt zu gehen, so sucht er aus Bitterkeit sich sein Zimmerchen, auf das er die ganze weite Welt reducirt hat, auf einen noch kleinern Raum zu reduciren, als wie wenn er dann sicherer, unangefochtener wäre und den Schmerz besser aushalten könnte. Dann legt er sich zu Bette.

Das viele Sinnlose, was er zu sich selbst und andern

spricht, ist die Folge seiner Art, sich zu unterhalten. Er ist allein, er hat Langeweile, er muß sprechen. Er sagt etwas, das vernünftig ist, er kann es nicht weiter ausbilden, es kommt ihm etwas anderes in den Sinn und das wird Schlag auf Schlag von einem dritten und vierten verdrängt und zernichtet. Jetzt kommt eine schreckliche Confusion heraus, er fühlt sich übel darin, er redet Unsinn, plaudert bedeutungsloses, während sein Geist wieder ausruht. Ist er mit andern zusammen, so glaubt er artig und gesellig seyn zu müssen, er fragt also, sagt etwas, aber ohne alles Interesse an den Fremden, sowie ohne Interesse an dem, was dieser gegen ihn äußert. Er ist unterdessen so mit sich selbst verwickelt, daß er den zweiten gleich annullirt und mit sich selbst spricht. Befindet er sich nun in der Verlegenheit, antworten zu müssen, so mag er nicht denken, er versteht nicht, was man ihm sagt, weil er es nicht beachtet, und er fertigt demnach den Gesellschafter mit Unsinn ab.

Die unzähligen närrischen Curiositäten sind größtentheils eine leicht erklärbare Ausgeburt seines Einsiedlerlebens. Kommen ja sogenannte vernünftige Menschen, die viele Jahre lang sich zurückziehen, besonders wenn sie nichts arbeiten, auf Dinge, die kaum einem ausgemachten Narren anstehen würden; um wie viel mehr ein Unglücklicher, der nach einer Jugend voll Hoffnungen und Freuden, voll Schönheit und Reichthum durch eine unglückselige Combination der Umstände, ein allzu reizbares geistiges Wesen und einen allzu straff gespannten Geist ganze Jahrzehnde fern von jeder Berührung mit der Welt lebt und nichts mehr besitzt, um sich seine Zeit zu vertreiben, als das zerstörte Uhrwerk seines Denkvermögens.

Sollen wir nun unsere Antwort auf eine Frage geben, die sich uns so unwiderstehlich bei der Betrachtung des

herzerschütternden Schicksals dieses einst so viel verheißenden Geistes aufdrängt, ob er nämlich noch genesen, ob er erwachen und zum vollkommenen Gebrauch seiner geistigen Kräfte gelangen werde, so müssen wir mit dem tiefsten Schmerz gestehen, daß uns eine solche Veränderung seines psychischen Lebens zwar wünschenswerth, aber nicht glaubwürdig ist. Hölderlin's körperliche Verfassung ist dergestalt zerstört, daß er andere Nerven bekommen müßte, um den Geist von seinen Fesseln zu befreien. Das aber, was wir hoffen und selbst nach manchen Erfahrungen glauben, ist eine momentane Genesung, die dem Unglücklichen kurz vor der Auflösung der für ihn so schrecklich gewordenen Verbindung zwischen Leib und Seele vielleicht zu Theil werden wird. Aber gewiß könnte dies nur ein Augenblick seyn, und nur der letzte. Als ich Deutschland verließ, hatte Hölderlin schon bedeutend abgenommen, er war erschöpfter, als gewöhnlich und auch stiller. Vor sechs Jahren hatte sein Auge noch Feuer und Kraft, und sein Gesicht noch Leben und Wärme. Es wurde aber zuletzt auch matter und abgelebter. Es ist nun lange her, daß ich nichts mehr von ihm hörte. Er hat sein Leben nun auf 57 Jahre gebracht, von denen ihm nur die ersten drei Jahrzehnde nicht verloren gehen sollten. Keiner Seele ist der Abschied von einem Körper mehr zu wünschen, der ihre Thätigkeit, ihre schönsten Kräfte, ihren kühnsten Flug hemmt, als jener allzu fein und verletzbar gewebten, die der Sturm des Verhängnisses zerrissen! Hoffen wir darum, daß jener einzige und letzte Augenblick dem edeln, nun aus unserer Gesellschaft getretenen Freunde werde, und daß ihm vor der Wanderung in ein anderes Leben das schwermüthige Räthsel des vergangenen noch klar und die Hoffnung des zukünftigen neu lebendig werde!

Staats-
Bibliothek
Bamberg

Ich erlaube mir folgende Werke zu empfehlen, die durch alle Buchhandlungen Deutschlands und des Auslands zu den beigesetzten Preisen zu beziehen sind.

The
Academical Instructor.

A new copy-book, containing Alphabets of round Text, round Hand and Currency

oder

Original englische Vorschriften

in verschiedenen Schreibarten

von

Duncan Smith in London.

3te Auflage. 1. Heft, gr. 4. in Kupfer gestochen, geh. 12 gr.

Bei dem immermehr zunehmenden Studium der englischen Sprache in Deutschland, glaube ich dem Wunsche vieler Lehrer und Väter zu entsprechen, wenn ich ihnen diese ächt englischen Schriftzüge vorführe, die den Vortheil gewähren, bei Erlernung einer schönen Handschrift diese so wichtige Eigenschaft für einen jungen Mann, zugleich mit der englischen Sprache bekannt zu machen.

Das vollständige Werk wird vier Hefte umfassen.

Die Platten sind sehr schön gestochen. Für Handlungsinstitute ist ein **bedeutend ermässigter Partiepreis.**

Aus
dem Leben und den Memoiren eines ehemaligen Galeerensclaven, welcher, nachdem er Komödiant, Soldat, Seeofficier, Räuber, Spieler, Schleichhändler und Galeerensclave war, endlich Chef der pariser geheimen Polizei unter Napoleon sowohl als unter den Bourbonen bis zum Jahre 1827 wurde.

Von

Vidocq.

1829. 8 Theile. Früherer Preis 6 Thlr. 12 gr.
Herabgesetzt auf 3 Thlr.

Diese wahren Begebnisse des Vidocq sind nicht allein für den gewöhnlichen Leser, der nur Unterhaltung sucht, von fesselndem Inhalte, sondern jeder Staatsmann, jeder Philosoph, der sich den Menschen zum Studium macht, wird darin einen wahren Beitrag zur Seelenkunde finden, im ganzen den Beweis, daß schlechte oder gar keine Erziehung den Grund aller Laster bildet.

Den Hauptinhalt bilden: Seine Biographie. — Lyrische und andere Gedichte. — Erzählungen, Novellen und Reisebeschreibungen. — Kritische, satirische Schriften u. s. w. —

Jeder Band von 2 Lieferungen à 6 ggr. wird ein Kupfer enthalten und das ganze Werk nicht höher als $4\frac{1}{2}$ Rthlr. zu stehen kommen. Es wird in diesem Jahre vollendet ausgegeben werden.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Waiblinger, Wilhelm

Wilh. Waiblingers gesammelte Werke mit des Dichters Leben

Bd.: 3

1839

Bamberg, Staatsbibliothek -- L.g.o.849(1#3
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11723090-5